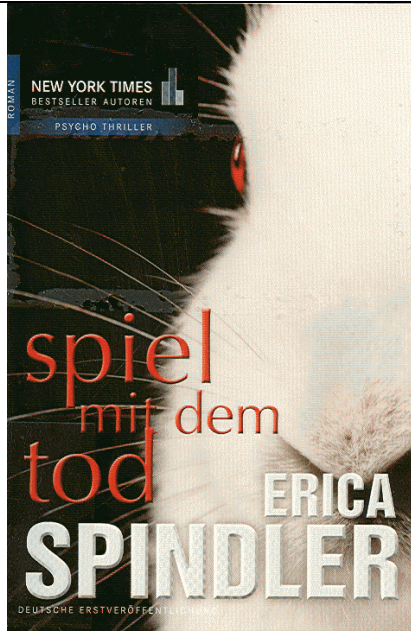




Erica Spindler

Spiel mit dem Tod

s&p 02/2007

Ein neues Internet-Spiel von dem genialen Macher Leonardo Noble zieht alle Fantasy-Fans in seinen Bann. Doch der Einsatz von »The White Rabbit« ist hoch: Wer dem aufregenden Abenteuer mit der Hauptfigur Alice verfällt, riskiert sein Leben. Zwei Morde wurden in New Orleans bereits begangen. Jetzt arbeiten Stacy Killian und Detective Spencer Malone eng zusammen. Alles weist auf einen wahnsinnigen Täter hin, der in dieser tödlichen Märchenwelt nicht länger zwischen Wirklichkeit und Schein unterscheiden kann ...

ISBN: 3-89941-241-9

Original: Killer takes all (2005)

Aus dem Amerikanischen von Constanze Suhr

Verlag: MIRA

Erscheinungsjahr: 1. Auflage: Juli 2006

Umschlaggestaltung: pecher und soiron, Köln

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Autor

Nach ihrer erfolgreichen Laufbahn als Malerin entschloss Erica Spindler sich, Autorin zu werden. Wer ihre Romane liest, weiß, dass besonders Psychologie und gesellschaftliche Entwicklungen sie faszinieren. Diese Thematik, gepaart mit scharfem Blick für Liebesbeziehungen, machen ihre Romane zu einem spannenden, emotionalen Leseerlebnis.

Die Handlung und Figuren dieses Romans sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind
nicht beabsichtigt und wären rein zufällig.

1. KAPITEL

Montag, 28. Februar 2005 1:30 Uhr New Orleans, Louisiana

Stacy Killian öffnete die Augen, plötzlich hellwach. Wieder war das Knallen zu hören.

Pistolenschüsse.

Sie richtete sich auf, schwang die Beine über die Bettkante und nahm ihre Pistole aus der Schublade des Nachttisches. Zehn Jahre Polizeidienst hatten sie darauf programmiert, blitzschnell auf dieses spezielle Geräusch zu reagieren.

Stacy ging zum Fenster und stellte sich hinter den Vorhang. Der Mond beleuchtete den Garten. Dürre Bäume, die Hundehütte, doch nirgends war Caesar, der Labrador-Welpe ihrer Nachbarin Cassie, zu sehen.

Kein Laut. Keine Bewegung.

Barfuß schlich sie mit erhobener Waffe ins angrenzende Arbeitszimmer. Stacy wandte sich schnell nach links, dann nach rechts, nahm jedes Detail wahr: die Stapel von Sachbüchern für das Referat, das sie über Shelleys »Mont Blanc« vorbereitete, ihr aufgeklappter Laptop, die halb ausgetrunkene Flasche mit dem billigen Rotwein. Die Schatten. Die tiefe Dunkelheit. Die Stille.

Alles war wie immer. Das Geräusch, das sie geweckt hatte, war also nicht aus ihrer Wohnung gekommen.

Sie öffnete die Eingangstür, ging auf die Veranda hinaus und erschaute in der kühlen, feuchten Nachtluft. Das morsche Holz knarrte unter ihren Füßen.

Die Nachbarn schienen zu schlafen. Aus einigen vereinzelt Fenstern fiel Licht, ein paar Terrassen waren beleuchtet.

Plötzlich schepperte ganz in der Nähe ein umstürzender Müllcontainer. Kurz darauf Lachen. Wahrscheinlich Teenager, die sich in der städtischen Variante des Bullenreitens übten.

Sie runzelte die Stirn. War sie womöglich durch dieses Geräusch geweckt worden? Und hatte es im Halbschlaf und durch ihre etwas eingerosteten Instinkte falsch interpretiert?

Vor einem Jahr hätte sie diese Zweifel nie gehabt. Aber vor einem Jahr war sie noch Polizistin gewesen, Kriminalbeamtin beim Morddezernat in Dallas. Als sie noch nicht verraten worden war, eine Erfahrung, die ihr nicht nur das Selbstvertrauen geraubt, sondern sie auch gezwungen hatte, endlich gegen die Unzufriedenheit anzukämpfen.

Stacy streifte ihre verschmutzten Garten-Clogs über, die sie auf einem Regal neben der Tür aufbewahrte. Dann ging sie über die Veranda und stieg die Stufen hinunter in den Vorgarten.

Ihre Hände zitterten. Sie kämpfte gegen die Panik an, die Situation nicht richtig einschätzen zu können. Das war bereits passiert. Zweimal. Das erste Mal kurz nachdem sie eingezogen war. Durch Geräusche geweckt hatte sie alle Nachbarn in Hörweite aufgeschreckt.

Und beide Male, so wie heute, hatte sie nichts als eine ruhige, nächtliche Straße vorgefunden. Mit diesem falschen Alarm hatte sie sich bei ihren neuen Nachbarn nicht gerade beliebt gemacht. Die meisten von ihnen waren verständlicherweise sauer gewesen.

Cassie jedoch fand es als Einzige nicht schlimm. Die hatte Stacy gleich auf eine Tasse Kakao eingeladen.

Stacy sah zu Cassies Wohnung hinüber, zu dem Licht, das aus einem der hinteren Fenster fiel.

Sie starrte auf das beleuchtete Viereck, im Kopf das Knallen, das sie geweckt hatte. Die Schüsse waren so laut gewesen, dass sie von nebenan gekommen sein mussten.

Warum hatte sie das nicht sofort erkannt?

Von Angst gepackt rannte sie auf Cassies Verandatreppe zu, stürzte die Stufen hoch, stolperte und richtete sich gleich wieder auf, bemüht, sich zu beruhigen. Cassie schlief bestimmt tief und friedlich.

Stacy erreichte die Tür ihrer Freundin und klopfte an. Sie wartete, dann klopfte sie erneut. »Cassie!« rief sie. »Ich bin's, Stacy. Mach auf!«

Als keine Antwort kam, drehte sie am Türknauf.

Die Tür ließ sich öffnen.

Die Pistole mit beiden Händen umklammert, stieß sie die Tür mit dem Fuß auf und ging hinein. Absolute Stille empfing sie.

Sie rief noch einmal Cassies Namen. Und dann konnte sie sich nicht mehr länger einreden, dass ihre Fantasie ihr einen Streich gespielt hatte. Cassie lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Wohnzimmerboden. Ein großer, dunkler Fleck umgab sie. Blut. Eine Menge Blut.

Stacy begann zu zittern. Sie schluckte heftig, versuchte sich zu beherrschen. Neutral zu bleiben. Wie eine Polizistin zu denken.

Sie ging zu ihrer Freundin hinüber. Hockte sich neben sie und nahm eine professionelle Haltung ein. Distanzierte sich von dem, was geschehen war und davon, um wen es sich handelte.

Sie tastete nach Cassies Puls. Als sie nichts fand, betrachtete sie den Körper der Toten. Es sah aus, als wäre sie zweimal getroffen worden, einmal zwischen den Schulterblättern, einmal im Hinterkopf. Das lockige blonde Haar war blutverklebt. Cassie trug Jeans, Birkenstocksandalen und ein hellblaues T-Shirt, das Stacy gut kannte. Es war Cassies Lieblings-T-Shirt. Auf der Vorderseite stand »Träume. Liebe. Lebe.«.

Ihr stiegen die Tränen in die Augen. Heulen würde ihrer Freundin nichts nützen, aber beherrscht zu bleiben könnte helfen, den Mörder zu fassen.

Aus dem hinteren Teil der Wohnung kam ein Geräusch.

Beth.

Oder der Killer.

Stacy umschloss ihre Waffe fester, obwohl ihr die Hände zitterten. Mit klopfendem Herzen stand sie auf und schlich so leise wie möglich aus dem Wohnzimmer.

Sie entdeckte Beth vor der Tür zum zweiten Schlafzimmer. Cassies Mitbewohnerin lag auf dem Rücken, die Augen offen, blicklos. Sie trug einen pinkfarbenen Baumwollpyjama mit aufgedruckten Kätzchen.

Auch sie war erschossen worden. Zwei Kugeln in die Brust.

Stacy überprüfte schnell den Puls der anderen Frau, darauf bedacht, keine Spuren zu verwischen. So wie bei Cassie fand sie kein Lebenszeichen. Sie wandte sich in die Richtung, aus der die Laute gekommen waren.

Ein Winseln. Jemand kratzte an der Badezimmertür.

Caesar.

Leise rief sie den Namen des Hundes. Als er zur Antwort jaulte, öffnete sie vorsichtig die Tür. Der Labrador heulte dankbar auf, sie nahm ihn hoch und bemerkte, dass er auf den Badezimmerboden gemacht hatte. Wie lange war er eingeschlossen gewesen? Hatte Cassie das getan? Oder ihr Mörder? Und warum? Cassie sperrte den Hund nachts eigentlich in den Zwinger.

Mit dem Hund auf dem Arm durchsuchte Stacy das Apartment, um sicherzugehen, dass der Täter nicht mehr da war, obwohl sie das vom Gefühl her bereits wusste. Sie nahm an, dass er in den wenigen Minuten verschwunden war, die sie benötigt hatte, um von ihrem Bett zur Haustür zu kommen. Sie hatte keine Autotür oder einen startenden Motor gehört, was bedeuten konnte, dass er zu Fuß geflüchtet war – oder auch nicht.

Sie musste die Polizei rufen, wollte sich aber vorher selbst noch einmal umsehen, bevor sie das Feld überließ. Sie blickte auf die Uhr. Wenn sie bei der Polizei anrief und ein Streifenwagen zufällig in der Nähe war, konnte es sehr schnell gehen.

Soweit sie es beurteilen konnte, war Cassie zuerst getötet worden, dann Beth. Beth hatte wahrscheinlich die beiden Schüsse gehört und war aus dem Bett gesprungen, um zu sehen, was passiert war. Wahrscheinlich hatte sie die Geräusche nicht gleich als Schüsse identifiziert. Und selbst wenn, wäre sie herausgekommen, um sich zu überzeugen.

Das erklärte das unberührte Telefon auf dem Nachttisch. Stacy ging darauf zu und nahm den Hörer ab, nachdem sie einen Zipfel ihrer Pyjamajacke darüber gelegt hatte. An ihrem Ohr ertönte das Freizeichen.

Stacy ging alle Möglichkeiten durch. Die Wohnung sah nicht so aus, als wären Diebe eingedrungen. Die Tür war nicht aufgebrochen worden. Cassie hatte den Killer selbst hereingebeten. Er – oder sie – war ein Freund oder Bekannter gewesen. Jemand, den sie erwartet hatte. Oder zumindest kannte. Vielleicht hatte der Mörder sie dazu veranlasst, den Hund einzusperren?

Sie hob sich die Fragen für später auf und wählte 911. »Zweifacher Mord«, sagte sie. »City Park Avenue 1174.« Und dann setzte sie sich auf den Boden, Caesar fest an sich gedrückt, und weinte.

2. KAPITEL

Montag, 28. Februar 2005 1:50 Uhr

Detective Spencer Malone parkte seinen kirschroten, liebevoll gepflegten 1977er Chevy Camaro vor dem Doppelhaus in der City Park Avenue. Sein älterer Bruder John hatte den Wagen vor einigen Jahren gekauft. Er war sein ganzer Stolz gewesen, bis er geheiratet und Kinder bekommen hatte, die andauernd von Kinderkrippen und Geburtstagspartys hin und zurück transportiert werden mussten.

Nun war der Wagen Spencers ganzer Stolz.

Spencer beobachtete das Gebäude durch die Windschutzscheibe. Die Polizeibeamten hatten den Tatort bereits abgesperrt. Gelbes Signalband zog sich über die leicht durchhängende vordere Veranda. Einer der Beamten stand direkt davor und registrierte die Ankommenden und den Zeitpunkt, wann sie das Haus betraten.

Spencer kniff die Augen zusammen, als er den Kollegen erkannte, ein Neuling im dritten Jahr und einer von denen, die ihn am stärksten belastet hatten.

Connelly. Dieses Arschloch.

Spencer atmete tief durch, um sein leicht aufbrausendes Temperament zu zügeln, durch das er bereits in zu viele Schlägereien verwickelt worden war. Das war es, was seinem beruflichen Aufstieg im Weg stand, was es allen leicht gemacht hatte, sich den Anschuldigungen anzuschließen, was ihn fast seine Polizeilaufbahn gekostet hätte.

Er versuchte sich zu konzentrieren. Der Fall hier war seiner. Er leitete die Untersuchung. Das würde er nicht in den Sand setzen. Spencer stieg in dem Moment aus, als Detective Tony Sciamè

vor dem Haus hielt. Bei der Polizei von New Orleans hatten die Beamten keine festen Partner, mit denen sie arbeiteten. Wenn ein Fall hereinkam, übernahm ihn derjenige, der gerade als Nächster an der Reihe war. Dieser Beamte wählte dann einen Kollegen als Assistenten, und die Kriterien für die Wahl waren Verfügbarkeit, Erfahrung und Freundschaft.

Die meisten suchten sich jemanden, der ihnen sympathisch war, mit denen sie eine Art symbiotischer »Partnerschaft« bildeten. Aus mehreren Gründen funktionierten er und Tony gut zusammen, ergänzten sich in ihren Stärken und Schwächen.

Wobei Spencer eine ganze Menge mehr Schwächen hatte als Tony.

Als Veteran mit fünfunddreißig Jahren Polizeidienst, davon fünfundzwanzig bei der Mordkommission, war Tony ein alter Hase. Glücklicherweise verheiratet seit zweiunddreißig Jahren – für jedes Jahr ein Pfund Übergewicht – mit vier Kindern, einer Hypothek und einem Schmuddelhund namens Frodo.

»Hallo Hübscher«, begrüßte ihn Tony.

»Hallo Spaghettimann.«

Spencer machte sich gern über Tonys Vorliebe für Pasta lustig; sein Partner revanchierte sich dafür, indem er ihn Hübscher, Junior oder Schnellschuss nannte. Auch wenn Spencer, mit seinen einunddreißig schon neun Jahre bei der Polizei, weder ein Neuling noch ein grüner Junge war, so zählte er bei der Mordkommission doch zu den Anfängern. Den Rang eines Detectives besaß er auch noch nicht sehr lange, was ihn im Kreis der Polizeidienststelle von New Orleans, der NOPD, zur Zielscheibe des Spotts machte.

Tony lachte und tätschelte sich den Bauch. »Du bist ja nur neidisch.«

»Wenn du meinst.« Spencer deutete auf den Polizeitransporter.
»Der Spurendienst ist vor uns angekommen.«

»Blöde Streber.« Tony blinzelte in den sternenlosen Himmel.

»Ich werde zu alt für diesen Scheiß. Der Anruf kam gerade, als Betty und ich unsere Jüngste zusammenstauchten, weil sie zu spät nach Hause gekommen ist.«

»Arme Carly.«

»Von wegen. Dieses Mädchen ist eine echte Plage. Vier Kinder, und das letzte ein Satansbraten. Siehst du das hier?« Er zeigte auf seine Halbglatze. »Dazu haben alle beigetragen, aber Carly ... Wart's nur ab, du wirst schon sehen.«

Spencer lachte. »Ich bin mit sechs Geschwistern aufgewachsen. Mir brauchst du nicht zu erzählen, wie die Kinder sind. Deshalb hab ich keine.«

»Übrigens, wie heißt sie?«

»Wer?«

»Dein Date von heute Abend.«

Um genau zu sein war er mit seinen Brüdern Percy und Patrick unterwegs gewesen. Sie hatten sich ein paar Biere und einen Burger in Shannon's Tavern genehmigt. Seine größte Leistung war gewesen, die Achterkugel in das Eckloch zu versenken und damit Patrick, den Billardhelden der Familie, zu schlagen.

Aber das interessierte Tony nicht. »Ich rede nicht über meine Eroberungen, Partner.«

Sie kamen bei Connelly an. Spencer fing seinen Blick auf, und schon lief bei ihm wieder der ganze Film ab ... Damals hatte er im fünften Bezirk gearbeitet und war für die Kasse mit dem Geld für Informanten verantwortlich gewesen. Fünfzehnhundert Dollar waren heutzutage nicht so viel. Aber genug, um zur Schnecke gemacht zu werden, wenn sie fehlten. Deswegen war er vom Dienst suspendiert und dann vor Gericht gestellt worden. Die Anklage wurde fallen gelassen, sein Name eingewaschen. Es stellte sich heraus, dass Lieutenant Moran, sein direkter Vorgesetzter, ihm die Geschichte hatte anhängen wollen. Hätte

seine Familie nicht fest an seine Unschuld geglaubt, wäre der Mistkerl womöglich damit durchgekommen. Wenn Spencer für schuldig erklärt worden wäre, dann hätte man ihn nicht nur aus dem Polizeidienst entlassen, sondern ihn sogar ins Gefängnis gesteckt.

So oder so hatte es ihn anderthalb Jahre seines Lebens gekostet.

Wenn er daran dachte, wurde er immer noch fuchsteufelswild. Die Erinnerung daran, wie viele seiner Kumpel aus dem fünften Bezirk sich gegen ihn gestellt hatten – wie diese Schlange Connelly – machte ihn wütend. Bis zu diesem Zeitpunkt war die NOPD für ihn wie eine große Familie gewesen, seine Kollegen hatte er als seine Brüder und Schwestern betrachtet. Und bis zu diesem Zeitpunkt war ihm das Leben wie eine einzige riesige Party erschienen. *Let the good times roll*, nach alter New Orleans-Manier.

Lieutenant Moran aber hatte ihm das Leben zur Hölle gemacht. Die Partys machten jetzt keinen Spaß mehr. Spencer wurde wieder in der Dienststelle eingesetzt und sogar befördert. Nun war er in der ISD. Investigate Support Division. Hauptermittlungsabteilung. Sein Traumjob. Cop zu sein war seine Berufung. Nie wäre er auf den Gedanken gekommen, etwas anderes zu machen. Wie auch? Die Polizeiarbeit steckte ihm im Blut. Sein Vater, sein Onkel und seine Tante, sie alle waren Cops. Mehrere Cousins und Cousinen ebenfalls, und bis auf zwei auch seine Geschwister.

»Hallo, Connelly«, sagte Spencer gepresst. »Hier bin ich, zurück von den Toten. Überrascht?«

Der junge Polizist sah auf. »Ich habe keine Ahnung, was Sie meinen, Detective.«

»Na klar.« Er beugte sich vor. »Haben Sie ein Problem damit, mit mir zu arbeiten?«

Der Beamte wich einen Schritt zurück. »Kein Problem. Nein, Sir.«

»Gut. Ich werde nämlich hier bleiben.«

»Ja, Sir.«

»Was haben wir hier?«

»Zweifacher Mord.« Die Stimme dieses Grünschnabels zitterte leicht. »Beide Opfer sind weiblich. UNO-Studentinnen.«

Er blickte auf seine Notizen. »Cassie Finch und Beth Wagner. Die Nachbarin hat es gemeldet. Heißt Stacy Killian.«

Spencer sah in die Richtung, in die er deutete. Eine junge Frau, die einen schlafenden Welpen an sich drückte, stand auf der Veranda. Groß, blond und, soweit er sehen konnte, attraktiv.

»Was hat sie zu berichten?«

»Dachte, sie hätte Schüsse gehört, und ging rüber, um nachzusehen.«

»Na, das war ja sehr schlau von ihr.« Spencer schüttelte den Kopf. »Zivilisten.«

Sie gingen zur Veranda hinüber. Tony warf ihm einen Seitenblick zu. Er hatte immer hinter Spencer gestanden und an seine Unschuld geglaubt. Doch so manch einer kaufte Spencer immer noch nicht ab, dass er unschuldig war, trotz Morans Geständnis und Selbstmord. Diese fragenden Blicke, das Tuscheln hinter seinem Rücken machten Spencer wütend.

»Das legt sich auch wieder«, murmelte Tony, als hätte er seine Gedanken gelesen. »Das Gedächtnis von Polizisten ist nicht besonders gut. Wahrscheinlich Bleivergiftung.«

»Meinst du?« Spencer grinste ihn an, während sie die Stufen hochstiegen. »Ich hätte eher auf die Auswirkungen von zu viel blauer Textilfarbe getippt.«

Sie überquerten die Veranda. Er spürte den Blick der Nachbarin auf sich, aber er sah nicht auf. Später war noch Zeit für ihren Kummer und ihre Fragen. Jetzt nicht. Sie betraten das

Haus. Die Spurensicherung war schon am Werk. Spencer ließ den Blick über die Szenerie schweifen. Typische Studentenwohnung, wie er fand. Billige Flohmarktmöbel, überfüllte Aschenbecher und jede Menge Dosen Diätcola, die überall herumlagen. Unübersehbar eine Frauenwohnung. Wenn ein Typ hier gewohnt hätte, wären es Miller-Lite-Dosen gewesen. Oder vielleicht Abita Bier, die Marke aus dem südlichen Louisiana.

Das erste Opfer lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden, ein Teil des Hinterkopfs war weggeschossen. Spencer blickte zu einem jungen Detective hinüber, den er aus dem sechsten Bezirk kannte. Er erinnerte sich nicht mehr an seinen Namen.

Tony tat dies aber. »Bernie, warst du derjenige, der uns hierher gerufen hat?«

»Tut mir Leid. Das ist kein gewöhnlicher Fall, dachte, je eher Sie sich damit beschäftigen, desto besser.«

Der junge Beamte wirkte nervös. Er war neu in der DIU, hatte wahrscheinlich bisher nur mit Schießereien von Jugendbanden zu tun gehabt.

»Mein Partner, Spencer Malone.«

Etwas flackerte in seinem Blick auf. Spencer nahm an, dass der Polizist bereits von ihm gehört hatte. »Bernie St. Claude.«

Sie schüttelten sich die Hände. Ray Hollister, der Leichenbeschauer, sah auf. »Wie ich sehe, ist die Truppe versammelt.«

»Die Mitternachtsritter«, sagte Tony. »Wir Glücklichen. Hast du schon mit Malone gearbeitet, Ray?«

»Nicht mit diesem Malone. Willkommen im nächtlichen Mordclub.«

»Freue mich, hier zu sein.«

Die Bemerkung ließ ein paar Beamte vom Spurendienst aufstöhnen.

Tony grinste Spencer an. »Das Beängstigende ist, dass er es ernst meint. Halte deine Begeisterung ein bisschen im Zaum, Streber. Die Leute reden sonst.«

»Du mich auch«, erwiderte Spencer lächelnd und wandte sich dann wieder dem Doc zu. »Was haben Sie rausgefunden?«

»Sieht bisher ziemlich einfach aus. Zwei Einschüsse. Die erste Kugel hat sie nicht getötet, die zweite aber dafür umso sicherer.«

»Aber warum hat man sie erschossen?« fragte sich Spencer laut.

»Das ist Ihr Job, Junge, nicht meiner.«

»Vergewaltigung?« wollte Tony wissen.

»Ich glaube nicht, aber ganz sicher kann man erst nach der Autopsie sein.«

Tony nickte. »Wir sehen uns mal das andere Opfer an.«

»Viel Spaß.«

Spencer rührte sich nicht von der Stelle. Er starrte auf das fächerförmig an die Wand gesprühte Blut neben dem Opfer. »Der Täter hat im Sitzen geschossen«, sagte er zu seinem Kollegen.

»Woher weißt du das?«

»Sieh's dir an.« Spencer ging um die Tote herum zur Wand hinüber. »Blutspritzer nach oben, dann seitlich.«

»Ich werd verrückt.«

Hollister schaltete sich ein. »Die Wunden bestätigen diese Theorie.«

Spencer blickte sich um. Sein Blick blieb an einem Schreibtischstuhl hängen. »Von dort wurde geschossen«, sagte er und ging zum Stuhl. Da er keine Spuren verwischen wollte,

hockte er sich daneben. Er stellte sich den Tathergang vor: Der Täter saß auf dem Stuhl, das Opfer drehte ihm den Rücken zu. Peng. Peng.

Was hatten sie gemacht? Warum hatten sie sterben müssen?

Er sah sich wieder um, blickte auf den staubigen Schreibtisch. In dem Staub war ein quadratischer Umriss zu sehen, von der Größe eines Laptops. »Schau mal, Tony. Ich schätze, hier stand mal ein Computer.« An der Wand befanden sich sowohl eine Steckdose wie auch eine Telefonbuchse.

Tony nickte. »Könnte sein. Dort könnten aber auch Bücher gelegen haben, oder Zeitungen.«

»Vielleicht. Was es auch war, jetzt ist es verschwunden. Und, wie es aussieht, erst vor kurzem.« Spencer zog sich Latexhandschuhe über und winkte den Fotografen heran, damit er ein Foto des Schreibtischs machen konnte.

»Hier muss gründlich nach Spuren gesucht werden.«

Tony nickte. »Schon aufgetragen.«

Die beiden gingen weiter. Sie fanden das zweite Opfer. Die Frau war zweimal in die Brust geschossen worden, sie lag auf dem Rücken auf der Schwelle zum Schlafzimmer. Ihr Pyjama war mit Blut getränkt, eine rote Lache hatte sich um sie gebildet.

Spencer ging zu ihr hinüber. »Sie lag im Bett, hat die Schüsse gehört und ist aufgestanden, um nachzusehen, was los ist.«

Tony riss sich vom Anblick der Toten los. Ein merkwürdiger Ausdruck lag auf seinem Gesicht. »Carly hat den gleichen Pyjama. Den trägt sie ständig.«

Ein bedeutungsloser Zufall, aber einer, der zu sehr ans Privatleben erinnerte. »Schnappen wir uns diesen Mistkerl.«

Spencer nickte und untersuchte den Leichnam weiter.

»Es handelt sich nicht um Diebstahl«, sagte Tony. »Und war auch keine Vergewaltigung. Keine Hinweise auf gewaltsames Eindringen in die Wohnung.«

Spencer runzelte die Stirn. »Was dann?«

»Vielleicht kann uns Ms. Killian weiterhelfen.«

»Du oder ich?«

Tony grinste. »Du bist doch derjenige, der ein Händchen für die Ladys hat. Auf geht's.«

3. KAPITEL

Montag, 28. Februar 2005 2:20 Uhr

Zitternd rückte sich Stacy den kleinen Hund auf dem Arm zurecht. Ich hätte ihn in seine Kiste packen sollen, dachte sie. Ihr taten die Arme weh. Womöglich würde der Welpе jeden Moment munter werden und mit ihr spielen wollen.

Aber sie hatte ihn einfach nicht loslassen können. Konnte es immer noch nicht.

Stacy rieb ihre Wange an dem weichen, seidigen Kopf des Tieres. Nachdem sie die Polizei gerufen hatte, war sie in ihre Wohnung zurückgegangen, hatte die Glock verstaut und sich einen Mantel geholt. Sie besaß einen Waffenschein für die Pistole, wusste aber aus Erfahrung, dass eine bewaffnete Zivilistin, die dort auftauchte, wo ein Mord passiert war, im schlimmsten Fall zur Verdächtigten wurde, im besten die Dinge komplizierte.

Sie war vorher noch nie auf dieser Seite des Geschehens gewesen, obwohl es im letzten Jahr fast schon einmal soweit gewesen wäre. Ihre Schwester Jane war nur knapp einem Mord entkommen. Da hatte Stacy beschlossen, dass es genug war. Die Zeit mit der Plakette. Alles, was damit zusammenhing. Das Blut. Die Grausamkeit. Der Tod.

Stacy war klar geworden, dass sie sich nach einem normalen Leben sehnte, nach einer richtigen Beziehung. Irgendwann wollte sie eine eigene Familie haben. Und das war, solange sie in diesem Job arbeitete, unmöglich.

Und hier war sie wieder. Der Tod hatte sie verfolgt.

Plötzlich stieg Wut in ihr auf. Wo zum Teufel waren die Kriminalbeamten? Warum bewegten die sich so langsam? Bei

dem Tempo war der Killer längst in Mississippi, bevor die beiden überhaupt den Tatort begutachtet hatten.

»Stacy Killian?«

Sie drehte sich um. Der jüngere der beiden Beamten stand vor ihr. Er wedelte mit seiner Plakette. »Detective Malone. Sie haben das hier gemeldet?«

»Ja.«

»Geht es Ihnen gut? Wollen Sie sich lieber hinsetzen?«

»Nein, ist schon in Ordnung.«

Er zeigte auf Caesar. »Niedlicher Hund. Labrador?«

Sie nickte. »Aber er ist nicht ... er gehörte ... Cassie.« Es ärgerte sie, dass ihre Stimme zitterte. »Hören Sie, können wir einfach zur Sache kommen?«

Er hob die Augenbrauen, als wäre er über ihre brüske Art erstaunt. Wahrscheinlich hielt er sie für kaltherzig. Er konnte nicht ahnen, wie weit er mit dieser Einschätzung daneben lag – sie war so erschüttert, dass sie kaum mehr Luft bekam.

Er zog seinen Notizblock vor, einen kleinen Spiralblock, der genauso aussah wie der, den sie immer benutzt hatte. »Berichten Sie mir doch einfach, was genau passiert ist.«

»Ich habe geschlafen. Dann glaubte ich Schüsse zu hören und ging raus, um nach meinen Freundinnen zu sehen.«

Etwas flackerte in seinem Blick auf und war sofort wieder verschwunden. »Sie wohnen hier?« Er zeigte auf das Nachbarhaus.

»Ja.«

»Allein?«

»Ich weiß nicht, warum das wichtig sein sollte, aber ja, ich lebe allein.«

»Seit wann?«

»Ich bin in der ersten Januarwoche eingezogen.«

»Und davor?«

»In Dallas. Ich bin nach New Orleans gekommen, um an der Uni zu studieren.«

»Wie gut kannten Sie die Opfer?«

Opfer. Sie zuckte bei der Bezeichnung zusammen. »Cassie und ich waren gute Freundinnen. Beth hingegen ist gerade erst seit einer Woche hier. Cassies erste Mitbewohnerin hat die Uni verlassen und ist wieder nach Hause zu ihren Eltern gefahren, bevor dann Beth einzog.«

»Sie bezeichnen sich als gute Freundinnen? Aber Sie kennen sich doch erst seit zwei Monaten?«

»Sicher ist das nicht so viel Zeit. Aber wir haben uns einfach ... auf Anhieb verstanden.«

Er sah nicht überzeugt aus. »Sie sagen, Sie sind von Pistolenschüssen aufgewacht und rausgegangen, um nach Ihren Freundinnen zu sehen? Warum waren Sie sich so sicher? Hätten es nicht auch Feuerwerkskörper sein können? Oder eine Fehlzündung bei einem Auto?«

»Ich wusste, dass es sich um Schüsse handelt, Detective.«

Sie sah kurz zur Seite. »Ich war zehn Jahre lang Polizistin. In Dallas.«

Wieder zog er die Augenbrauen hoch. »Was ist dann passiert?«

Sie berichtete, wie sie zur Vordertür hinaus, um das Haus herum gegangen war und dann Licht bei Cassie gesehen hatte.

»In diesem Augenblick war mir klar, dass die Schüsse ... von nebenan gekommen waren.«

Der andere Beamte erschien hinter ihm an der Tür. Detective Malone sah ihren Blick und drehte sich um. Sie nutzte den Moment, um die beiden genauer zu betrachten. Der ältere Cop hatte sich mit dem jungen Heißblut zusammengetan, ein Duo, wie es in zahlreichen Hollywoodfilmen dargestellt wurde. Nach

ihrer Erfahrung war diese Zusammenarbeit in den Filmen immer viel effektiver als im wirklichen Leben. Zu oft war der ältere ein ausgebrannter, angepasster Typ, der jüngere ein Aufschneider.

Der Mann kam näher. »Detective Sciame«, stellte er sich ihr vor.

Beim Klang der Stimme öffnete Caesar die Augen und wedelte mit dem Schwanz. Sie setzte den Welpen ab und streckte die Hand aus. »Stacy Killian.«

»Ms. Killian war Polizistin.«

Detective Sciame blickte sie an, mit warmen braunen Augen. Freundlich und intelligent. Vielleicht ist er ja ausgebrannt, dachte sie, hat aber den Durchblick.

»Ach so?« Er schüttelte ihr die Hand.

»Detective im ersten Dienstgrad. Mordkommission, Polizeirevier Dallas. Nennen Sie mich Stacy.«

»Ich bin Tony. Was machen Sie hier in unserer schönen Stadt?«

»Einen Abschluss an der Uni. Englische Literatur.«

Er nickte verständnisvoll. »Hatten genug von dem Job, was? Hab ja auch daran gedacht aufzuhören, des Öfteren. Aber jetzt stehe ich kurz vor der Pension, da hat es keinen Sinn mehr zu wechseln.«

»Warum die Uni?« fragte Malone.

»Warum nicht?«

Er runzelte die Stirn. »Englische Literatur ist Welten entfernt vom Polizeidienst.«

»Eben.«

Tony deutete auf die Wohnung hinter ihm. »Haben Sie sich alles genau angesehen?«

»Ja.«

»Was denken Sie?«

»Cassie ist zuerst getötet worden. Beth ist aufgestanden, um nachzusehen, was los ist. Diebstahl ist auszuschließen. Vergewaltigung auch, obwohl das der Pathologe erst noch bestätigen muss. Ich denke, der Killer war entweder ein Freund oder ein Bekannter von Cassie. Sie hat ihn reingelassen und Caesar eingesperrt.«

»Sie waren eine Freundin.«

»Stimmt. Aber ich habe sie nicht umgebracht.«

»Das sagen Sie. Der Erste am Tatort ...«

»Ist immer verdächtig. Normales Verfahren, ich weiß.«

Tony nickte. »Haben Sie eine Waffe, Stacy?«

Sie war nicht überrascht, dass der Mann sie danach fragte. Eigentlich war sie sogar dankbar. Das ließ sie hoffen, dass sie doch was von ihrem Job verstanden.

»Eine Glock 40.«

»Waffenschein?«

»Selbstverständlich. Wollen Sie beides sehen?«

Als er nickte, nahm sie den Hund wieder auf den Arm und ging in ihre Wohnung. Sie folgten ihr. Kein anständiger Detective würde zulassen, dass ein Verdächtiger in seine Wohnung verschwindet, um eine Waffe zu holen. Oder etwas anderes, was auch immer. In neun von zehn Fällen würde der besagte Verdächtige durch die Hintertür verschwinden. Oder an der Vordertür mit gezückter Waffe wieder auftauchen.

Nachdem sie Caesar in ihr Schlafzimmer gebracht hatte, holte sie die Pistole und den Waffenschein. Die beiden Detectives stellten fest, dass mit der Glock in letzter Zeit nicht geschossen worden war. Tony gab sie ihr zurück.

»Hatte Cassie einen Freund?«

»Nein.«

»Irgendwelche Feinde?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»War sie in der Kneipenszene unterwegs?«

Stacy schüttelte den Kopf. »RPGs und Uni. Das ist alles.«

Malone runzelte die Stirn. »RPGs?«

»Roll-Playing Games, Rollenspiele. Am liebsten Dungeons & Dragons und Vampire, aber sie spielte auch andere Sachen.«

»Verzeihen Sie meine Unwissenheit«, sagte Tony, »aber reden Sie von Brettspielen? Oder Videos?«

»Weder noch. Jedes Spiel besteht aus Charakteren und einem Szenarium, das vom Game-Master, dem Spielmeister, bestimmt wird. Die Spieler schlüpfen dabei in die verschiedenen Rollen.«

Tony kratzte sich am Kopf. »Ein richtiges Theaterspiel?«

»Nicht direkt.« Sie lächelte. »Ich habe dabei auch nie mitgemacht, aber so wie Cassie es erklärte, lässt man dabei seine Fantasie spielen. Jeder, der teilnimmt, hat eine Rolle, er folgt einem ungeschriebenen Manuskript, ohne Kostüme, Spezialeffekte oder ein Bühnenbild. Die Spiele können real in der Gruppe gespielt werden oder online.«

»Warum haben Sie das nie gemacht?« wollte Malone wissen.

Stacy zögerte. »Cassie hat mich mal dazu eingeladen, ihr Gruppentreffen zu besuchen, aber das Spiel, das sie mir beschrieb, klang nicht sehr ansprechend. Gefahr bei jeder Wendung, man muss sich immer wieder durchschlagen. Ich hatte kein Verlangen danach, so was zu spielen, das hatte ich im richtigen Leben gehabt.«

»Kennen Sie einige ihrer Mitspieler?«

»Nicht direkt.«

Detective Malone zog eine Augenbraue hoch. »Nicht direkt. Was heißt das?«

»Sie hat mir einige vorgestellt. Ich sehe sie manchmal auf dem Unigelände. Ab und zu treffen sie sich im Café Noir zum Spielen.«

»Café Noir?« fragte Tony.

»Ein Coffee-Shop in der Esplanade. Cassie war oft dort. Wir beide. Haben da gelernt.«

»Wann haben Sie Ms. Finch zum letzten Mal gesehen?«

»Freitagabend ... in der Uni ...«

Plötzlich stellten sich ihr die Nackenhaare auf. Es kam alles wieder hoch, ihr letztes Treffen. Cassie war ziemlich aufgeregt gewesen, sie hatte jemanden kennen gelernt, der ein Spiel namens White Rabbit spielte. Diese Person hatte ihr versprochen, sie mit jemandem zusammen zu bringen, der offenbar der Erfinder des Ganzen war, man nannte ihn Supreme White Rabbit. Sie wollte ein Treffen mit ihm arrangieren.

»Ms. Killian? Ist Ihnen etwas eingefallen?«

Sie berichtete den beiden Detectives davon, doch sie schienen nicht sonderlich beeindruckt.

»Supreme White Rabbit?« fragte Tony. »Was ist denn das nun wieder?«

»Wie ich schon sagte, kenne ich mich da auch nicht so genau aus. Aber so wie ich es verstanden habe, gibt es bei den Rollenspielen einen Spielmeister. Bei Dungeons & Dragons ist es der Dungeon-Master, der das Spiel überwacht.«

»Und in diesem neuen Szenarium ist es jemand, der White Rabbit genannt wird«, folgerte Tony.

»Genau.« Stacy bemühte sich weiterzureden. »Es gefiel mir nicht, dass sie sich einfach so mit diesem Typ treffen wollte, ohne ein wenig auf der Hut zu sein. Cassie war so vertrauensselig. Viel zu vertrauensselig. Ich habe sie daran erinnert, dass es ein Fremder ist, und sie gedrängt, sich an einem öffentlichen Ort mit ihm zu treffen, auf keinen Fall zu Hause.«

»Und wie hat sie auf Ihre Warnung reagiert?«

»Sie hat gelacht«, erwiderte Stacy. »Hat mir geraten, lockerer zu werden.«

»Das Treffen hat also stattgefunden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Hat sie einen Namen genannt?«

»Nein. Aber ich habe auch nicht gefragt.«

»Die Person, die ihr versprochen hat, sie vorzustellen, wo hat sie die getroffen?«

»Hat sie nicht gesagt, und auch das habe ich sie nicht gefragt.« Stacy hörte selbst, wie frustriert sie klang. »Ich dachte, es wäre ein Mann, aber sicher bin ich da nicht.«

»Noch irgendwas?«

»Ich hab da so ein Gefühl.«

»Weibliche Intuition?« fragte Malone.

Sie kniff gereizt die Augen zusammen. »Der Instinkt einer erfahrenen Polizistin.«

Der ältere Beamte verzog amüsiert die Lippen.

»Was ist mit ihrer Mitbewohnerin?« erkundigte sich Tony.

»Hat Beth auch diese Spiele gespielt?«

»Nein.«

»Hatte Ihre Freundin einen Computer?« wollte Malone wissen. Sie sah ihn an. »Einen Laptop. Warum?«

Er antwortete nicht darauf. »Hat sie diese Spiele auf ihrem Computer gespielt?«

»Manchmal, denke ich. Meist spielte sie direkt in der Gruppe.«

»Aber sie können auch online gespielt werden.«

»Ja.« Sie blickte von einem zum anderen. »Warum?«

»Danke, Ms. Killian. Sie waren uns eine große Hilfe.«

»Warten Sie.« Sie hielt den älteren Detective am Arm zurück.

»Ihr Computer ist verschwunden, oder?«

»Tut mir Leid, Stacy«, murmelte Tony und sah sie bedauernd an. »Wir können nicht mehr sagen.«

Sie hätte das Gleiche getan, aber trotzdem war sie sauer. »Ich würde Ihnen raten, dieses White-Rabbit-Spiel unter die Lupe zu nehmen. Fragen Sie, wer es spielt. Was zu dem Spiel gehört.«

»Das werden wir, Ms. Killian.« Malone klappte sein Notizbuch zu. »Danke für Ihre Hilfe.«

Sie setzte an, noch etwas zu sagen, wollte sie bitten, sie auf dem Laufenden zu halten, entschied sich dann aber anders. Weil sie wusste, dass sie das sowieso nicht tun würden. Sie hatte kein Recht, über den Fortgang der Ermittlungen unterrichtet zu werden. Sie war Zivilistin. Nicht einmal eine Familienangehörige der Opfer. Sie waren ihr nichts weiter schuldig als Höflichkeit.

Das erste Mal, seit sie den Polizeidienst quittiert hatte, wurde ihr wirklich klar, was es bedeutete. Wer sie jetzt war.

Eine Zivilistin. Jemand, der nicht zum »blauen Kreis« gehörte. Allein.

Stacy Killian war keine Polizistin mehr.

4. KAPITEL

Montag, 28. Februar 2005 9:20 Uhr

Spencer und Tony betraten das Polizeihauptquartier, meldeten sich an und nahmen den Fahrstuhl zur ISD.

»Hallo Dora«, begrüßte Spencer die Rezeptionistin. Obwohl sie als Zivilistin von der Stadt angestellt war, trug sie Uniform. Die Nähte des blauen Stoffes wurden von ihrer beachtlichen Oberweite stark gedehnt, darunter konnte man etwas aus pinkfarbener Spitze entdecken. »Irgendwelche Nachrichten für mich?«

Sie betrachtete ihn abschätzend und reichte ihm die gelben Notizzettel.

Er ignorierte den Blick. »Ist Captain O'Shay da?«

»Ja, ist schon bereit und wartet auf Sie, mein Hübscher.«

Er hob eine Augenbraue hoch, sie kicherte. »Ihr weißen Jungs versteht aber auch keinen Spaß.«

»Von Stil verstehen sie auch nichts«, bemerkte Rupert, ein anderer Detective, der sich gerade an ihnen vorbeischlängelte.

»Da hast du Recht«, stimmte ihm Dora zu. »Rupert kennt sich da aus.«

Spencer musterte seinen Kollegen mit dem eleganten italienischen Anzug, der farbenfrohen Krawatte und dem blütenweißen Hemd. Dann blickte er an sich selbst hinunter: Jeans, T-Shirt und Wolljackett. »Und?«

Sie stöhnte. »Sie arbeiten jetzt bei der ISD, an der Spitze, mein Lieber. Dementsprechend sollten Sie sich auch anziehen.«

»Okay, Kumpel. Fertig?«

Spencer drehte sich um und grinste Tony an. »Noch nicht, bin mitten in einer gratis Modeberatung.«

Tony erwiderte sein Grinsen. »Ist wohl eher ein Vortrag.«

»Für Sie ist das sowieso nichts.« Dora wedelte mit dem Finger in Richtung des älteren Kollegen. »Bei Ihnen ist Hopfen und Malz verloren. Eine Katastrophe.«

»Was, ich?« Er breitete die Arme aus. Sein Bauch wölbte sich über den Bund seiner Hose, die schon so abgenutzt war, dass der Stoff durchscheinend glänzte.

Die Rezeptionistin schnaubte abfällig, während sie Tony seine Nachrichten reichte. An Spencer gewandt sagte sie: »Kommen Sie jederzeit vorbei, um sich von Miss Dora beraten zu lassen, mein Lieber. Ich werde Sie schon hinkriegen.«

»Danke, ich werd's mir merken.«

»Tun Sie das, Süßer«, rief sie ihm nach. »Frauen mögen Männer mit Stil.«

»Da hat sie Recht, Süßer«, zog ihn Tony auf. »Kannst du mir ruhig glauben.«

Spencer lachte. »Woher willst du das wissen? Weil die Frauen in Scharen vor dir weglaufen?«

»Genau.« Sie bogen um die Ecke zu der offen stehenden Tür, die in das Büro von Captain O'Shay führte.

Spencer klopfte gegen den Türrahmen. »Captain O'Shay? Können wir dich kurz sprechen?«

Captain Patti O'Shay blickte auf und winkte sie herein.

»Guten Morgen. Es gab schon viel zu tun, wie ich gehört habe.«

»Wir haben einen Zweifachen«, berichtete Tony und setzte sich auf einen der Stühle ihr gegenüber.

Patti O'Shay, eine energische, sachliche Frau, war eine von drei weiblichen Hauptkommissaren bei der NOPD. Sie war

scharfsinnig, geradeheraus, aber fair. Sie hatte doppelt so hart schuften müssen wie ein Mann, um an diesen Posten zu kommen. Sie war im letzten Jahr zur ISD befördert worden, und die Kollegen gingen davon aus, dass sie es eines Tages bis ganz nach oben schaffen würde.

Außerdem war sie zufällig die Schwester von Spencers Mutter.

Es fiel ihm nicht leicht, diese Vorgesetzte mit der Frau in Einklang zu bringen, die ihn früher als Kind »Boo« genannt hatte. Mit der Frau, die ihm heimlich Kekse zugesteckt hatte, wenn seine Mutter gerade nicht hinsah. Sie war seine Patentante, was bei den Katholiken eine besondere Verbindung darstellte. Eine, die sie sehr ernst nahm.

Und doch hatte sie vom ersten Tag an klargestellt, wer hier der Boss war. Punkt.

Sie sah ihn mit diesem Mir-entgeht-nichts-Blick an. »War es richtig, uns einzuschalten?«

Er richtete sich auf und räusperte sich. »Auf jeden Fall, Captain. Das ist kein Bagatellfall.«

Sie sah zu Tony hinüber. »Detective Sciame?«

»Da stimme ich voll zu. Besser jetzt ermitteln, bevor die Spuren verwischt sind.«

Spencer übernahm. »Beide Opfer sind erschossen worden.«

»Namen?«

»Cassie Finch und Beth Wagner. Studentinnen an der hiesigen Universität.«

»Wagner ist vor einer Woche erst bei Cassie Finch eingezogen«, fuhr Tony fort. »Armes Mädchen, das ist doch echt mal verdammtes Scheißpech.«

Die Frau schien seine Ausdrucksweise nicht zu bemerken, aber Spencer zuckte leicht zusammen. »Diebstahl scheint nicht das Motiv gewesen zu sein«, berichtete er weiter, »obwohl Ms.

Finchs Laptop verschwunden ist. Vergewaltigung war es auch nicht.«

»Was dann?«

Tony streckte die Beine aus. »Die Kristallkugel hat heute Morgen noch nicht funktioniert, Captain.«

»Sehr witzig. Wie sieht es dann mit einer Theorie aus? Oder ist das nach nur zwei Doughnuts zu viel verlangt?«

Spencer schaltete sich wieder ein. »Sieht aus, als wäre Finch zuerst getötet worden. Wir gehen davon aus, dass sie ihren Mörder gekannt und hereingelassen hat. Wagner ist wahrscheinlich erschossen worden, weil sie am Tatort war. Ist natürlich bisher alles Spekulation.«

»Irgendwelche Spuren?«

»Ein paar. Wir werden der Uni einen Besuch abstatten, die Plätze aufsuchen, an denen sich die beiden aufgehalten haben. Mit ihren Freundinnen reden, den Professoren, ihren Freunden, wenn sie welche hatten.«

»Gut. Noch was?«

»Wir haben die Nachbarschaft überprüft«, fuhr Spencer fort. »Von der Frau abgesehen, die die Polizei gerufen hat, hat niemand irgendwas gehört.«

»Ihre Geschichte ist glaubwürdig?«

»Scheint in Ordnung zu sein. Sie war Polizistin. Bei der Mordkommission in Dallas.«

Sie runzelte die Stirn. »Tatsächlich?«

»Ich werde sie durch den Computer jagen. Die Dienststelle in Dallas anrufen.«

»Tu das.«

»Hat der Coroner die Verwandten benachrichtigt?«

»Schon geschehen.«

Sie griff nach dem Telefonhörer, um zu signalisieren, dass das Gespräch beendet war. »Ich kann es gar nicht leiden, wenn in meinem Bezirk Doppelmorde passieren. Schon gar nicht, wenn sie nicht aufgeklärt sind. Verstanden?«

Sie nickten, standen auf und gingen zur Tür. Bevor Spencer draußen war, rief sie ihn zurück. »Detective Malone?«

Er drehte sich um.

»Halte dein Temperament im Zaum.«

Er grinste. »Alles unter Kontrolle, Tante Patti. Das Ehrenwort eines frommen Ministranten.«

Beim Rausgehen hörte er sie lachen. Wahrscheinlich, weil sie sich daran erinnerte, wie er als Ministrant versagt hatte.

5. KAPITEL

Montag, 28. Februar 2005 10:30 Uhr

Spencer betrat das Café Noir. Der Duft von Kaffee und frisch gebackenem Kuchen ließ ihn schwindeln. Es war lange her, dass er gefrühstückt hatte – ein Wurstbrötchen, als gerade die Sonne am Horizont aufging.

Er verstand dieses ganze Theater um die Coffee-Shops nicht. Drei Scheine für eine Tasse Kaffee mit ausländisch klingendem Namen? Und was sollte das mit diesem L, XL und XXL? Wieso konnte man nicht einfach klein, mittel und groß sagen? Oder wenn es sein musste auch extra groß? Wen wollten die hier zum Narren halten?

Er hatte mal den Fehler begangen, einen »Americano« zu ordern. Dachte, es handelte sich dabei um eine gute, alte Tasse ordentlichen amerikanischen Kaffees. Ein Fehler, wie sich herausstellte.

Es handelte sich um einen Schuss Espresso mit Wasser. Schmeckte wie aufgekochte Pisse.

Er beschloss, sein Geld zu sparen und später im Hauptquartier eine Tasse Kaffee zu trinken. Als er sich umsah, stellte er fest, dass dieser Laden, soweit er sich mit Coffee-Shops auskannte, ziemlich typisch war. Dunkle, erdige Farben, bequeme Sitzecken, hier und dort ein paar überdimensionale Sessel mit Tischen, wo man sich unterhalten oder lernen konnte. Es gab sogar einen großen alten Kamin.

Wofür der auch immer gut sein soll, dachte Spencer. Immerhin waren sie in New Orleans, wo es heiß und feucht war, neun Monate im Jahr rund um die Uhr. Er ging zur Theke hinüber und fragte das Mädchen an der Kasse nach dem Besitzer oder

Geschäftsführer. Die Kassiererin, die aussah, als würde sie noch aufs College gehen, lächelte und deutete auf eine große blonde Frau, die das Büffet auffüllte. »Die Besitzerin Billie Bellini.«

Er bedankte sich bei ihr und ging zu der Frau. »Billie Bellini?«

Sie drehte sich um, eine beeindruckende Schönheit. Zweifellos gehörte sie zu den Frauen, die es sich leisten konnten, in Bezug auf Männer äußerst wählerisch zu sein. Zu der Sorte von Frau, von der man nicht vermutete, dass sie einen Coffee-Shop führte.

Er wäre ein Lügner oder ein Eunuch gewesen, hätte er behauptet, vollkommen immun gegen sie zu sein, aber sie war nicht wirklich sein Typ. Zu verdammt anspruchsvoll für einen einfachen Kerl wie ihn.

Ein kleines Lächeln umspielte ihre vollen Lippen. »Ja?«

»Detective Spencer Malone. NOPD«, sagte er, während er seine Plakette vorzeigte.

Sie zog ihre perfekt geschwungenen Augenbrauen in die Höhe. »Detective? Was kann ich für Sie tun?«

»Kennen Sie eine Frau namens Cassie Finch?«

»Ja, sie gehört zu unseren Stammgästen.«

»Was genau heißt das?«

»Dass sie sehr viel Zeit hier verbringt. Jeder kennt sie.« Sie zog die Stirn kraus. »Warum?«

Er reagierte nicht auf ihre Frage. »Und Beth Wagner auch?«

»Cassies Mitbewohnerin? Nicht direkt. Sie war einmal hier. Cassie hat sie mir vorgestellt.«

»Und Stacy Killian?«

»Auch ein Stammgast. Sie sind befreundet. Aber ich nehme an, das wissen Sie bereits.«

Spencer senkte den Blick. An dem Ringfinger ihrer linken Hand steckte ein ziemlich großer Klunker. Das überraschte ihn nicht.

»Wann haben Sie Ms. Finch das letzte Mal gesehen?«

Sie wirkte plötzlich besorgt. »Was soll das bedeuten? Ist etwas mit Cassie?«

»Cassie Finch ist tot, Ms. Bellini. Sie wurde ermordet.«

Sie schlug sich erschrocken die Hand vor den Mund. »Das kann nicht sein.«

»Tut mir Leid.«

»Verzeihung, ich ...« Sie tastete hinter sich nach einem Stuhl und ließ sich dann darauf sinken. Einen Moment lang saß sie bewegungslos da, atmete tief ein und aus und schien um Fassung zu ringen.

Als sie schließlich zu ihm aufsaß, waren keine Tränen in ihren Augen. »Sie war gestern Nachmittag hier.«

»Wie lange?«

»Ungefähr zwei Stunden. Zwischen drei und fünf.«

»War sie allein?«

»Ja.«

»Hat sie mit jemandem gesprochen?«

Die Frau verschränkte die Finger. »Ja. Mit den üblichen Verdächtigen.«

»Wie bitte?«

»Verzeihung.« Sie räusperte sich. »Mit den anderen Stammgästen. Es waren die Leute hier, die sonst auch immer kommen.«

»War Stacy Killian gestern hier?«

»Nein. Ist Stacy ... ist mit ihr alles in Ordnung?«

»Soweit ich weiß, geht es ihr gut.« Er schwieg einen Moment. »Es würde uns enorm helfen, wenn Sie die Namen der Leute auflisten könnten, mit denen Cassie verkehrte.«

»Natürlich.«

»Hatte sie irgendwelche Feinde?«

»Nein. Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Irgendwelche Auseinandersetzungen?«

»Nein.« Ihre Stimme zitterte. »Ich kann das alles gar nicht glauben.«

»Ich habe gehört, sie beschäftigte sich mit Rollenspielen.« Er wartete. Als sie nicht widersprach, fuhr er fort. »Hat sie immer ihren Laptop mitgebracht?«

»Ja.«

»Sie haben sie nie ohne den Computer gesehen?«

»Nein.«

»Ich würde gern mit Ihren Angestellten sprechen, Ms. Bellini.«

»Natürlich. Nick und Josie kommen um zwei und um fünf. Das da ist Paula. Soll ich sie herrufen?« Er nickte, zog eine Visitenkarte aus der Jackentasche und reichte sie ihr. »Wenn Ihnen noch etwas einfällt, rufen Sie mich bitte an.«

Es stellte sich heraus, dass Paula noch weniger sagen konnte als ihre Chefin, aber Spencer übergab ihr ebenfalls eine Karte. Er verließ das Café und trat in den kühlen, hellen Morgen hinaus. Die Meteorologin von Kanal 6 hatte vorhergesagt, dass die Quecksilbersäule heute über 21 Grad steigen würde, und nach der Temperatur zu urteilen, die bereits herrschte, würde sie wohl Recht behalten.

Er lockerte seine Krawatte und lief zu seinem Wagen, der am Straßenrand parkte.

»Detective Malone, warten Sie!«

Er drehte sich um. Stacy Killian schlug ihre Autotür zu und eilte ihm entgegen. »Hallo, Ms. Killian.«

Sie zeigte auf den Coffee-Shop. »Haben Sie da alles erfahren, was Sie wissen wollten?«

»Fürs Erste. Was kann ich für Sie tun?«

»Haben Sie im Internet schon nach dem White Rabbit gesucht?«

»Noch nicht.«

»Darf ich fragen, warum das so lange dauert?«

Er blickte auf seine Uhr, dann sah er sie wieder an. »So wie ich das sehe, läuft diese Untersuchung erst seit acht Stunden.«

»Und die Wahrscheinlichkeit, dass der Fall gelöst wird, verringert sich mit jeder Stunde, die vergeht.«

»Warum haben Sie die Polizei in Dallas verlassen, Ms. Killian?«

»Wie bitte?«

Er bemerkte, wie sie sich versteifte. »Das war eine ganz einfache Frage. Warum sind Sie gegangen?«

»Ich brauchte eine Veränderung.«

»Das war der einzige Grund?«

»Ich wüsste nicht, was das mit dem allen zu tun hätte, Detective.«

Er kniff die Augen zusammen. »Ich hab mich nur gewundert, weil Sie ziemlich scharf drauf zu sein scheinen, meinen Job zu übernehmen.«

Sie errötete. »Cassie war meine Freundin. Ich will nicht, dass der Killer einfach davonkommt.«

»Das will ich auch nicht. Halten Sie sich da raus, und lassen Sie mich meine Arbeit machen.«

Er wollte an ihr vorbeigehen, aber sie hielt ihn am Arm fest.

»White Rabbit ist die beste Spur, die Sie haben.«

»Das sagen Sie. Ich bin nicht davon überzeugt.«

»Cassie hat jemanden getroffen, der ihr versprach, sie ins Spiel einzuführen. Sie haben vorgehabt, sich zu treffen.«

»Könnte Zufall sein. Man trifft ständig irgendwelche Leute, Ms. Killian. Sie kommen und gehen, Fremde, die einem täglich über den Weg laufen, die Sachen abliefern, die mit einem reden, wenn man an der Kasse Schlange steht, die etwas aufheben, das einem runtergefallen ist. Aber sie töten nicht.«

»Meistens nicht«, korrigierte sie ihn. »Ihr Computer ist verschwunden, oder nicht? Warum, meinen Sie, ist er weg?«

»Ihr Mörder hat ihn als Trophäe mitgenommen. Oder ihm ist eingefallen, dass er einen benötigt. Oder er ist zur Reparatur.«

»Einige der Spiele werden online durchgeführt. Vielleicht gehört White Rabbit dazu?«

Er schüttelte ihre Hand ab. »Sie übertreiben es, Ms. Killian. Und das wissen Sie.«

»Ich war zehn Jahre bei der Kriminalpolizei ...«

»Aber jetzt nicht mehr«, unterbrach er sie. »Sie sind jetzt Zivilistin. Kommen Sie mir nicht in die Quere. Mischen Sie sich nicht in meine Untersuchung ein. Das nächste Mal werde ich Sie nicht mehr so freundlich darum bitten.«

6. KAPITEL

Montag, 28. Februar 2005 11:10 Uhr

Vor Wut schäumend betrat Stacy das Café Noir. Idiotischer, arroganter Aufschneider! Ihrer Erfahrung nach gab es drei Kategorien von schlechten Polizisten. Ganz oben auf der Liste stand der unehrliche Cop. Dann kam der Angepasste. Und dann kam der Aufschneider. Dem ging es nur um sein Image, gelegentlich brachte er durch seine Protzerei sogar die eigenen Kollegen in Gefahr. Er setzte Fälle in den Sand, weil er einzig und allein daran interessiert war, ein gutes Bild abzugeben.

Und sich weigerte, einem Verdacht nachzugehen, den jemand anders geäußert hatte.

Sicher, mehr war es nicht. Nur ein Verdacht. Basierend auf einem Zufall und gutem Gespür.

So viele Jahre hatte sie ihren Instinkten vertraut. Sie würde es nicht zulassen, dass irgendein großspuriger Pistolenheld, der noch grün hinter den Ohren war, diesen Fall versaute. Sie würde sich nicht zurücklehnen und nichts tun, während Cassies Killer frei herumlief.

Stacy atmete tief durch, versuchte sich zu beruhigen, ihre Gedanken von der letzten Begegnung loszureißen und sich auf die nächste zu konzentrieren.

Billie. Sie war sicher völlig am Boden zerstört.

Ihre Freundin stand am Tresen. Mit ihren eins achtzig, den blonden Haaren und dem wunderschönen Gesicht zog sie überall, wo sie auftauchte, die Blicke auf sich. Zudem war sie außerordentlich intelligent und hatte einen ausgesprochen trockenen Humor.

Billie blickte hoch. Sie hatte geweint. Mit ausgestreckten Armen ging Stacy auf sie zu. »Ich bin auch ziemlich fertig.«

Billie ballte die Hände. »Ein Polizist war hier. Ich kann es nicht glauben.«

»Mir geht es genauso.«

»Er hat nach dir gefragt, Stacy. Warum ...«

»Ich habe sie gefunden. Und Beth. Und es bei der Polizei gemeldet.«

»Oh, Stacy, wie schrecklich.«

»Erzähl mir, was er gesagt hat.«

Billie winkte ihre Angestellte herüber. »Paula, ich bin jetzt in meinem Büro. Ruf mich, wenn du mich brauchst.«

Die junge Frau sah von einer zur anderen, sie war blass und hatte ebenfalls Tränen in den Augen. Es war nicht zu übersehen, dass Malone sie auch befragt hatte. »Geh nur«, sagte sie mit belegter Stimme. »Keine Sorge, ich hab alles im Griff.«

Billie führte Stacy durch den Vorratsraum in ihr Büro. »Wie geht es dir?«

»Einfach großartig.« Stacy hörte, wie verärgert sie klang. Am liebsten hätte sie ihre Wut an irgendjemand ausgelassen. Cassie war einer der liebenswürdigsten Menschen gewesen, die sie je kennen gelernt hatte. Sie sah Billie an. »Ich hätte sie retten können.«

»Was? Du konntest doch nicht ...«

»Ich war schließlich direkt nebenan. Ich habe eine Waffe, immerhin bin ich mal Polizistin gewesen. Warum habe ich das nicht kommen sehen?«

»Weil du keine Hellseherin bist«, erwiderte Billie leise.

Billie hatte Recht, aber sich Vorwürfe zu machen war einfacher, als sich so hilflos zu fühlen. »Sie hat mir von diesem

White Rabbit erzählt. Ich hatte dabei ein komisches Gefühl und sie gebeten, vorsichtig zu sein.«

»Setz dich. Erzähl mir, was vorgefallen ist. Von Anfang an.«

Stacy erzählte alles, und als sie fertig war, sah sie, dass Billie sich nur mit Mühe beherrschen konnte.

»Das ist einfach zu widerlich. Das ist ... wer macht denn nur so was? Warum? Cassie ist ...«

War.

Vergangenheit.

»Hast du schon mal von dem Spiel gehört, vom White Rabbit?« fragte sie Billie.

Billie schüttelte den Kopf.

»Ganz sicher nicht?«

»Ganz sicher.«

»Cassie war wirklich begeistert. Sie erzählte von jemandem, der sie und einen erfahrenen Spieler der Gruppe zusammenbringen wollte.«

»Wann?«

»Keine Ahnung. Ich hatte es eilig, ins Seminar zu kommen, und dachte, wir würden uns sowieso später ...« Sie verstummte.

Sehen. Sie hatte gedacht, sie würden sich später sehen.

»Und du meinst, sie hat diese Person getroffen und das könnte was mit ihrem Tod zu tun haben?«

»Das ist möglich. Cassie war so vertrauensselig. Es sähe ihr ähnlich, einen völlig Fremden zu sich mitzunehmen.«

Billie nickte. »Die ganze Geschichte mit dem White Rabbit könnte ein Trick gewesen sein. Diese Person, wer immer das auch ist, wusste womöglich, dass Cassie solche Spiele liebt, und hat das Angebot als Köder benutzt, um in ihr Haus zu kommen.«

»Aber warum?« Stacy stand auf und begann im Büro hin und her zu gehen. »Offenbar ist Cassie zuerst getötet worden. Und

Beth einfach nur, weil sie auch da war. Ich hatte nicht den Eindruck, als wären sie ausgeraubt oder vergewaltigt worden.«

Sie blieb stehen und blickte sich zu Billie um. »Die Polizisten wollten wissen, ob sie einen Computer hatte.«

»Das wurde ich auch gefragt.«

»Was noch?«

»Mit wem Cassie unterwegs war. Ob sie irgendwelche Feinde hatte. Auseinandersetzungen mit irgendjemandem.«

Die üblichen Fragen.

»Hat er nach White Rabbit gefragt?«

»Nein.«

Stacy presste sich die Handballen gegen die Augen. Ihr Kopf tat höllisch weh. »Ich glaube, sie haben sich nach dem Computer erkundigt, weil sie keinen gefunden haben.«

»Sie hat ihn überallhin mitgenommen. Ich hab sie mal gefragt, ob sie damit auch ins Bett geht.« Wieder füllten sich Billies Augen mit Tränen. »Sie hat gelacht und gemeint, ja, das würde sie tun.«

»Genau. Was bedeutet, der Mörder hat ihn mitgenommen. Die Frage stellt sich, warum?«

»Weil er nicht wollte, dass die Polizei etwas darin findet?« mutmaßte Billie. »Irgendwas, das Hinweise auf ihn liefert. Oder auf sie.«

»Das ist meine Theorie. Was mich wieder zu der Person zurückführt, mit der sie sich treffen wollte.«

»Was wirst du machen?«

»Mich umhören. Mit Cassies Spielkollegen reden. Nachforschen, ob sie irgendwas über dieses White-Rabbit-Spiel wissen. Rausfinden, ob es online oder real in Gruppen gespielt wird. Vielleicht hat sie den anderen von dieser Person erzählt.«

»Ich werde mich auch erkundigen. Eine Menge Leute aus den Spielgruppen kommen hierher, irgendjemand muss doch was wissen.«

Stacy griff nach der Hand ihrer Freundin. »Sei vorsichtig, Billie. Wenn du irgendwie ein komisches Gefühl hast, ruf sofort mich oder Detective Malone an. Wir versuchen jemanden zu entlarven, der mindestens zwei Menschen getötet hat. Glaub mir, derjenige würde nicht zögern, noch einmal zuzuschlagen, um sich selbst zu schützen.«

7. KAPITEL

Dienstag, 1. März 2005 9:00 Uhr

Die Universität von New Orleans, kurz UNO, erstreckte sich über ein achthunderttausend Quadratmeter großes quadratisches Grundstück am Lake Pontchartrain. 1956 auf einem ehemaligen Marineflughafen gegründet, war die UNO hauptsächlich für Studenten vorgesehen, die in der bevölkerungsreichen Region von Louisianas größter Stadt lebten. Die Institute für Schiffbau, Hotel- und Restaurantmanagement und vor allem Film waren besonders hoch angesehen.

Stacy parkte im Zentrum des Universitätsgeländes. In der Cafeteria, so war sich Stacy sicher, würde sie am ehesten auf Cassies Freundinnen treffen. Sie betrat das Gebäude und blickte sich in dem riesigen Raum um. Wie erwartet waren um diese Uhrzeit nicht so viele Studenten hier, aber nach den ersten Seminaren an diesem Morgen würde es voller werden.

Mit einer Tasse Kaffee und einem Muffin setzte sich Stacy an einen Tisch, holte Mary Shelleys »Frankenstein« vor, das Buch, das sie gerade für ihr Seminar über die Spätromantiker las, schlug es aber nicht auf. Stattdessen süßte sie ihren Kaffee und nahm einen Schluck, während sie über ihre Pläne für den heutigen Tag nachdachte: Cassies Freunde kontaktieren. Sie über White Rabbit ausfragen und den Abend, als Cassie getötet worden war. Sie musste endlich etwas Konkretes herausfinden.

Am Abend vorher hatte sie mit Cassies Mutter gesprochen, die noch unter Schock gestanden hatte und Stacys Fragen wie ein Roboter beantwortete. Sie wollte Cassies Leichnam nach Picayune in Mississippi überführen lassen. Außerdem bat sie

Stacy, mit ihr gemeinsam die Andacht vorzubereiten. Cassie hatte viele Freunde, die von ihr Abschied nehmen wollten.

Und die Polizei würde die Gelegenheit nutzen, um zu sehen, wer daran teilnahm.

Mörder, insbesondere, wenn sie sich den Kick aus der Tat holten, nahmen oft an der Beerdigung ihres Opfers teil. Sie neigten auch dazu, später am Grab ihres Opfers zu erscheinen oder den Tatort noch einmal aufzusuchen. Auf diese Weise durchlebten sie noch einmal den Schauer der Erregung.

War der Killer von Cassie und Beth so ein Typ? Stacy glaubte es nicht, denn die beiden waren ja erschossen worden. Doch die Möglichkeit durfte man trotzdem nicht ausschließen. Für jede Regel gab es eine Ausnahme – vor allem was das menschliche Verhalten betraf.

Stacy erkannte zwei Mädchen aus Cassies Spielgruppe. Ella und Magda, wie sie sich erinnerte. Lachend gingen die beiden von der Essensausgabe zu einem Tisch, sie sahen vollkommen unbekümmert aus.

Sie hatten noch keine Ahnung.

Stacy lief zu ihnen hinüber. Als die beiden Mädchen sie erkannten, lächelten sie. »Hallo, Stacy. Wie geht's?«

»Darf ich mich setzen? Ich muss euch was fragen.«

Die beiden wurden schlagartig ernst. Sie zeigten auf einen der leeren Stühle, und Stacy ließ sich darauf sinken. Sie wollte zuerst nach dem Spiel fragen, denn wenn sie ihnen erst mal von Cassie erzählt hatte, würde sie kaum noch eine brauchbare Antwort erhalten.

»Hat eine von euch schon mal von einem Spiel mit dem Namen White Rabbit gehört?«

Die beiden Frauen wechselten einen Blick. Ella sprach als Erste. »Du spielst doch überhaupt nicht, Stacy. Warum interessiert dich das?«

»Also habt ihr davon gehört.« Als sie nichts erwiderten, fügte sie hinzu: »Es ist wirklich wichtig. Es hat was mit Cassie zu tun.«

»Mit Cassie?« Ella runzelte die Stirn und sah auf ihre Uhr.

»Sie müsste eigentlich schon längst hier sein. Sie hat uns Sonntagabend eine E-Mail geschickt. Darin stand, sie wäre heute Morgen gegen neun an der Uni, und sie hätte eine Überraschung.«

Eine Überraschung.

White Rabbit.

Stacy beugte sich vor. »Wann genau hat sie die E-Mail geschrieben?«

Die beiden Freundinnen dachten einen Augenblick nach. Ella antwortete zuerst. »Meine gegen 20 Uhr. Und deine, Magda?«

»Ich glaube, ungefähr zur selben Zeit.«

»Habt ihr von dem Spiel gehört?«

Wieder sahen sich die beiden an, dann nickten sie. »Aber wir haben es noch nicht gespielt«, erklärte Magda.

»White Rabbit klingt ein bisschen ... drastisch«, fuhr Ella fort. »Es ist total geheim. Wird von Spieler zu Spieler weitergegeben. Um das Spiel zu lernen, musst du jemanden kennen, der es schon spielt. Das ist ein fast schon ein Clan.«

»Wie sieht es mit dem Internet aus? Sicher kann man doch da Informationen finden.«

»Informationen«, murmelte Ella, »sicher. Aber die Anleitung wohl kaum, hab ich jedenfalls nicht gesehen. Du, Mag?«

Sie sah zu ihrer Freundin, die den Kopf schüttelte.

Kein Wunder, dass Cassie so aufgeregt war. Was für ein Coup!

»Spielt man das online? Oder trifft man sich mit den Leuten dafür?«

»Beides, nehme ich an. Wie bei allen Games.« Ella runzelte leicht die Stirn. »Cassie hat sich lieber mit den Leuten getroffen. Das machen wir alle gern.«

»Das ist kommunikativer«, erklärte Magda. »Am Computer spielen ist mehr was für Leute, die keine Gruppe finden oder die keine Zeit haben, sich mit den anderen zu treffen.«

»Oder sie wollen sich einfach nur diesen Kick holen«, warf Ella ein.

»Welchen?«

»Ihre Gegenspieler auszumanövrieren oder auszutricksen.«

»Hat Cassie erwähnt, ob sie jemanden treffen will, der es spielt?«

»Mir gegenüber nicht.« Ella sah Magda an. »Hat sie zu dir was gesagt?«

Die andere schüttelte wieder den Kopf.

»Was könnt ihr mir noch darüber sagen?«

»Nicht viel.« Ella sah wieder auf ihre Uhr. »Wirklich merkwürdig, dass Cassie noch nicht aufgetaucht ist.« Sie blickte ihre Freundin an. »Überprüf doch mal dein Han...«

In diesem Augenblick rief jemand nach den beiden. Es war Amy. Nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen, hatte sie bereits von Cassie gehört. Stacy wappnete sich für das, was jetzt kommen würde.

»Mein Gott, ich glaub's nicht!« rief sie, als sie den Tisch erreicht hatte. »Ich hab gerade was ganz Schreckliches gehört! Cassie ist ... ich kann es nicht ... sie ist ...« Sie schlug sich die Hand vor den Mund, ihre Finger zitterten, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Was ist?« fragte Magda. »Was ist mit Cassie?«

Amy begann zu weinen. »Sie ist ... tot.«

Ella sprang so ruckartig auf, dass ihr Stuhl umfiel. Die Studenten an den anderen Tischen sahen herüber. »Das kann nicht sein, ich hab doch erst vor kurzem mit ihr gesprochen!«

»Ich auch!« rief Magda. »Was ...«

»Die Polizei war heute früh im Wohnheim. Mit euch wollen sie auch reden.«

»Die Polizei?« fragte Magda voller Panik. »Ich verstehe nicht, was das soll.«

Amy sank auf einen Stuhl und brach erneut in Tränen aus.

»Cassie wurde ermordet«, sagte Stacy leise. »Sonntagnacht.«

»Du lügst!« schrie Ella verzweifelt. »Wer sollte denn Cassie was antun?«

»Das will ich herausfinden.«

Einen Augenblick schwiegen die drei und starrten Stacy nur ausdruckslos an. Dann schien Ella langsam zu begreifen.

»Deshalb hast du die ganzen Fragen über White Rabbit gestellt. Du glaubst ...«

»Das Spiel?« fragte Amy unter Tränen.

»Ich habe Cassie am Freitag gesehen«, erklärte Stacy. »Sie hat jemanden getroffen, der es spielt. Er wollte sie mit einem obersten White Rabbit bekannt machen. Hat sie dir irgendwas darüber erzählt, Amy?«

»Ich hab am Sonntagabend mit ihr gesprochen. Sie meinte, sie hätte heute Morgen eine Überraschung für uns. Sie klang richtig aufgedreht.«

»Wir haben eine E-Mail von ihr bekommen, in der das Gleiche stand«, berichtete Magda.

»Noch irgendwas?«

»Sie musste Schluss machen. Sagte, da wäre jemand an der Tür.«

Stacys Herz schlug schneller. *Jemand. Ihr Mörder?* »Hat sie einen Namen genannt?«

»Nein.«

»Hat sie angedeutet, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt?«

Amy schüttelte niedergeschlagen den Kopf.

»Um wie viel Uhr war das?«

»Wie ich der Polizei schon gesagt habe, kann ich mich nicht genau erinnern, aber ich denke, es war so um halb zehn.«

Um halb zehn war Stacy noch in ihre Unterlagen für die Uni vertieft gewesen. Ihre Schwester Jane hatte angerufen, sie hatten ungefähr zwanzig Minuten über das Baby geredet, die bemerkenswerte kleine Annie. Stacy hatte nichts gehört oder gesehen.

»Seid ihr sicher, dass sie nichts weiter gesagt hat? Irgendetwas?«

»Nein. Ich wünschte, ich ... wenn ich doch nur ...« Amy begann verzweifelt zu schluchzen. Ella drehte sich mit hochrotem Gesicht zu Stacy um. »Wie kommt es, dass du so viel über die Sache weißt?«

»Ich habe sie gefunden. Und Beth.«

»Du warst mal Polizistin, oder?«

»War ich, ja.«

»Und jetzt spielst du den Cop? Durchlebst wieder deine glorreichen Tage?«

Sie fühlte sich von dem Vorwurf ihrer Kommilitonin überrumpelt. »Wohl kaum. Für die Polizei ist Cassie einfach nur ein weiteres Opfer. Für mich war sie viel mehr. Ich möchte sichergehen, dass derjenige, der das getan hat, nicht damit durchkommt.«

»Ihre Ermordung hatte nichts mit den Rollenspielen zu tun!«

»Woher willst du das wissen?«

»Alle zeigen immer mit dem Finger auf uns.« Ellas Stimme zitterte. »So nach dem Motto, die Spiele würden aus Kindern Zombies oder Killermaschinen machen. Das ist Blödsinn. Vielleicht solltest du besser mit diesem Schwachkopf Bobby Gautreaux reden.«

Stacy runzelte die Stirn. »Müsste ich den kennen?«

»Wohl eher nicht.« Magda schlang die Arme um ihren Körper und wiegte sich vor und zurück. »Er und Cassie waren letztes Jahr zusammen. Sie hat Schluss mit ihm gemacht. Das hat er nicht gerade gut verkraftet.«

Ella sah Magda an. »Nicht gut verkraftet? Zuerst hat er mit Selbstmord gedroht. Dann wollte er sie umbringen!«

»Aber das war letztes Jahr«, sagte Amy leise. »Das hat er bestimmt aus der Wut heraus gesagt.«

»Kannst du dich nicht erinnern, was sie uns vor zwei Wochen erzählt hat?« wollte Ella wissen. »Sie hatte den Verdacht, dass er sie verfolgt.«

Amy riss die Augen auf. »O Gott, das hatte ich ganz vergessen.«

»Ich auch«, musste Magda einräumen. »Was machen wir jetzt?«

Alle sahen Stacy an. Drei junge Frauen, deren Leben gerade eine dramatische Wendung genommen hatte, die soeben die Realität von ihrer hässlichsten Seite kennen lernten.

»Was meinst du?« fragte Magda mit zitternder Stimme.

Dass dies alles ändert. »Ihr müsst das der Polizei erzählen. Und zwar sofort.«

»Aber Bobby hat sie wirklich geliebt«, sagte Amy. »Er würde ihr nicht wehtun. Er hat geheult, als sie sich von ihm trennte. Er ...«

Stacy unterbrach sie. »Ob du es glaubst oder nicht, es gibt genauso viele Morde, die aus Liebe verübt werden, wie aus Hass. Vielleicht sogar noch mehr. Laut Statistik sind meist Männer die Täter, außerdem verfolgen meist Männer ihre früheren Partnerinnen und müssen durch ein Unterlassungsurteil von ihnen fern gehalten werden.«

»Du meinst, Bobby hat sie verfolgt? Aber warum soll er denn ein Jahr warten, bis er ...« Sie war offensichtlich unfähig, die Worte auszusprechen.

Aber sie hingen schwer im Raum.

Bis er sie umbringt.

»Einige von den Typen sind brutal und schlagen ohne Skrupel sofort zu. Andere denken erst darüber nach und warten auf den richtigen Augenblick. Sie lassen ihre Wut nicht einfach raus. Wenn er sie verfolgt hat, dann fällt Bobby Gautreaux in die zweite Kategorie.«

»Mir ist schlecht«, stöhnte Magda und stützte den Kopf in die Hände.

Amy strich ihr über den Rücken. »Es wird schon alles gut.«

Aber natürlich war gar nichts gut. Das war allen klar.

»Wo kann ich diesen Bobby Gautreaux finden?« erkundigte sich Stacy.

»Er studiert Schiffbau«, sagte Ella.

»Ich glaube, er hat in einem der Wohnheime ein Zimmer«, sagte Amy. »Jedenfalls war das letztes Jahr noch der Fall.«

»Bist du sicher, dass er immer noch an der UNO studiert?« hakte Stacy nach.

»Ich hab ihn gestern erst auf dem Campus gesehen. Hier, in der Cafeteria.«

Stacy stand auf und packte ihre Sachen zusammen. »Ruf Detective Malone an. Sag ihm, was du mir gesagt hast.«

»Was wirst du jetzt machen?« wollte Magda wissen.

»Ich versuche Bobby Gautreaux zu finden. Und zwar will ich ihm ein paar Fragen stellen, bevor die Polizei das macht.«

»Über White Rabbit?« fragte Ella scharf.

»Unter anderem.«

Ella stand auf. »Vergiss das mit dem Spiel. Das ist eine Sackgasse.«

Sie fand es merkwürdig, dass eine von Cassies so genannten Freundinnen mehr Interesse daran zu haben schien, den Ruf ihrer Spiele zu wahren, als den Mörder der Freundin zu überführen. Stacy blickte ihr direkt in die Augen. »Das kann sein. Aber Cassie ist tot. Und ich werde gar nichts vergessen, bevor wir nicht wissen, wer sie umgebracht hat.«

Ellas Widerstand bröckelte. Sie sank mit niedergeschlagenem Gesicht auf den Stuhl zurück.

Stacy musterte sie einen Augenblick. Als sie gehen wollte, hielt Magda sie zurück.

»Überlass es nicht der Polizei, hörst du? Wir werden dir helfen, so gut wir können. Sie war unsere Freundin.«

8. KAPITEL

Dienstag, 1. März 2005 10:30 Uhr

Da die UNO eine Universität für Studenten des Einzugsbereiches war, gab es nur drei Wohnheime, und eines davon war ausschließlich Studenten mit Familie vorbehalten. Bobby Gautreaux würde wohl in einem der anderen Häuser wohnen, entweder Bienville Hall oder Privateer Place.

Stacy war klar, dass es keinen Sinn hatte, im Immatrikulationsbüro nach seiner Zimmernummer zu fragen, aber vielleicht würde sie in der Fakultät der Schiffsbauingenieure Glück haben. Schnell legte sie sich einen Plan zurecht und besorgte alles, was sie dafür brauchte. Dann machte sie sich auf den Weg zum Gebäude der Schiffsbau-Fakultät, das sich am anderen Ende des Campus befand.

Jedes Institut verfügte über ein eigenes Sekretariat, und die Sekretärin kannte ihre Abteilung in- und auswendig, wusste über die Studenten und alle Mitarbeiter Bescheid und kannte deren Eigenheiten genau. Innerhalb ihrer Domäne war sie geradezu allmächtig. Die Frau, die in der Schiffsbau-Fakultät regierte, hatte ein Mondgesicht und ein breites Lächeln.

Eine von der mütterlichen Art. Sehr gut.

»Hallo«, sagte Stacy freundlich. »Ich heiße Stacy Killian, Studentin am Institut für Anglistik.«

Das Lächeln der Sekretärin wurde noch breiter. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ich suche Bobby Gautreaux.«

Die Frau runzelte leicht die Stirn. »Bobby hat sich heute noch nicht blicken lassen.«

»Hat er denn kein Seminar am Dienstag?«

»Ich denke, doch. Moment mal.« Sie schwenkte mit dem Stuhl zu ihrem Computer herum und tippte Bobbys Namen ein. »Also, er hatte heute früh ein Seminar, aber ich habe ihn nicht gesehen. Vielleicht kann ich Ihnen weiterhelfen?«

»Ich bin eine Freundin seiner Familie. Letztes Wochenende war ich zu Besuch, Bobbys Mutter hat mich gebeten, ihm das hier zu bringen.« Sie hielt einen Briefumschlag mit einer Karte hoch, den sie gerade im Buchladen gekauft hatte und auf dem jetzt Bobbys Name stand.

Die Frau streckte lächelnd die Hand aus. »Ich werde es ihm gerne geben.«

»Ich habe versprochen, es ihm persönlich zu geben. Sie hat darauf bestanden. Er wohnt in Bienville Hall, nicht?«

Das Gesicht der Sekretärin wurde wachsam. »Das weiß ich nicht.«

»Könnten Sie nicht mal nachsehen?« Stacy lehnte sich etwas vor und senkte die Stimme. »Da ist Geld drin. Hundert Dollar. Wenn ich es aus der Hand gebe und irgendwas passiert ... Ich würde mir das nie verzeihen.«

Die Frau spitzte den Mund. »Für Bargeld kann ich nun wirklich nicht die Verantwortung übernehmen.«

»Das meine ich ja«, stimmte ihr Stacy zu. »Je eher ich es Bobby gebe, desto besser.«

Die Frau zögerte noch einen Moment und musterte sie abschätzend. Dann nickte sie schließlich. »Wir wollen sehen, ob ich was finde.«

Sie wandte sich wieder dem Bildschirm zu und tippte ein paar Daten ein. »Bienville Hall, Zimmer 210.«

»Zimmer 210«, wiederholte Stacy lächelnd. »Vielen Dank, Sie waren mir eine große Hilfe.«

Bienville Hall, ein nicht sehr ansehnliches, aber zweckmäßiges, 1969 erbautes Hochhaus, befand sich direkt gegenüber der Mensa für die Ingenieursstudenten.

Sie ging hinein. Die Zeiten der streng nach Geschlechtern getrennten Gebäude hatte das gleiche Schicksal ereilt wie die Dinosaurier, keiner der Studenten beachtete sie.

Sie lief in den ersten Stock zum Zimmer 210. Als sich nichts auf ihr Klopfen hin rührte, klopfte sie erneut.

Immer noch keine Reaktion. Sie blickte sich um, registrierte, dass außer ihr niemand auf der Etage war, und drückte betont lässig die Klinke herunter.

Die Tür ließ sich tatsächlich öffnen.

Stacy betrat das Zimmer. Was sie gerade tat, war illegal, doch jetzt, wo sie keine Polizistin mehr war, nicht unbedingt eine strafbare Handlung. Merkwürdig, aber wahr. Stacy blickte sich schnell in dem ordentlichen Raum um. Interessant. Dafür waren Junggesellen ja nicht gerade bekannt. Welche Überraschungen hielt Bobby Gautreaux noch bereit?

Sie ging zum Schreibtisch. Drei sorgfältig gestapelte Papierhaufen lagen auf der Platte. Sie blätterte alle kurz durch, dann zog sie die Schreibtischschublade auf und betrachtete den Inhalt. Als sie nichts Verdächtiges fand, schloss sie das Fach wieder. Sie wurde auf ein Foto aufmerksam, das an der Korkwand über dem Schreibtisch steckte. Von Cassie. Im Bikini lächelte sie in die Kamera.

Er hatte eine Zielscheibe auf ihr Gesicht gemalt.

Aufgeregt sah sich Stacy die anderen Fotos an. Es hingen noch weitere Schnappschüsse von seiner Exfreundin an der Pinnwand, einmal mit Teufelshörnern und Schwanz verziert, einmal mit dem Spruch »Schmore in der Hölle, Hexe«.

Er war entweder unschuldig – oder unglaublich blöd. Wenn er sie tatsächlich getötet hatte, wusste er, dass die Polizei ihn

aufsuchen würde. Diese Bilder an seiner Pinnwand würden ihm mit Sicherheit eine Menge Ärger einbringen.

»Was soll denn das?«

Sie drehte sich um. Der Typ an der Tür sah aus, als hätte er eine harte Nacht hinter sich. Er sah aus wie das Model für ein Poster der Anonymen Alkoholiker.

Oder wie ein lebendiges Fahndungsfoto.

»Die Tür war offen.«

»Blödsinn. Raus hier.«

»Du bist Bobby, nicht?«

Sein Haar war nass, das Handtuch hing über seiner Schulter.

»Wer will das wissen?« fragte er, nachdem er sie von oben bis unten gemustert hatte.

»Eine Freundin.«

»Aber nicht von mir.«

»Ich bin eine Freundin von Cassie.«

Etwas Hässliches machte sich auf seinem Gesicht breit. Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Leck mich. Ich hab seit einer Ewigkeit nicht mehr mit Cassie gesprochen. Verpiss dich.«

Stacy ging auf ihn zu. Sie legte den Kopf ein wenig in den Nacken und blickte ihm in die Augen. »Komisch, für mich hatte es eher den Anschein, als hättet ihr beide noch vor kurzem miteinander geredet.«

»Dann ist sie nicht nur eine blöde Kuh, sondern auch eine Lügnerin.«

Stacy sah ihn wütend von oben bis unten an. Er hatte dunkles lockiges Haar und dunkelbraune Augen, ein Geschenk seiner französisch-griechischen Vorfahren. Wenn er nicht so schlecht drauf gewesen wäre, hätte man ihn als gut aussehend bezeichnen können.

»Sie meinte, du wüsstest etwas über das Spiel White Rabbit.«

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich fast unmerklich.

»Und was?«

»Du kennst das Spiel, ja?«

»Ja, ich kenn's.«

»Schon mal gespielt?«

Er zögerte. »Nein.«

»Du klingst nicht überzeugend.«

»Und du hörst dich an wie ein Bulle.«

Sie kniff die Augen zusammen. Dieser Typ war nicht besonders sympathisch. Ein Mistkerl, ganz und gar. Mit solchen Typen hatte sie bei der Kripo in Dallas täglich zu tun gehabt. Sie wünschte, sie hätte noch ihre Polizeimarke. Es wäre zu schön gewesen, zu sehen, wie er sich in die Hosen machte.

Bei dem Gedanken musste sie grinsen. »Wie ich schon sagte, ich bin nur eine Freundin, die ein paar Nachforschungen betreibt. Erzähl mir was über White Rabbit.«

»Was willst du denn wissen?«

»Wie das Spiel läuft, was es ist, wie es funktioniert. So was in der Art.«

Er verzog die Lippen. Wahrscheinlich sollte es sowas wie ein Lächeln sein. »Das ist jedenfalls kein normales Spiel. Ziemlich düster. Und hart.«

Sein Gesicht erwachte langsam zum Leben. »Stell dir vor, Dr. Seuss trifft Lara Croft, Tomb Raider. Der Schauplatz ist Wunderland. Alles ganz schön verrückt. Eine eigenartige Welt.«

Klang eher albern. »Du sagst, es wäre düster. Was meinst du damit?«

»Du bist keine Spielerin, was?«

»Nein.«

»Dann leck mich doch.«

Er wandte sich ab, sie hielt ihn am Arm zurück. »Erklär's mir, Bobby.«

Er sah sie lange an. »White Rabbit ist ein Spiel, bei dem der Beste überlebt. Der Gerissenste, Intelligenteste. Der Letzte, der Unbesiegte, nimmt alles.«

»Nimmt alles?«

»Töte oder werde getötet. Das Spiel ist erst zu Ende, wenn nur noch einer der Charaktere am Leben ist.«

»Woher weißt du so viel über das Spiel, wenn du es noch nie gespielt hast?«

Er schüttelte ihre Hand ab. »Ich habe meine Verbindungen.«

»Du kennst jemanden, der es spielt?«

»Möglich.«

»Reizend. Kennst du jemanden oder nicht?«

»Ich kenne den ganz Großen. Den ersten White Rabbit.«

Bingo. »Wer ist das?«

»Derjenige, der das Spiel erfunden hat. Ein Typ namens Leonardo Noble.«

»Leonardo Noble«, wiederholte sie und überlegte, ob sie schon von ihm gehört hatte.

»Er lebt in New Orleans. Hab ihn mal bei CoastCon gehört. Er ist echt cool, aber auch irgendwie verrückt. Wenn du was über das Spiel wissen willst, musst du zu ihm gehen.«

Sie trat einen Schritt zurück. »Das werde ich. Danke für deine Hilfe, Bobby.«

»Kein Thema. Ich bin immer froh, einer Freundin von Cassie helfen zu können.«

Irgendwas an seinem Grinsen erinnerte sie an ein Reptil. Sie ging um ihn herum zur Tür.

»Hast du schon gehört?« rief er ihr hinterher, als sie bereits draußen war. »Cassie hat sich umbringen lassen.«

Stacy drehte sich langsam um. »Was hast du gesagt?«

»Jemand hat Cassie erledigt. Diese Lesbe Ella hat mich angerufen, vollkommen hysterisch. Hat behauptet, ich wär's gewesen.«

»Und, warst du's?«

»Leck mich doch.«

Stacy schüttelte den Kopf, sie konnte es nicht fassen. »Sag mal, bist du tatsächlich so bescheuert? Willst du dich weiter so aufblasen? Kapierst du denn nicht? Du bist bei der Kripo im Moment der Spitzenkandidat. Ich rate dir, dein Verhalten zu ändern, mein Freund, die Polizei fackelt nicht lange.«

Zwei Minuten später trat sie in den grauen, windigen Tag hinaus. Detective Malone und sein Partner kamen ihr entgegen.

»Hallo, Jungs!« grüßte sie freundlich.

Malone machte ein finsternes Gesicht, als er sie erkannte.

»Was machen Sie hier?«

»Bin nur mal vorbeigekommen, um den Freund einer Freundin zu besuchen. Das verstößt doch wohl nicht gegen das Gesetz, oder?«

Tony unterdrückte ein Lachen. Malone sah sie wütend an.

»Sich in eine laufende Untersuchung einzumischen, schon.«

»Hat jemand gesagt, dass ich das getan habe?«

»Es soll eine Warnung sein.«

»Angekommen und registriert.« Stacy lächelte. »Sehen Sie sich mal die Pinnwand über dem Schreibtisch an«, sagte sie dann. »Das wird Sie bestimmt interessieren.«

9. KAPITEL

Dienstag, 1. März 2005 13:40 Uhr

Spencers Roastbeef-Sandwich wurde vor seiner Nase kalt. Zuerst war Bobby Gautreaux trotzig gewesen. Er war ihnen mit einer geballten Ladung Arroganz begegnet – bis sie auf die Fotografie mit der aufgemalten Zielscheibe zeigten. Und als sie erklärten, dass sie ihn zum Verhör mitnehmen würden, war er kreidebleich vor Schreck geworden.

Auf Grund der Aussagen von Cassie Finchs Freundinnen und der belastenden Fotos an der Pinnwand hatten sie einen Durchsuchungsbefehl für Gautreaux' Zimmer und Auto beantragt. Sollte die Durchsuchung dann kein weiteres Belastungsmaterial zu Tage fördern, waren sie schließlich gezwungen, ihn freizulassen.

»Hallo, Hübscher.« Tony kam herübergeschlendert und drückte sich in den Stuhl vor Spencers Schreibtisch.

»Hi Spaghetti. Wie geht's dem Jungen?«

»Nicht gut. Unruhig. Sieht aus, als würde er jeden Moment kotzen.«

»Hat er nach einem Anwalt gefragt?«

»Daddy hat er angerufen, und Daddy besorgt einen.« Er betrachtete das Sandwich. »Isst du das noch?«

»Hast du nichts zu Mittag bekommen?«

Er verzog das Gesicht. »Hasenfutter. Salat mit fettarmer Soße.«

»Betty hat dich wieder auf Diät gesetzt.«

»Nur zu meinem Besten, sagt sie. Sie versteht nicht, warum ich nicht abnehme.«

Spencer zog die Augenbrauen hoch. Nach dem Puderzucker auf dem Hemd seines Kollegen zu urteilen, hatte er sich heute Morgen mal wieder ein paar Doughnuts genehmigt. »Ich glaube, das liegt an den Süßigkeiten. Ich könnte sie ja mal anrufen und ...«

»Tu das, wenn dir dein Leben egal ist, Junior.«

Spencer lachte und verspürte plötzlich einen unbändigen Hunger. Er zog den Teller mit seinem Sandwich näher und machte ein riesiges Theater daraus, als er einen großen Bissen nahm. Bratensoße und Mayonnaise quollen zu beiden Seiten des Brötchens hervor.

»Du bist ein richtiger kleiner Wichser, weißt du das?«

Spencer wischte sich den Mund mit der Serviette ab. »Ja, das weiß ich. Aber sag bitte nie ›klein‹ in diesem Zusammenhang, das ist uncool.«

Tony lachte. Zwei der Kollegen blickten zu ihnen herüber.

»Was hältst du von Gautreaux?«

»Abgesehen davon, dass er ein Scheißkerl ist?«

»Ja, abgesehen davon.«

Spencer zögerte. »Die Umstände sind ziemlich belastend für ihn.«

»Ich höre ein Aber in deiner Stimme.«

»Es ist zu einfach.«

»Einfach ist doch gut. Wie ein Geschenk. Nimm es mit einem: ›Danke, lieber Gott‹ und lächle.«

Spencer schob das Sandwich zur Seite, um an den Hefter darunter zu kommen. Er enthielt Autopsieberichte von Cassie Finch und Beth Wagner. Anmerkungen zum Tatort. Fotografien. Namen von Familienangehörigen, Freunden und Bekannten.

Spencer zeigte auf den Hefter. »Die Autopsie hat bestätigt, dass sie von den Kugeln getötet wurde. Kein Anzeichen von

Vergewaltigung oder anderen Verletzungen. Die Fingernägel waren sauber. Sie hat es nicht kommen sehen. Der Pathologe hat den Tod auf 23:45 Uhr geschätzt.«

»Toxikologisch?«

»Kein Alkohol, keine Drogen.«

»Mageninhalt?«

»Nichts von Bedeutung.«

Tony lehnte sich im Stuhl zurück, das Gestell quietschte.

»Spuren?«

»Etwas Textilfaser und Haare. Das Labor ist dabei, es zu untersuchen.«

»Der Schütze hat sie wohlüberlegt kaltgemacht«, sagte Tony.

»Das passt zu Gautreaux.«

»Aber warum sollte er sie vor Zeugen verfolgen und ihr drohen, sie dann töten und so erdrückende Beweismittel an seiner Pinnwand hängen lassen?«

»Weil er blöd ist.« Tony lehnte sich zu ihm vor. »Das sind doch die meisten von ihnen. Wenn's nicht so wäre, hätten wir ganz schöne Probleme.«

»Sie hat ihn reingelassen. Es war spät. Warum sollte sie das tun, wenn sie doch Angst vor ihm hatte, wie ihre Freundinnen behaupten?«

»Vielleicht weil sie auch blöd war.« Tony blickte sich um, dann sah er Spencer wieder an. »Du wirst es noch lernen, Junior. Meist sind die Bösen saudumme Brutalos und die Opfer naive, vertrauensselige Idioten. Und deshalb werden sie erledigt. Traurig, aber wahr.«

»Und Gautreaux nahm den Laptop mit, weil er ihr Liebesbriefe oder wütende Drohungen per E-Mail geschickt hat.«

»Du hast es erfasst, mein Freund. Bei Mordfällen ist mit größter Wahrscheinlichkeit das passiert, wonach es aussieht. Wir werden Gautreaux weiter unter Druck setzen und hoffen, dass die Laborbefunde uns einen direkten Zusammenhang zwischen ihm und dem Opfer aufzeigen.«

»Schon ist der Fall erledigt«, sagte Spencer und griff nach seinem Sandwich. »Genau so, wie wir es gern haben.«

10. KAPITEL

Mittwoch, 2. März 2005 11:00 Uhr

Stacy hielt vor dem Haus Nummer 3135 in der Esplanade Avenue, wo Leonardo Noble wohnte. Mit den Informationen von Bobby Gautreaux hatte sie im Internet ein wenig über Mr. Noble recherchiert. Sie hatte erfahren, dass er tatsächlich der Erfinder des White-Rabbit-Spiels war. Und wie Gautreaux behauptet hatte, wohnte er in New Orleans.

Nur ein paar Blocks vom Café Noir entfernt.

Stacy schaltete den Motor aus und blickte zu dem Haus hinüber. Die Esplanade Avenue war einer der großen alten Boulevards von New Orleans, breit und von riesigen immergrünen Eichenbäumen beschattet. Die Stadt lag zweieinhalb Meter *unter* dem Meeresspiegel, die Esplanade Avenue war einmal, so wie viele Straßen in New Orleans, ein Wasserweg gewesen, der trockengelegt worden war. Warum die Siedler gemeint hatten, der Sumpf wäre ein gutes Wohngebiet, wollte ihr nicht einleuchten.

Aber nun ja, aus dem Sumpf war New Orleans geworden.

Dieses Ende der Esplanade Avenue wurde nach dem historischen Wasserweg Bayou St. John genannt. Neben aufwändig restaurierten Villen fanden sich verfallene Gebäude, Restaurants und Geschäfte. Die Straße endete als Sackgasse am Mississippi, am äußeren Ende des French Quarters.

Ihre Online-Recherche hatte ein paar interessante Informationen über den Mann ergeben, der sich selbst einen modernen Leonardo da Vinci nannte. Er lebte erst seit zwei Jahren in New Orleans. Davor war Südkalifornien seine Heimat gewesen.

Stacy rief sich das Bild des Mannes ins Gedächtnis. Kalifornien passte zu ihm weitaus besser als das traditionsreiche New Orleans. Seine Erscheinung war unkonventionell – ein Drittel kalifornischer Surfer, ein Drittel verrückter Wissenschaftler und ein Drittel schnieker Unternehmer. Nicht direkt gut aussehend mit seinem wild gelockten blonden Haar und der Drahtbrille, aber dennoch ein auffallender Typ.

Stacy erinnerte sich an die zahlreichen Artikel, die sie über den Mann und sein Spiel gefunden hatte. Er war Anfang der achtziger Jahre Student an der Universität von Kalifornien in Berkeley gewesen. Dort hatten er und ein Freund das White-Rabbit-Spiel entworfen. Das war aber nicht alles: Er hatte Anzeigenkampagnen entworfen, Videospiele und sogar einen Bestseller-Roman geschrieben, der mit großem Erfolg verfilmt worden war.

Stacy hatte erfahren, dass die Idee zum Spiel White Rabbit aufgrund von Lewis Carrolls Roman »Alice im Wunderland« entstanden war. Nicht sehr originell: Eine Anzahl von Künstlern hatte sich von Carrolls fantastischer Geschichte inspirieren lassen, inklusive der Rockgruppe Jefferson Airplane mit ihrem Hit »White Rabbit« von 1967.

Stacy atmete tief durch und versuchte sich zu sammeln. Sie hatte beschlossen, dem Hinweis auf White Rabbit nachzugehen. Sie hoffte, dass Bobby Gautreaux der Mörder war, aber Hoffnung war nicht die Lösung. Sie wusste, wie Polizisten arbeiteten. Inzwischen würden Malone und sein Partner ihre ganze Aufmerksamkeit und Energie auf Gautreaux verwenden.

Warum sollte man kostbare Zeit damit verschwenden, andere, vage Spuren zu verfolgen, wenn man so einen wunderbaren Verdächtigen hatte? Er war die einfachere Wahl. Die logische. Viele Fälle wurden gelöst, weil die am meisten verdächtige Person tatsächlich der Täter war.

In den meisten Fällen.

Nicht in allen.

Die Polizei hatte viele Fälle zu bearbeiten; sie hofften immer auf eine schnelle Lösung.

Aber sie war keine Polizistin mehr. Und sie hatte nur einen einzigen Fall. Den Mord an ihrer Freundin.

Stacy öffnete die Wagentür. Wenn Bobby Gautreaux wegfiel, konnte sie dem dynamischen Polizistenduo eine weitere Spur anbieten. Sie stieg aus. Die Residenz der Nobles war ein Schmuckstück, sehr fachmännisch restauriert. Das Grundstück – zu dem ein Gästehaus gehörte – umfasste einen ganzen Häuserblock. Drei massive Eichen zierten den Vorgarten, ihre ausladenden Äste waren mit Spanischem Moos bewachsen. Sie lief zum schmiedeeisernen Eingangstor. Als sie unter den Ästen der Eichen entlangging, entdeckte sie, dass sie zu knospen anfangen. Sie hatte gehört, dass der Frühling in New Orleans etwas außerordentlich Sehenswertes sei, und sie freute sich bereits, das bald selbst beurteilen zu können.

Stacy stieg die Stufen zur vorderen Empore hinauf. Sie hatte keine Polizeimarke. Die Nobles hätten also überhaupt keinen Grund, mit ihr zu reden, geschweige denn ihr Informationen zu geben, die sie zum Mörder führen könnten.

Sie besaß keine Polizeimarke; aber sie beabsichtigte, so zu tun, als hätte sie eine.

Stacy klingelte und schlüpfte in die Rolle der Kriminalbeamtin. Das war eine Frage von Auftreten und Haltung. Gesichtsausdruck. Stimme.

Und das Aufblitzenlassen eines imaginären Dienstausweises.

Einen Augenblick später öffnete eine Hausangestellte die Tür. Stacy lächelte souverän und klappte ihren Personalausweis auf, um ihn gleich wieder zuzuschlagen. »Ist Mr. Noble zu Hause?«

Wie erwartet sah die Frau zuerst überrascht aus, dann zeigte sich Neugier auf ihrem Gesicht. Sie machte einen Schritt zur

Seite, damit Stacy eintreten konnte. »Einen Moment, bitte«, sagte sie und schloss die Tür hinter ihr.

Während Stacy wartete, studierte sie das Innere des Hauses. Eine ausladende gebogene Treppe führte von der Diele ins erste Stockwerk. Zu ihrer Linken lag ein Salon, zur Rechten ein Speiseraum. Der Eingangsbereich ging in einen weiten Flur über, der höchstwahrscheinlich zur Küche führte. Ein großes Blue-Dog-Gemälde von George Rodrigue aus New Orleans schmückte den Treppenaufgang; daneben hing ein traditionelles Landschaftsbild. Im Speiseraum sah sie ein altes Kinderportrait, eine dieser schrecklichen Darstellungen, in denen Kinder wie kleine Erwachsene erschienen.

»Das Bild gehörte zum Haus«, erklang eine weibliche Stimme vom oberen Treppenabsatz. Stacy drehte sich um. Die Frau, offensichtlich zum Teil asiatischer Abstammung, sah umwerfend aus. Sie war eine dieser kühlen, beherrschten Schönheiten, die Stacy bewunderte und verachtete – beides aus demselben Grund.

Stacy beobachtete, wie sie die Stufen herunterstieg. Die Frau kam auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen. »Es ist ziemlich hässlich, nicht?«

»Wie bitte?«

»Das Portrait. Ich mag es gar nicht ansehen, aber aus irgendeinem unerfindlichen Grund hängt Leo daran.« Ihr Lächeln wirkte eher eingeübt als warmherzig. »Ich bin Kay Noble.«

Die Ehefrau. »Stacy Killian«, sagte sie. »Danke, dass Sie mich empfangen.«

»Mrs. Maitlin sagt, Sie wären Polizistin?«

»Ich untersuche einen Mordfall.« *Das war nicht gelogen.*

Die Frau zog ein wenig die Augenbrauen hoch. »Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Ich hatte gehofft, mit Mr. Noble sprechen zu können. Ist er da?«

»Tut mir Leid, nein. Aber ich bin seine Geschäftsführerin. Vielleicht können Sie mit mir vorlieb nehmen?«

»Vor einigen Tagen wurde eine Frau ermordet. Sie war eine Anhängerin von Fantasy-Spielen. Am Abend ihres Todes hat sie sich mit jemandem getroffen, der sie in das Spiel Ihres Mannes einführen wollte.«

»Meines Exmannes«, korrigierte sie. »Leo hat eine Menge Rollenspiele erfunden. Welches meinen Sie?«

»Das Spiel, das einfach nicht totzukriegen ist.« Leonardo Noble stand plötzlich an der Tür zum Salon. Das Erste, was ihr auffiel, war seine Größe – er war viel größer, als er auf dem Pressefoto wirkte. Das jugenhafte Grinsen ließ ihn jünger aussehen als fünfundvierzig.

»White Rabbit.« Er durchquerte mit großen Schritten den Raum und streckte den Arm aus. »Ich bin Leonardo.«

Sie reichte ihm die Hand. »Eine Frau mit dem Namen Cassie Finch ist am letzten Sonntag getötet worden. Sie war ein begeisterter Fan von Rollenspielen. Am Freitag vor ihrem Tod hat sie einer Freundin erzählt, sie hätte jemanden getroffen, der White Rabbit spielt, und er soll ein Treffen zwischen ihr und einem Supreme White Rabbit vermittelt haben.«

Leo Noble spreizte die Finger. »Ich verstehe immer noch nicht, was das mit mir zu tun hat.«

Sie zog einen kleinen Spiralblock aus ihrer Jackentasche, einen von der gleichen Art, die sie früher als Detective benutzt hatte. »Ein anderer Spieler hat Sie als den Supreme White Rabbit bezeichnet.«

Er lachte, dann entschuldigte er sich. »Natürlich ist das alles nicht lustig. Es ist die Bezeichnung ... Supreme White Rabbit. Also wirklich.«

»Sind Sie das als Erfinder des Spiels nicht?«

»Das behaupten manche. Sie stellen mich als eine Art mystische Figur hin. So was wie einen Gott.«

»Sehen Sie sich selbst so?«

Wieder lachte er. »Ganz bestimmt nicht.«

Kay mischte sich ein. »Deshalb nennen wir es das Spiel, das nicht totzukriegen ist. Die Fans sind regelrecht besessen.«

Stacy betrachtete dieses ungleiche Paar. »Warum?« wollte sie wissen.

»Keine Ahnung.« Leonardo schüttelte den Kopf. »Wenn ich es wüsste, würde ich so was Magisches noch mal erfinden.«

Er lehnte sich vor, begeistert wie ein Junge. »Denn das ist es, müssen Sie wissen. Magie. Es berührt die Leute auf eine ganz persönliche Art. Und ist außerordentlich intensiv.«

»Sie haben das Spiel nie veröffentlicht. Warum?«

Er warf seiner Exfrau einen Blick zu. »Ich bin nicht der alleinige Erfinder von White Rabbit. Mein bester Freund und ich haben es 1982 zusammen entwickelt, als wir an der Uni in Berkeley studiert haben. Es hat sofort total eingeschlagen und verbreitete sich dann schnell durch Mundpropaganda von Berkeley zu anderen Unis.«

»Der Name Ihres Freundes?« fragte Stacy.

»Dick Danson«, antwortete Leonardo.

Sie notierte sich den Namen, während Noble weiterredete.

»Wir bildeten eine Geschäftspartnerschaft, um White Rabbit und andere Projekte, an denen wir arbeiteten, zu veröffentlichen. Aber wir hatten eine Auseinandersetzung, bevor es dazu kommen konnte.«

»Eine Auseinandersetzung?« wiederholte Stacy. »Weshalb?«

Noble sah aus, als wäre ihm das Thema unangenehm. Er wechselte wieder einen Blick mit seiner Exfrau. »Sagen wir

einfach mal, ich habe entdeckt, dass Dick nicht der war, für den ich ihn gehalten hatte.«

»Sie haben die Partnerschaft aufgelöst«, berichtete Kay.

»Mit der Auflage für beide, nichts von dem zu veröffentlichen, was sie zusammen entwickelt hatten.«

»Das muss sehr schwierig gewesen sein«, bemerkte Stacy.

»Nicht so schwierig, wie Sie vielleicht denken. Ich hatte eine Menge Möglichkeiten. Viele Ideen. Und er genauso. Und White Rabbit war bereits im Umlauf, deshalb glaubten wir nicht so viel zu verlieren.«

»Zwei White Rabbits«, murmelte Stacey.

»Wie bitte?«

»Sie und ihr ehemaliger Partner. Als Co-Autoren könnten Sie beide den Titel des Supreme White Rabbit tragen.«

»Das könnte so sein. Allerdings lebt er nicht mehr.«

»Er lebt nicht mehr?« wiederholte sie. »Wie lange schon?«

Er dachte kurz nach. »Seit ungefähr drei Jahren. Er ist umgekommen, bevor wir hierher zogen. Von einer Klippe an der Monterey-Küste gestürzt.«

Stacy schwieg einen Moment. »Spielen Sie das Spiel, Mr. Noble?«

»Nein. Ich habe schon seit Jahren an keinen solchen Spielen mehr teilgenommen.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Hab das Interesse verloren. Bin rausgewachsen. So wie alles, was man exzessiv betreibt, gibt es einem keinen Kick mehr.«

»Also haben Sie sich den Kick woanders geholt.«

Er grinste sie breit an. »So etwas in der Art.«

»Haben Sie Kontakt zu irgendwelchen Spielern hier?«

»Nein.«

»Haben sich einige von denen an Sie gewandt?«

Er zögerte. »Nein.«

»Sie scheinen sich nicht so sicher zu sein.«

»Doch, das ist er«, mischte sich Kay ein und blickte demonstrativ auf ihre Uhr. Stacy sah die aufblitzenden Diamanten. »Tut mir Leid, dass ich das Gespräch jetzt abbrechen muss.« Sie stand auf. »Aber Leo kommt sonst zu spät zu seinem Treffen.«

»Natürlich.« Stacy erhob sich ebenfalls und steckte den Notizblock zurück in die Jackentasche.

Sie begleiteten sie zur Tür. Als sie draußen war, drehte sie sich noch einmal um. »Nur noch eine letzte Frage, Mr. Noble. In einigen Artikeln, die ich gelesen habe, wurde behauptet, dass ein Zusammenhang zwischen Fantasy-Spielen und Gewalttätigkeit besteht. Glauben Sie das auch?«

Auf den Gesichtern der beiden erschien ein merkwürdiger Ausdruck. Leonardos Lächeln verschwand zwar nicht, doch wirkte es mit einem Mal gezwungen.

»Nicht die Waffen töten Menschen, Detective Killian. Sondern die Menschen töten Menschen. Das ist meine Überzeugung.«

Seine Antwort schien lange eingeübt, zweifellos hatte man ihm diese Frage schon sehr oft gestellt. Sie hätte gern gewusst, wann er begonnen hatte, an der Richtigkeit seiner Antwort zu zweifeln.

Stacy bedankte sich und ging zu ihrem Wagen. Als sie davor stand, drehte sie sich um. Die beiden waren bereits wieder im Haus verschwunden. Merkwürdig, fand sie. Irgendwas fand sie an den beiden höchst seltsam.

Sie starrte einen Moment auf die geschlossene Tür, dachte über die eben geführte Unterhaltung nach und überlegte, was sie davon halten sollte.

Sie glaubte nicht, dass die beiden gelogen hatten. Allerdings war sie sicher, dass sie auch nicht mit der vollen Wahrheit herausgerückt waren. Stacy schloss die Autotür auf und setzte sich hinters Steuer. Aber warum?

Das würde sie versuchen herauszufinden.

11. KAPITEL

Donnerstag, 3. März 2005 11:00 Uhr

Spencer beobachtete aus dem hinteren Teil des Newman Religious Centers, wie die Freunde von Cassie Finch und Beth Wagner der Reihe nach die Kirche verließen. Die ökumenische Kapelle auf dem Gelände der UNO sah, wie alle anderen Gebäude hier, schrecklich zweckmäßig aus. Zudem war sie zu klein, um die vielen Leute aufzunehmen, die Cassie und Beth die letzte Ehre erweisen wollten.

Spencer kämpfte gegen die bleierne Müdigkeit an. Er hatte den Fehler begangen, sich am Abend vorher mit ein paar Freunden im Shannon's zu treffen. Eins hatte zum anderen geführt, und er war erst um zwei Uhr aus der Kneipe gekommen.

Heute zahlte er dafür. Und das nicht zu wenig.

Er zwang sich, einen genaueren Blick auf die Gesichter zu werfen. Stacy Killian, mit starrem Gesichtsausdruck, begleitet von Billie Bellini. Die Mitglieder von Cassies Spielgruppe, alle, mit denen er gesprochen hatte, Beths Freund und Familie. Und Bobby Gautreaux.

Das fand er interessant. Sehr interessant.

Der Junge hatte vor ein paar Tagen den Coolen gespielt, jetzt bot er ein Bild der Verzweiflung.

Verzweifelt, weil es ihm jetzt an den eigenen Kragen ging, keine Frage.

Die Durchsuchung seines Wagens und der Wohnung hatte keine direkten Hinweise ergeben – bisher. Die Jungs vom Labor arbeiteten sich immer noch durch Hunderte von Fingerabdrücken und Spuren, die sie vom Tatort mitgenommen

hatten. Er hatte Gautreaux nicht aufgegeben. Der Knabe war bisher das Beste, was er hatte.

Vom anderen Ende des Raumes fing er den Blick von Mike Benson, seinem Kollegen, auf. Spencer nickte Benson unauffällig zu und stieß sich von der Wand ab. Er folgte den Studenten hinaus in den hellen, kühlen Tag.

Tony war während der Andacht draußen vor dem Eingang postiert gewesen. Polizeifotografen hatten sich mit Teleobjektiven aufgestellt, um die Gesichter der Trauernden aufzunehmen, Dokumente, die ihnen später vielleicht einige Hinweise geben könnten.

Spencer ließ den Blick über die Gruppe schweifen. Falls es doch nicht Gautreaux gewesen war, hatte sich der Killer unter die Leute gemischt? Sah er sich alles an? Verbarg er seine Aufregung, während er Cassies Tod noch einmal durchlebte? Oder amüsierte er sich? Lachte er sie alle aus, gratulierte er sich zu seiner Durchtriebenheit?

Er konnte nichts entdecken. Nicht das Geringste. Niemand in der Trauergemeinde verhielt sich besonders auffällig. Keiner machte den Eindruck, als gehörte er dort nicht hin. Frust machte sich in ihm breit. Ein Gefühl von totaler Unzulänglichkeit. Unfähigkeit.

Verdammt, er wollte diese Verantwortung nicht tragen. Er hatte das Gefühl zu ersticken.

Stacy löste sich aus der Gruppe ihrer Freunde und kam auf ihn zu. Er nickte zur Begrüßung. »Guten Morgen, Expolizistin Killian.«

»Heben Sie sich Ihren Charme für jemand anders auf, Malone. Auf mich ist er verschwendet.«

»Tatsächlich, Ms. Killian? Hier nennt man so was gutes Benehmen.«

»In Texas nennen wir so was Schwachsinn. Ich weiß, warum Sie hier sind, Detective. Ich weiß, wonach Sie suchen. Irgendjemand Auffälliges?«

»Nein. Aber ich kannte bisher nicht alle Freunde von ihr. Ist Ihnen jemand ins Auge gefallen?«

»Nein.« Sie seufzte frustriert. »Außer Gautreaux.«

Er folgte ihrem Blick. Der junge Mann stand außerhalb der Gruppe von Freunden. Der Mann neben ihm war sein Anwalt, wie Spencer wusste. Auf Spencer wirkte es so, als müsste der Junge sich alle Mühe geben, um traurig auszusehen.

»Ist das sein Anwalt, der neben ihm steht?« fragte sie.

»Ja.«

»Ich dachte, die kleine Ratte wäre im Gefängnis.«

»Wir haben nicht genug Beweise, um ihn zu verhaften. Aber wir arbeiten dran.«

»Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?«

»Ja. Wir warten immer noch auf die Berichte aus dem Labor.«

Sie hatte sich mehr erhofft, vielleicht die Tatwaffe oder irgendein anderer untrüglicher Hinweis. Sie blickte zu Gautreaux hinüber, dann wieder zu Spencer. Er sah, dass sie wütend war.

»Er trauert nicht«, sagte sie. »Er tut so, als wäre er völlig fertig, aber das ist er nicht. Das macht mich sauer.«

Er legte ihr die Hand auf den Arm. »Wir werden nicht aufgeben, Stacy, das verspreche ich Ihnen.«

»Glauben Sie wirklich, das würde mich beruhigen?« Sie sah weg, dann wandte sie sich ihm wieder zu. »Wissen Sie, was ich den Hinterbliebenen und Freunden der Opfer immer erzählt habe? Dass ich nicht aufgeben würde. Das habe ich versprochen. Aber das war Blödsinn. Denn es gab immer noch einen anderen Fall, ein anderes Opfer.«

Sie beugte sich zu ihm, ihre Augen glänzten von ungeweinten Tränen. »Diesmal werde ich wirklich nicht aufgeben«, erklärte sie ihm mit belegter Stimme.

Dann drehte sie sich um und ging. Er konnte nicht anders, er sah ihr bewundernd nach. Sie war hart im Nehmen, daran bestand kein Zweifel. Ein bisschen zu entschlossen. Aggressiv. Auf eine Art anmaßend, wie es wenige Frauen waren, hier sowieso.

Und scharfsinnig. Das musste er ihr zugestehen.

Spencer kniff die Augen leicht zusammen. Vielleicht auch scharfsinniger, als gut für sie war.

Tony kam zu ihm herübergeschlendert. Er folgte Spencers Blick. »Hast du was von der stacheligen Ms. Killian bekommen?«

»Außer Kopfschmerzen? Nein.« Er blickte seinen Partner erwartungsvoll an. »Wie sieht es bei dir aus? Irgendjemand aufgefallen?«

»Nichts da. Aber das bedeutet nicht, dass der Mistkerl nicht hier war.«

Spencer nickte und wandte sich wieder zu Stacy um. Sie stand neben Cassies Mutter und Schwester. Sie hielt die Hand der älteren Frau und lehnte sich vertraulich zu ihr vor. Sie sagte etwas zu ihr, ihr Gesichtsausdruck wirkte fast wütend.

Er drehte sich wieder zu seinem Kollegen um. »Wir sollten Stacy Killian im Auge behalten.«

»Meinst du, dass sie uns etwas vorenthält?«

Das glaubte er nicht. Aber er war überzeugt, dass sie in der Lage und entschlossen genug war, Informationen zu bekommen, die sie benötigten. Und das könnte Aufmerksamkeit erregen. Bei den falschen Leuten. »Ich glaube, sie ist gerissener, als gut für sie ist.«

»Das muss nicht unbedingt schlecht sein. Sie könnte vielleicht sogar den Fall für uns lösen.«

»Oder dabei umgebracht werden.« Er sah seinem älteren Kollegen wieder in die Augen. »Ich will diese Geschichte mit dem White Rabbit weiterverfolgen.«

»Was hat deine Meinung geändert?«

Killian. Ihr Verstand.

Und ihr Mut.

Aber das würde er Tony nicht erzählen. Der würde ihm ewig lange Vorträge deshalb halten. Stattdessen zuckte er nur die Schultern. »Da keine anderen Spuren da sind, kann es ja nicht schaden.«

12. KAPITEL

Donnerstag, 3. März 2005 15:50 Uhr

»Das ist es«, Spencer zeigte auf Leonardo Nobles Villa in der Esplanade Avenue. »Halte hier.«

Tony gehorchte und stieß einen langen Pfiff aus. »Scheint so, als könnte man mit Spaß und Spiel fett Geld verdienen.«

Spencer grunzte nur, den Blick auf die Residenz der Nobles gerichtet. Er hatte ein paar Nachforschungen angestellt und herausgefunden, dass Leonardo Noble, der Erfinder von White Rabbit, keine Vorstrafen hatte und keine Schulden, nicht mal ein unbezahltes Knöllchen. Das hieß nicht, dass er die Unschuld in Person war. Vielleicht nur gerissen genug, sich nicht erwischen zu lassen, sollte er etwas auf dem Kerbholz haben.

Sie gingen zum schmiedeeisernen Tor und betraten das Grundstück. Kein Hund bellte. Keine Alarmanlage ging los. Spencer sah zum Haus: kein einziges Gitter an den unteren Fenstern. Offensichtlich fühlte sich Noble sicher. In einem Bezirk wie diesem war es ziemlich riskant, seinen Reichtum so zur Schau zu stellen.

Sie klingelten, und eine Frau in schwarzem Kleid und gestärkter weißer Schürze öffnete. Sie fragten nach Leonardo Noble. Kurz darauf kam ein athletisch gebauter Mann in den Vierzigern mit wild gelocktem Haar heraus, um sie zu begrüßen.

Er streckte die Hand aus. »Leonardo Noble. Womit kann ich Ihnen dienen?«

Spencer schüttelte ihm die Hand. »Detective Malone. Mein Partner, Detective Sciame. NOPD.«

Er sah sie erwartungsvoll mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Wir untersuchen den Mord an einer UNO-Studentin.«

»Ich wüsste nicht, was ich Ihnen sonst noch erzählen könnte.«

»Bisher haben Sie uns ja nichts erzählt, Mr. Noble.«

Der Mann lachte. »Tut mir Leid. Ich habe schon mit Ihrer Kollegin gesprochen. Detective Killian. Stacy Killian.«

Es dauerte einen Moment, bis Spencer klar wurde, was die Worte des Mannes bedeuteten, und eine weitere Sekunde, um seine Wut im Zaum zu halten. »Es tut mir Leid, Ihnen das sagen zu müssen, Mr. Noble, aber man hat Sie hinters Licht geführt, bei der NOPD arbeitet keine Stacy Killian.«

Der Mann sah sie verwirrt an. »Aber ich habe mit ihr gesprochen. Gestern.«

»Hat Sie Ihnen ihren ...«

»Leo, was ist los?« Eine schöne Dunkelhaarige kam an die Tür und stellte sich neben Leonardo Noble.

»Kay, Detective Malone und Detective Sciame. Meine Geschäftsführerin Kay Noble.«

Sie schüttelte beiden die Hand und lächelte ihnen freundlich zu. »Und seine Exfrau.«

Spencer erwiderte ihr Lächeln. »Das erklärt den Namen.«

»Ja.«

Der Erfinder räusperte sich. »Sie sagen, die Frau gestern war gar keine Kriminalbeamtin.«

Kay runzelte die Stirn.

»Hat Sie Ihnen ihre Dienstmarke gezeigt, Madam?«

»Mir nicht, unserer Hausangestellten. Ich werde sie holen. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick.«

Spencer hatte Mitleid mit der Haushälterin. Kay Noble machte nicht den Eindruck, als würde sie solche Fehler durchgehen lassen.

Kurze Zeit später kam sie mit der Frau zurück, die ziemlich niedergeschlagen aussah. »Sag den Kriminalbeamten, was du mir gerade erzählt hast, Valerie.«

Die Haushälterin – in den Sechzigern mit stahlgrauem Haar, das sie zu einem französischen Knoten gebunden hatte – rang die Hände. »Die Frau hat kurz eine Dienstmarke gezückt ... oder etwas, was ich dafür hielt. Sie wollte mit Mr. Noble sprechen.«

»Sie haben sich den Ausweis nicht näher angesehen?«

»Nein. Ich ... Sie sah aus wie eine Polizistin und klang so ...« Sie beendete den Satz nicht und räusperte sich. »Ich bin untröstlich, dass das passiert ist. Ich verspreche, dass so was nie wieder vorkommt.«

Bevor Kay Noble etwas dazu sagen konnte, mischte sich Spencer schnell ein. »Ich denke nicht, dass irgendein Schaden entstanden ist. Sie ist eine Freundin des Opfers und war auch Polizistin. Aber nicht bei der NOPD.«

»Es ist kein Wunder, dass Sie sich haben täuschen lassen«, fügte Tony dazu, »sie beherrscht das ganze Polizeigehabe blind.«

Die Haushälterin sah erleichtert aus. Kay Noble wütend. Leonardo überraschte alle, indem er laut loslachte.

»Das ist ja wohl kaum lustig, Leonardo«, fauchte Kay.

»Natürlich ist es das«, erwiderte er amüsiert. »Ich jedenfalls finde es sehr komisch.«

Sie lief rot an. »Aber sie hätte sonst wer sein können. Was wäre gewesen, wenn Alice ...«

»Nichts ist passiert. Wie der Detective schon sagte, wurde kein Schaden angerichtet.« Er umarmte sie kurz, dann wandte er sich an Spencer. »Also, meine Herren, wie kann ich Ihnen helfen?«

Eine halbe Stunde später bedankten sich Spencer und Tony bei Leonardo Noble und gingen zu ihrem Auto. Der Erfinder hatte

ihnen alle Fragen beantwortet. Er hatte Cassie Finch nicht gekannt. Er war nie an der UNO gewesen und auch nicht im Café Noir. Er stand ebenso wenig in Kontakt mit irgendwelchen White-Rabbit-Spielern aus der Gegend oder kannte jemanden aus der Gruppe. Er hatte erklärt, dass er und ein Freund das Spiel erfunden, aber niemals veröffentlicht hätten und dass der andere Erfinder des Spiels nicht mehr am Leben wäre.

Die beiden Beamten sagten kein Wort, bis sie im Wagen saßen. »Was hältst du davon?« fragte Spencer.

»Eins zu null für die Kleine.«

»Leck mich, Spaghetti.«

Tony lachte. »Nein danke, kein Bedarf, ist nicht mein Ding, ehrlich gesagt.«

»Ich hab übrigens von Noble gesprochen. Was hältst du von ihm?«

»Er ist schon ziemlich eigen. Und diese Geschichte mit seiner Exfrau als Geschäftsführerin. So was könnte ich unmöglich machen.«

»Du bist schon seit Ewigkeiten mit Betty verheiratet.«

»Ja, aber wenn wir's nicht mehr wären, würde sie mich komplett verrückt machen.«

»Meinst du, er ist ehrlich?«

»Machte auf mich den Eindruck, ist aber schwer zu sagen, nachdem wir ihn nicht überrascht haben.«

»Killian«, schimpfte Spencer. »Sie ist mir im Weg.«

»Was wirst du dagegen unternehmen?«

Spencer kniff die Augen zusammen. »Das Café Noir ist direkt um die Ecke. Lass uns mal nachsehen, ob die übereifrige Ms. Killian da ist.«

13. KAPITEL

Donnerstag, 3. März 2005 16:40 Uhr

Stacy sah, wie Detective Malone und sein Kollege Sciame das Café betraten und auf sie zukamen. Malone schien ganz schön sauer zu sein.

Er hatte wohl von ihrem Besuch bei Leonardo Noble erfahren.

Tut mir Leid, Jungs. Wir leben in einem freien Land.

»Hallo, Detectives«, sagte sie, als die beiden sich ihrem Tisch näherten. »Kaffeepause? Oder brauchen Sie etwas Geselligkeit?«

»Sich als Polizistin auszugeben ist eine strafbare Handlung, Ms. Killian«, begann Spencer.

»Das weiß ich.« Sie lächelte unschuldig und schloss ihren Laptop. »Aber was hat das mit mir zu tun?«

»Verarschen Sie mich nicht. Wir haben mit Noble gesprochen.«

»Leonardo Noble?«

»Natürlich Leonardo Noble. Erfinder des Spiels White Rabbit, von Fans der Supreme White Rabbit genannt.«

»Es freut mich, dass Sie ihm Beachtung geschenkt haben.«

Hinter Spencer räusperte sich Tony. Sie konnte sehen, dass er ein Lachen unterdrücken musste. Sie fand Tony Sciame sympathisch. Es war gut, wenn man in diesem Job Humor besaß.

»Aber trotzdem verstehe ich noch nicht ganz, was das nun mit mir zu tun hat.«

»Sie haben ihm erzählt, Sie wären Kriminalbeamtin der NOPD.«

»Nein, das hat er angenommen. Oder vielmehr seine Haushälterin.«

»Was Sie auch beabsichtigt haben.«

Das bestritt sie nicht. »Als ich das letzte Mal die Gesetze durchgelesen hab, stand das noch nicht unter Strafe. Es sei denn, in Louisiana gibt es andere Gesetze als in Texas.«

»Ich könnte Sie wegen Behinderung der Ermittlungen festnehmen.«

»Aber das tun Sie nicht. Hören Sie ...« Sie stand auf und stellte sich direkt vor ihn. »Sie könnten mich festnehmen und für ein paar Stunden hinter Gitter bringen, mir richtig Ärger machen. Aber letztendlich könnten Sie mich nicht verhaften, weil es dafür keine Handhabe gibt.«

»Da hat sie Recht, Hübscher«, stimmte Tony zu.

»Wir müssen uns einigen, Stacy. Sie können nicht potenzielle Verdächtige ausfragen, bevor wir mit ihnen gesprochen haben. Wir brauchen sie unvorbereitet, damit wir ihre Reaktion auf unsere Fragen abschätzen können. Das wissen Sie auch, schließlich waren Sie selbst ein Cop. Wir können nicht zulassen, dass Sie den Zeugen Hinweise geben. Ihnen Ideen in den Kopf setzen, die sie vorher nicht hatten. Das verdirbt den Wert ihrer Aussage. Ich würde das schon als Behinderung bezeichnen.«

»Ich könnte helfen«, sagte sie. »Und das wissen Sie.«

»Sie haben keine Dienstmarke. Sie sind draußen. Tut mir Leid.«

Natürlich würde sie sich nicht abbringen lassen. Nicht bis sie sicher sein konnte, dass die Ermittlungen auf solidem Grund standen. Aber das wollte sie ihnen nicht auf die Nase binden.

»Betrachten Sie mich dann als eine Quelle. Eine Informantin.«

Tony nickte erfreut. »Gut, wenn Sie eine Spur haben, sagen Sie es uns. Ich habe damit überhaupt kein Problem. Du, Hübscher?«

Stacy mied den Blick des jüngeren Beamten. *Er fiel nicht auf ihre Unterwürfigkeit herein. War etwas pfiffiger als der Durchschnitt, immerhin.*

»Kein Problem«, sagte er.

»Dann bin ich froh, dass das geklärt ist.« Tony rieb sich die Hände. »So, was können Sie denn hier empfehlen?«

»Ich mag besonders den Cappuccino, aber es ist alles gut hier.«

»Ich denke, ich werde mal eins von diesen gefrorenen Dingen bestellen, die die Teenager immer trinken. Willst du auch was?«

Spencer schüttelte den Kopf, den Blick immer noch auf Stacy geheftet.

»Was ist?« fragte sie, als Tony weggegangen war.

»Warum tun Sie das?«

»Ich habe es Ihnen gesagt. Bei der Gedenkfeier.«

»Das ist aber nicht klug, Stacy. Sich in diese Untersuchung einzumischen. Sie sind keine Polizistin mehr. Sie waren die Erste am Tatort. Sie könnten sehr gut diejenige sein, die Cassie Finch als Letzte lebend gesehen hat.«

»Ganz sicher nicht die Letzte. Dann wäre ich diejenige, die sie getötet hat. Und wir beide wissen, dass ich es nicht war.«

»Ich weiß es nicht.«

Sie stöhnte frustriert auf. »Ich bitte Sie, Malone.«

»Das Spiel ist aus.« Er beugte sich zu ihr. »Tatsache ist, ich vertrete das Gesetz, Sie nicht. Das ist das letzte Mal, dass ich Sie freundlich bitte. Kommen Sie mir nicht in die Quere.«

Stacy sah ihm nach, als er zu seinem Partner hinüberging, der gerade den ersten Schluck Eiskaffee mit Schokolade trank, den er bestellt hatte. Sie lächelte in sich hinein.

Möge der Bessere gewinnen, Freunde.

14. KAPITEL

Freitag, 4. März 2005 22:30 Uhr

Die Earl K. Long Bibliothek befand sich in der Mitte des UNO-Geländes, gegenüber dem Innenhof. Sechzigtausend Quadratmeter Fläche erstreckten sich über vier Stockwerke. Wie die meisten Gebäude des Universitätsgeländes war die Bibliothek in den sechziger Jahren gebaut worden.

Stacy saß an einem Tisch im Multimedia Center, wo die Mikrofilme, Mikrofiches, Videos und Audiomaterial archiviert wurden. Seit sie am Nachmittag aus dem letzten Seminar gekommen war, recherchierte sie über Rollenspiele. Sie war müde und hungrig, hatte hämmernde Kopfschmerzen, wollte aber keinesfalls die Bibliothek verlassen. Die Informationen, die sie über die Rollenspiele, insbesondere White Rabbit, gefunden hatte, waren faszinierend.

Und ziemlich beunruhigend. Ein Artikel nach dem anderen brachte Rollenspiele mit Selbstmord, gemeinsamem Todespakt und auch Mord in Verbindung. Eltern von Spielern fürchteten um die geistige Gesundheit ihrer Kinder, berichteten über dramatische Veränderungen in deren Verhalten, über Spielsucht. Es gab Initiativen, die auf die Gefahr dieser Rollenspiele aufmerksam machen wollten und die Hersteller drängten, ihre Produkte mit entsprechenden Warnhinweisen zu versehen.

Die Indizienbeweise für die Gefährlichkeit von Spielen waren so beeindruckend, dass mehrere Politiker sich dem Kampf angeschlossen hatten, auch wenn bis jetzt noch nichts dabei herausgekommen war. Allerdings bezeichneten viele, die sich ebenfalls mit den Spielen beschäftigten, die Behauptungen als nicht beweisbar und hysterisch, räumten aber ein, dass das

Material in den falschen Händen zu einem gefährlichen Werkzeug werden konnte.

Nicht die Spiele waren gefährlich, sondern die Besessenheit. Eine Variation von Leo Nobles Behauptung, dass nicht die Waffen töteten, sondern die Menschen.

Stacy rieb sich geistesabwesend die Schläfen, sie sehnte sich nach einer Tasse starken Kaffees oder einem Schokopätzchen. Eins davon – oder auch beides – hätte ihre Kopfschmerzen lindern können. Sie blickte auf die Uhr. Die Bibliothek schloss um elf. So lange konnte sie nun auch noch durchhalten.

Sie widmete sich wieder dem Material, das sie vor sich hatte. Das Spiel, über das am meisten berichtet wurde, war Dungeons & Dragons. Es war als Erstes auf dem Markt gewesen und erfreute sich noch immer größter Beliebtheit. White Rabbit hingegen war nie offiziell veröffentlicht worden. Und doch hatte Stacy mehrere Hinweise darauf gefunden. Eine Elterngruppe bezeichnete es als »entsetzlich verrückt«, eine andere als »alarmierend gewalttätig«.

Sie nahm eine Bewegung aus dem Augenwinkel wahr. Wahrscheinlich verließ gerade jemand die Bibliothek, ein Nachzügler wie sie. Die anderen Studenten hatten ihre Jagd nach Wissen oder guten Noten schon aufgegeben und waren auf dem Weg nach Hause, um fernzusehen, oder mit Freunden auf einen Drink losgezogen.

Um elf würden die Sicherheitsbeamten im obersten Stockwerk beginnen, alle Studenten hinauswerfen, und sich bis ins Erdgeschoss vorarbeiten.

Ihre Gedanken wanderten zu Spencer Malone. Zu ihrer Auseinandersetzung. Sie konnte froh sein, dass er sie nicht angezeigt hatte. An seiner Stelle hätte sie es wahrscheinlich getan. Einfach aus Prinzip.

Warum provozierte Detective Malone bei ihr dieses aggressive Verhalten?

Etwas an ihm erinnerte sie an Mac.

Als sie an ihren ehemaligen Kollegen bei der Polizei von Dallas dachte, der auch ihr Liebhaber gewesen war, wurde ihr die Brust eng. Weil es weh tat? Oder aus Sehnsucht? Nicht nach ihm, denn der Mann, den sie geliebt hatte, existierte nicht. Aber sie sehnte sich nach Freundschaft. Und Hingabe.

Sie zog scharf die Luft ein. Dieser Abschnitt ihres Lebens war vorüber. Sie hatte Macs Betrug überlebt; er war der Grund dafür gewesen, dass sie ihr Leben in die Hand genommen hatte. Es verändert hatte. Sie war dadurch stärker geworden.

Sie brauchte keinen Mann, oder Liebe, um glücklich zu sein.

Verbissen machte sie mit ihren Nachforschungen weiter. Verschiedene Studien zeichneten ein Bild vom typischen Spielertypen: überdurchschnittlich intelligent und kreativ mit einer lebhaften Fantasie. Ansonsten kamen sie aus allen Gesellschaftsschichten und Einkommensklassen. Die Spiele, so schien es, stellten ein Ventil dar. Sie boten Aufregung und die Möglichkeit, Dinge zu durchleben, die in der Realität nicht möglich waren. Hinter den Regalen hörte sie ein Geräusch. Es klang wie ein Atmen.

»Hallo!« rief sie. »Ist da jemand?«

Stille. Eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken. Sie war lange genug Polizistin gewesen, um zu spüren, wenn etwas nicht stimmte. Und nur selten hatte sie sich getäuscht. Adrenalin schoss durch ihr Blut, sie tastete automatisch nach ihrer Pistole, als sie langsam aufstand.

Kein Schulterhalfter. Keine Pistole.

Sie war keine Polizistin mehr.

Stacys Blick fiel auf den Kugelschreiber: richtig angewandt eine tödliche Waffe. Und am effektivsten, wenn der Stoß auf die Schädelbasis, die Kehle oder ein Auge erfolgte. Entschlossen nahm sie ihn in die rechte Hand.

»Ist da jemand?« rief sie erneut, diesmal energischer.

Sie hörte das Rumpeln des Fahrstuhls, der auf dem Weg nach oben war. Der Sicherheitsdienst vom Campus beim Räumen des Gebäudes. Gut. Eine Unterstützung, falls sie die benötigten sollte.

Sie ging auf die Regale zu, mit klopfendem Herzen, den Kugelschreiber zum Einsatz bereit. Aus der anderen Richtung kam ein Geräusch. Sie wirbelte herum. Die Lichter gingen aus. Die Tür zum Treppenhaus flog auf, sie konnte nur einen Schatten erkennen, der hinausstürzte.

Bevor sie ihm nachrufen konnte, wurde sie von hinten gepackt und gegen eine starke Brust gezerrt. Ein Arm hielt sie so fest umklammert, dass sie sich nicht bewegen konnte. Eine Hand presste sich auf ihren Mund und hinderte sie daran, zu schreien oder den Kopf zu bewegen.

Das musste ein ziemlich kräftiger Typ sein. Stacy zwang sich mühsam, nicht in Panik zu geraten. Groß. Er überragte sie um einiges, sie schätzte ihn auf über eins achtzig. Und er wusste, was er tat; der Winkel, in dem er ihren Kopf hielt, würde es ihm leicht ermöglichen, ihr das Genick zu brechen. Durch seine Größe und Kraft war er auf jeden Fall im Vorteil. Sich jetzt zu wehren, zu strampeln und um sich zu schlagen, wäre sinnlos und Verschwendung von kostbarer Energie.

Stacy umklammerte den Kugelschreiber noch fester, wartete auf die richtige Gelegenheit, überzeugt, dass sie sich bieten würde. Er hatte das Überraschungsmoment genutzt, um sie zu schnappen; sie würde das Gleiche tun.

»Halte dich raus«, flüsterte er mit gedämpfter, verstellter Stimme. Er kam mit dem Mund dicht heran und fuhr mit der Zunge in ihr Ohr. Ihr wurde übel, sie fürchtete, sich übergeben zu müssen. »Oder ich besorge es dir mal richtig«, fuhr er fort.

»Verstanden?«

Allerdings. Er drohte, sie zu vergewaltigen.

Das würde dieser Mistkerl noch bedauern.

Hier war die Gelegenheit. Überzeugt, dass sie vor Angst wie gelähmt war, lockerte er seinen Griff. Er wollte sie vorwärts schieben, wie sie annahm. Und dann loslaufen. Da reagierte sie. Sie wirbelte blitzschnell herum, packte ihn mit der Linken und stieß ihm mit der Rechten den Kugelschreiber in den Magen. Sie spürte das warme Blut an ihren Fingern.

Vor Schmerz aufheulend stolperte er rückwärts. Sie wich ebenfalls zurück und fiel in einen Bücherwagen. Der Rollwagen kippte um, die Bücher krachten auf den Boden.

Der Strahl einer Taschenlampe durchschnitt die Dunkelheit.

»Wer ist da?«

»Hier!« rief sie und rappelte sich schnell wieder hoch.

»Hilfe!«

Ihr Angreifer war aufgestanden und rannte los. Er erreichte die Tür zum Treppenaufgang, kurz bevor der Sicherheitsbeamte sie fand.

»Miss, sind Sie verl...«

»Die Treppe«, stammelte sie. »Er ist da lang gerannt.«

Der Mann verschwendete keine Zeit mit Worten. Er rannte los, während er über Funk nach Verstärkung rief.

Stacy stand mit wackligen Beinen da. Sie hörte die hämmernden Schritte des Sicherheitsbeamten auf den Stufen, aber sie bezweifelte, dass er den Mann schnappen würde. Zwar war er verwundet, hatte aber doch einen zu großen Vorsprung.

Das Licht ging wieder an. Stacy blinzelte. Als sich ihre Augen an die plötzliche Helligkeit gewöhnt hatten, sah sie die verstreuten Bücher, den umgekippten Wagen und eine Blutspur, die zum Treppenhaus führte.

Eine Bibliotheksangestellte lief besorgt auf sie zu. »Ist alles in ... Oh mein Gott, Sie bluten ja!«

Stacy blickte an sich hinunter. Ihr Hemd und die rechte Hand waren blutig. »Das ist seines. Ich habe ihm meinen Kugelschreiber in den Magen gerammt.«

Die Frau wurde ganz blass. Aus Angst, sie könnte ohnmächtig werden, führte Stacy sie zu einem Stuhl. »Legen Sie den Kopf zwischen die Knie, das hilft.«

»Und jetzt atmen«, fügte sie dazu, als die Frau ihren Anweisungen folgte. »Tief durch die Nase ein und aus.«

Nach ein paar Minuten hob die Frau den Kopf. »Ist mir das peinlich. Sie sind doch diejenige, die eigentlich ...«

»Schon gut. Geht's Ihnen jetzt besser?«

»Ja, Sie ...« Sie holte noch ein paar Mal tief Luft. »Sie haben Glück gehabt.«

»Glück gehabt?«

»Dass er Sie nicht vergewaltigt hat. Die anderen Mädchen ...«

»Hatten nicht so viel Glück.«

Stacy drehte sich um. Der Sicherheitsbeamte, der ihr zu Hilfe gekommen war, kehrte zurück. Er sah jung aus. So um die fünfundzwanzig. »Sie haben ihn nicht erwischt, was?«

»Nein, tut mir Leid«, sagte er frustriert. Er zeigte auf ihre Hand und das blutverschmierte Hemd. »Haben Sie sich verletzt?«

»Sie hat mit dem Kugelschreiber auf ihn eingestochen«, erklärte die Bibliotheksangestellte.

Der Sicherheitsbeamte blickte sie mit einer Mischung aus Bewunderung und Ungläubigkeit an. »Tatsächlich?«

»Ich war zehn Jahre Polizistin«, erwiderte sie. »Ich weiß, wie ich mich verteidigen kann.«

»Das ist gut«, sagte er. »Es gab dieses Jahr hier auf dem Campus drei Vergewaltigungen, alle während des

Herbstsemesters. Wir dachten, er wäre inzwischen weitergezogen.«

Stacy hatte von den Vergewaltigungen gehört und war von ihrem Dozenten gewarnt worden. Sie glaubte nicht, dass der Mann, der sie angegriffen hatte, dieser Vergewaltiger war. Wenn er über sie hätte herfallen wollen, warum dann vorher die Warnung, sie solle sich raushalten? Warum hatte er dann Anstalten gemacht, sie loszulassen? Ein Vergewaltiger hätte sie doch zu Boden gezerrt und versucht, ihr die Kleider vom Leib zu reißen.

Nein. Das passte nicht zusammen, was Stacy auch sagte.

»Der Hergang war derselbe. Er hat Frauen angegriffen, die abends allein auf dem Campus waren. Alle drei Übergriffe sind zwischen zehn und elf Uhr abends passiert. Der erste hier in der Bibliothek.«

»Das war der Typ nicht. Er hatte nicht vor, mich zu vergewaltigen.« Sie berichtete, wie alles abgelaufen war. Wie er ihr ins Ohr geflüstert hatte, sie solle sich heraushalten. »Er hatte vor, mich gehen zu lassen. Das war der Moment, wo ich ihn angegriffen habe.«

»Sind Sie sicher, alles richtig verstanden zu haben?«

»Ja. Absolut.«

Der Beamte sah nicht überzeugt aus. »Das passt genauso gut zu dem Verhalten des Vergewaltigers. Er flüstert den Opfern was ins Ohr.«

Stacy runzelte die Stirn. »Warum hat er mich dann nach seiner Warnung wieder losgelassen?«

Der Beamte und die Bibliotheksangestellte wechselten einen Blick. »Sie sind durcheinander. Verständlich. Sie haben einen Schock ...«

»Und denke nicht klar?« beendete sie seinen Gedanken. »Ich habe mich zehn Jahre mit Mordfällen befasst. Dabei sind Dinge

passiert, die noch weit schockierender waren als der Scheiß hier. Ich habe mich nicht geirrt und ihn genau richtig verstanden.«

Der junge Sicherheitsbeamte errötete. Er machte einen Schritt zurück, wahrscheinlich ein wenig erschrocken über ihre rüde Ausdrucksweise. Aber verflucht, sie musste das einfach klarstellen.

»Nun, Madam«, sagte er kühl, »ich werde die NOPD anrufen, damit jemand vorbeikommt und Ihre Aussage aufnimmt. Erzählen Sie denen Ihre Geschichte.«

»Fragen Sie nach Detective Spencer Malone«, entgegnete sie. »ISD. Bestellen Sie ihm, es hätte was mit dem Finch-Fall zu tun.«

15. KAPITEL

Samstag, 5. März 2005 0:30 Uhr

Spencer begrüßte den Sicherheitsbeamten, der an der Tür zur Universitätsbibliothek Wache hielt. Er war nicht mehr der Jüngste. »Wie geht's?«

Der Mann zuckte die Schultern. »Geht so. Wüsste, es wäre bald Frühling. Ist immer noch zu verdammt kalt für meine alten Knochen.«

Nur jemand aus New Orleans konnte sich über Nachttemperaturen von um die 16 Grad beschweren.

Der Sicherheitsbeamte hielt ein Klemmbrett hoch; Spencer unterschrieb. »Oben?«

»Ja, im dritten.«

Spencer ging zum Fahrstuhl. Er war schon im Bett gewesen, als er den Anruf bekommen hatte. Zuerst hatte er geglaubt, den Einsatzleiter missverstanden zu haben. Niemand war umgebracht worden. Eine versuchte Vergewaltigung. Aber das Opfer behauptete, es hätte etwas mit dem Finch-Mord zu tun.

Sein Fall.

Also hatte er sich aus dem Bett gequält und sich auf den Weg zum Campus gemacht, von seiner Wohnung aus war das eine halbe Weltreise.

Der Fahrstuhl hielt in der dritten Etage. Er stieg aus und folgte dem Klang der Stimmen. Dann sah er die Ansammlung von Leuten. Er blieb stehen. *Killian*. Sie kehrte ihm den Rücken zu, aber er hatte sie trotzdem sofort erkannt. Nicht nur an ihrem wunderschönen blonden Haar, sondern auch an ihrer Haltung.

Aufrecht. Mit einer Selbstsicherheit, die man sich erst mal erarbeiten musste.

Zu ihrer Linken standen zwei Sicherheitsleute vom Campus und John Russell von der DIU, dritter Bezirk.

Spencer näherte sich ihnen. »Der Ärger folgt Ihnen immer auf dem Fuß, was, Ms. Killian?«

Die drei Männer sahen zu ihm herüber. Sie drehte sich um. Er bemerkte sofort die Blutflecken auf ihrem Hemd.

»Es sieht langsam so aus«, erwiderte sie.

»Brauchen Sie ärztliche Versorgung?«

»Nein, aber er vielleicht.«

Spencer war nicht überrascht darüber, dass sie ihm offensichtlich arg zugesetzt hatte. Er deutete zu einem Tisch, sie setzten sich.

Er zog den Notizblock aus seiner Tasche. »Erzählen Sie mir, was passiert ist.«

Russell stellte sich zu ihnen. »Versuchte Vergewaltigung«, begann er. »Der gleiche Vorgang wie bei den anderen drei davor, alle noch unaufgeklärt und ...«

Spencer hob die Hand. »Ich würde gern zuerst Ms. Killians Version hören.«

»Danke«, sagte sie. »Es war keine versuchte Vergewaltigung.«

»Weiter.«

»Ich habe noch spät gearbeitet.«

Er warf einen Blick auf die Unterlagen auf dem Tisch und überflog die Titel der Bücher. »Recherchen?«

»Ja.«

»Zu Rollenspielen?«

Sie reckte das Kinn ein wenig. »Ja. Es war keiner mehr in der Bibliothek, oder so sah es jedenfalls aus. Aber dann hörte ich

jemanden hinter den Regalen. Als ich fragte, wer da sei, antwortete niemand, da habe ich nachgesehen.«

Sie machte eine kurze Pause und strich sich mit den Händen über die Beine, das einzige Anzeichen von Nervosität, das sie zeigte. »Als ich bei den Regalen stand, ging das Licht aus. Die Tür zum Treppenhaus flog auf, und jemand rannte raus. Ich wollte hinterher. In diesem Moment wurde ich von hinten festgehalten.«

»Also waren außer Ihnen noch zwei Leute hier?«

Auf ihrem Gesicht zeigte sich so etwas wie Überraschung. Offensichtlich hatte sie diesen Schluss noch gar nicht gezogen.

Sie nickte. Er sah zu den Beamten hinüber. »Hat eines der anderen Opfer von mehr als einem Angreifer berichtet?«

»Nein«, erwiderte der jüngste der Sicherheitsleute.

Spencer blickte Stacy wieder an. »Er hat Sie von hinten angegriffen?«

»Ja. Und er hielt mich mit einem Griff fest, der mir zeigte, dass er sich damit auskannte.«

»Machen Sie es mir vor.«

Sie stand auf und ging zu einem Sicherheitsmann. »Darf ich?« Er sagte Ja, und sie demonstrierte, wie es gewesen war. Dann ließ sie ihn wieder los und kehrte auf ihren Platz zurück.

»Er war um einiges größer als ich. Und ziemlich kräftig.«

»Wie haben Sie sich dann befreien können?«

»Ich habe ihm so fest ich konnte einen Kugelschreiber in den Magen gerammt.«

»Wir haben den Kugelschreiber hier«, sagte Russell. »Eingetütet und beschriftet.«

»Und wo besteht der Zusammenhang zu den Morden an Finch und Wagner?«

Sie stöhnte frustriert. »Er hat etwas zu mir gesagt. Er sagte, ich solle mich raushalten. Sonst würde er es mir besorgen. Dann hat er mir seine Zunge ins Ohr gesteckt und gefragt, ob ich verstanden hätte.«

»Klingt nach einer direkten Androhung von Vergewaltigung«, sagte Russell.

»Er hat mir gedroht. Ich soll meine Nase aus den Ermittlungen raushalten.« Sie sprang auf. »Begreifen Sie denn nicht? Ich bin jemandem auf die Füße getreten. Zu dicht rangekommen.«

»Auf wessen Füße?«

»Das weiß ich nicht!«

»Wir haben die Krankenstation angewiesen, nach einem Studenten Ausschau zu halten, der mit einer Stichwunde aufkreuzt, um sich behandeln zu lassen.«

Stacy schnaufte ungläubig. »Glauben Sie bei mindestens zwei Dutzend Kliniken in der Stadt, dass er ausgerechnet zur Krankenstation geht?«

»Vielleicht«, entgegnete der Sicherheitsbeamte, »wenn er Student ist.«

»Ich würde sagen, das ist ein ziemlich großes ›Vielleicht‹, Officer.« Stacy sah zu Spencer. »Kann ich jetzt gehen?«

»Sicher. Ich bringe Sie nach Hause.«

»Danke, aber ich bin mit dem Auto hier.«

Er musterte sie. Wenn sie aus irgendeinem Grund angehalten würde, müsste der Polizist nur einen Blick auf sie werfen, um sie zum Verhör mit aufs Revier zu nehmen.

Bei Leuten mit blutbefleckten Hemden reagierten Polizisten manchmal so.

»Ich glaube, in Anbetracht Ihres Zustandes sollte ich Ihnen lieber folgen.«

Es schien, als wollte sie protestieren. Doch sie überlegte es sich anders. »Gut.«

Spencer fuhr dicht hinter ihr her durch die Stadt in die City Park Avenue und parkte seinen Camaro vor dem Doppelhaus, das er ja schon kannte, neben einem Feuerhydranten. Er klappte die Sonnenblende herunter, damit das NOPD-Zeichen zu sehen war, und stieg aus dem Wagen.

Cassies Tür war noch immer mit Klebeband abgesperrt. Er nahm sich vor, es zu entfernen, bevor er ging. Der Tatort hätte schon längst für die Reinigung freigegeben werden sollen. Er war überrascht, dass Stacy sich deshalb nicht über ihn beschwert hatte.

Stacy schlug ihre Autotür zu. »Das kleine Stück kann ich allein gehen.«

»Was? Noch nicht mal ein Dankeschön?«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Wofür? Dafür, dass Sie mich nach Hause begleitet haben? Oder dafür, dass Sie denken, ich wäre völlig durchgeknallt?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Das ist auch nicht nötig. Ihr Gesichtsausdruck ist deutlich genug.«

Er hob die Augenbrauen. »Tatsächlich?«

»Vergessen Sie's.«

Sie drehte sich abrupt um und wollte die Treppe zur Veranda hochsteigen. Er hielt sie am Arm zurück. »Was ist Ihr Problem?«

»Im Moment Sie.«

»Sie sind hübsch, wenn Sie wütend sind.«

»Nur dann?«

»Hören Sie auf, mir die Worte im Mund herumzudrehen.«

Er starrte sie einen Moment an, hin- und hergerissen zwischen Ärger und Belustigung. Der Humor siegte. Er lachte und ließ sie los. »Haben Sie vielleicht Kaffee?«

»Wollen Sie mich anmachen?«

»Das würde ich nie wagen, Stacy Killian. Ich dachte nur eben, ich gebe Ihrer Theorie eine zweite Chance.«

»Und warum das?«

»Weil was dran sein könnte.« Er grinste. »Es sind schon seltsamere Dinge passiert.«

»Das meinte ich nicht. Warum würden Sie nicht wagen, mich anzumachen?«

»Ganz einfach. Sie würden mir einen Tritt verpassen.«

Sie starrte ihn an, dann schenkte sie ihm ein mörderisches Lächeln. »Gut erkannt.«

»Dann sind wir uns ja mal einig.« Er legte die Hand aufs Herz. »Ein Wunder ist geschehen.«

»Übertreiben Sie nicht, Malone. Kommen Sie.«

Stacy schloss auf, trat ein und schaltete das Licht an. Er folgte ihr ins Haus und in die Küche, die sich im hinteren Teil der Wohnung befand. Stacy öffnete den Kühlschrank, blickte hinein, dann sah sie wieder zu Spencer. »Kaffee hilft heute Nacht nicht weiter. Jedenfalls bei mir nicht.« Sie hielt eine Flasche Bier hoch. »Wie steht's mit Ihnen?«

Er trat hinzu, griff zustimmend nach der Flasche und öffnete sie zischend. »Danke.«

Sie tat es ihm nach und trank einen Schluck. »Das habe ich gebraucht.«

»Anstrengender Abend.«

»Anstrengendes Jahr.«

Nach einem Anruf bei der Polizei in Dallas wusste er inzwischen ein wenig mehr über ihre Vergangenheit. Sie war

zehn Jahre bei der Kripo gewesen. Hoch angesehen innerhalb der Dienststelle. Hatte plötzlich den Job aufgegeben, nachdem sie einen großen Fall geknackt hatte, in den ihre Schwester Jane verwickelt gewesen war. Der Captain, mit dem er sprach, deutete an, dass es persönliche Gründe für ihre Entscheidung gegeben habe, ging aber nicht näher darauf ein. Spencer hakte auch nicht weiter nach.

»Wollen Sie darüber reden?«

»Nein.« Sie nahm noch einen Schluck.

»Warum haben Sie die Polizei verlassen?«

»Wie ich schon Ihrem Partner gesagt habe, ich brauchte eine Veränderung.«

Er rollte die Flasche zwischen den Handflächen hin und her.

»Hatte das irgendwas mit Ihrer Schwester zu tun?«

Jane Westbrook. Stacys einzige Schwester, ihre Halbschwester. Ziemlich bekannte Künstlerin. Das Ziel eines mörderischen Plans. Eines Plans, der fast zum Erfolg geführt hätte.

»Sie haben meine Vergangenheit überprüft.«

»Natürlich.«

»Die Antwort auf Ihre Frage ist Nein. Die Polizei zu verlassen hatte was mit mir zu tun.«

Er setzte die Flasche an die Lippen und trank, ohne den Blick von ihr zu lösen.

Sie runzelte die Stirn. »Was ist?«

»Haben Sie schon mal den Spruch gehört, du kannst den Cop von seinem Job trennen, aber den Job nicht vom Cop?«

»Ja, hab ich. Ich gebe nicht viel auf alte Redensarten.«

»Vielleicht sollten Sie das aber.«

Sie blickte auf ihre Uhr. »Es ist spät.«

»Das ist es.« Er nahm noch einen Schluck Bier und ignorierte ihren nicht sehr subtilen Rausschmissversuch. Er ließ sich Zeit damit, die Flasche auszutrinken. Dann stellte er sie sorgfältig auf den Tisch und stand auf.

Sie verschränkte ärgerlich die Arme vor der Brust. »Ich dachte, Sie wollten meine Geschichte noch mal hören?«

»Das war gelogen.« Er griff nach seiner Lederjacke. »Danke für das Bier.«

Sie schnaufte. Konnte es nicht fassen, wie Spencer amüsiert vermutete. Er verkniff sich ein Grinsen, dann wandte er sich an der Tür noch mal zu ihr um. »Sie sind womöglich gar nicht so übel, Kilian.«

16. KAPITEL

Samstag, 5. März 2005 11:00 Uhr

Stacy hatte alle Mühe, sich auf den Text zu konzentrieren. John Keats' »Ode an die Psyche«. Sie hatte sich zu einem Studium der Romantiker entschlossen, weil deren Empfindsamkeit so wenig mit der heutigen Zeit zu tun hatte – und so weit entfernt war von der brutalen Realität, mit der sie in den vergangenen zehn Jahren so viel zu tun gehabt hatte.

Heute allerdings erschien ihr das Gedicht über Schönheit und spirituelle Liebe überzogen und total albern.

Sie fühlte sich zerschlagen, wusste aber nicht genau, warum. Bis auf ein paar blaue Flecken hatte ihr der Mann keine Verletzungen zugefügt. Und dank des Adrenalinstoßes hatte sie nicht einmal Angst gehabt. Ihr war der Gedanke, sie könne der Situation nicht gewachsen sein, gar nicht erst gekommen.

Also warum jetzt das große Zittern?

Halte dich raus. Oder ich werde es dir besorgen.

Eine Warnung. Sie war jemandem äußerst unbequem geworden.

Aber wem? Bobby Gautreaux? Das konnte sie sich nicht vorstellen, die Polizei hatte ihn schließlich bereits im Visier. Einem anderen, mit dem sie über White Rabbit gesprochen hatte? Ja. Aber wem?

Die Cops würden keine große Hilfe sein. Sie waren davon überzeugt, dass es sich um den Mann handelte, der die Studentinnen vergewaltigt hatte. Das konnte sie ihnen im Grunde nicht verübeln. Die Vorgehensweise dieses Übergriffs war mit dem Hergang der Vergewaltigung ihrer Kommilitoninnen fast identisch gewesen. Sie erinnerte sich

darán, was man ihr erzählt hatte. Großer Typ, seine Opfer waren Frauen, die sich spätabends allein auf dem Unigelände aufhielten, er überfiel sie von hinten. Sie hatten ihm den Spitznamen Romeo gegeben, weil er den Frauen irgendwelche süßlichen Sprüche ins Ohr murmelte. Sachen wie »Ich liebe dich«, »Wir werden für immer zusammen sein«, und das Zynischste: »Bleib bei mir«.

Sie sind womöglich gar nicht so übel.

Hatte Malone ihr geglaubt? Oder wollte er ihr lediglich einen Knochen hinwerfen, um sie ruhig zu stellen?

Wollen Sie mich anmachen? Das würde ich nie wagen, Stacy Killian. Sie würden mir einen Tritt verpassen.

Der Kommentar ärgerte sie. Verhielt sie sich so einschüchternd? Wirkte sie so hart? War sie im Laufe der Zeit eine Frau geworden, der sich niemand mehr zu nähern wagte?

Die knallharte Killian hatten sie ihre Kollegen in Dallas genannt. Sie machte Fortschritte. Nun war sie eine, die Tritte verpasste. Was kam als Nächstes?

»Hallo, Detective Killian!«

Stacy sah auf. Leonardo Noble kam im Café Noir auf ihren Tisch zu, in der einen Hand einen Teller mit einem Brötchen, in der anderen eine Tasse Kaffee. »Ich bin keine Kriminalbeamtin«, sagte sie, als er vor ihr stand. »Aber das wissen Sie ja bestimmt schon.«

Ohne zu fragen, ob er störte, stellte er seine Tasse und den Teller ab, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. »Aber Sie waren es«, entgegnete er. »Mordkommission. Zehn Jahre bei der Kripo in Dallas. Mit einer Reihe von Auszeichnungen, zuletzt im vergangenen Herbst. Sie haben im Januar den Dienst quittiert, um ein Studium der Englischen Literatur anzufangen.«

»Stimmt alles«, sagte sie. »Wollen Sie etwas Bestimmtes?«

Er ignorierte ihre Frage und nahm in aller Seelenruhe einen Schluck von seinem Kaffee. »Wenn Sie nicht gewesen wären, hätte ihre Schwester mit dem Leben bezahlt, und der Killer würde frei herumlaufen. Ihr Schwager säße jetzt bis zum Verrotten im Gefängnis, und Sie wären ...«

»Das reicht, Mr. Noble«, unterbrach sie ihn. Niemand musste sie daran erinnern, wo sie jetzt wäre. Oder wie knapp Jane mit dem Leben davongekommen war. »Ich hab alles miterlebt. Einmal ist genug.«

Er biss von seinem Brötchen ab, seufzte genießerisch und wandte ihr dann wieder seine Aufmerksamkeit zu. »Es ist unglaublich, wie viel man heutzutage mit ein paar Eingaben in den Computer über jemanden herausfindet.«

»Nun wissen Sie alles über mich. Schön für Sie.«

»Nicht alles.« Er lehnte sich vor, seine Augen blitzten interessiert. »Warum haben Sie nach all den Jahren als Polizistin alles hingeworfen? Soweit ich gelesen habe, scheinen Sie für den Job geboren zu sein.«

Haben Sie den alten Spruch gehört, du kannst den Cop von seinem Job trennen, aber den Job nicht vom Cop?

»Sie sollten nicht alles für bare Münze nehmen, was Sie lesen. Außerdem ist das ganz allein meine Sache und geht Sie nichts an.« Sie stöhnte gereizt. »Hören Sie, es tut mir Leid, dass Sie an dem Tag den falschen Eindruck bekommen haben. Ich wollte nicht ...«

»Blödsinn. Natürlich wollten Sie. Sie haben mich vorsätzlich in die Irre geführt. Und seien wir doch ehrlich, Ms.Killian, es tut Ihnen gar nicht Leid. Nicht ein bisschen.«

»Na gut.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Es tut mir nicht Leid. Ich brauchte Informationen, und ich habe getan, was nötig war, um sie zu bekommen. Zufrieden?«

»Keineswegs. Ich will was von Ihnen.« Er biss erneut von seinem Gebäck ab und wartete auf eine Reaktion von ihr. Als sie ihm den Gefallen nicht tat, redete er weiter. »Ich war nicht so ganz ehrlich zu Ihnen neulich.«

Das hatte sie allerdings nicht erwartet. Überrascht setzte sie sich auf. »Meinen Sie Ihre Antwort auf meine Frage, ob das Spiel zu aggressivem Verhalten führen kann?«

»Woher wissen Sie das?«

»Wie gesagt, ich war zehn Jahre bei der Kripo. Ich habe jeden Tag Verdächtige befragt.«

Er legte den Kopf schief und betrachtete sie anerkennend.

»Sie sind gut.« Er zögerte kurz. »Was ich über die Menschen sagte, die Menschen töten, war nicht gelogen. Das ist meine Überzeugung. Doch selbst das harmloseste Werkzeug in den falschen Händen ...«

Er ließ die Worte einen Moment im Raum hängen, dann griff er in seine Jackentasche. Er zog zwei Postkarten hervor und reichte sie ihr.

Auf der ersten befand sich eine Tintenfederzeichnung, eine düstere, beklemmende Darstellung von Lewis Carrolls Alice, die das weiße Kaninchen jagt. Stacy drehte die Karte um und las das Wort, das jemand auf die Rückseite geschrieben hatte.

Bald.

Dann sah sie sich die zweite Karte an. Anders als bei der ersten handelte es sich um eine Serienpostkarte aus einem Billigladen mit einer Ansicht vom French Quarter.

Darauf stand: *Bereit zu spielen?*

Sie blickte Leonardo Noble an. »Warum zeigen Sie mir die?«

Anstatt darauf einzugehen, sagte er: »Ich habe die erste ungefähr vor einem Monat bekommen. Die andere letzte Woche. Und die hier gestern.«

Er gab ihr eine dritte Karte. Sie sah, dass es sich wie bei der ersten um eine Tintenfederzeichnung handelte. Diese stellte eine Maus dar, die in einem Teich oder einer Wasserlache ertrank. Stacy drehte die Karte um.

Bereit oder nicht, das Spiel hat begonnen.

Stacy dachte an die anonymen Nachrichten, die ihre Schwester erhalten hatte. Dass die Polizei, sie eingeschlossen, geglaubt hatte, sie kämen von einem Spinner und wären keine echte Bedrohung. Bis zum Schluss. Da hatte sie feststellen müssen, wie echt die Bedrohung gewesen war.

»White Rabbit unterscheidet sich von anderen Rollenspielen«, murmelte Noble. »Es gibt bei allen Spielen immer einen Spielmeister, eine Art Schiedsrichter, der das Spiel kontrolliert. Er errichtet Hindernisse für die Spieler, versteckte Türen, Monster und all so was. Die besten Spielmeister sind dabei immer absolut neutral.«

»Und bei White Rabbit?«

»White Rabbit ist der Spielmeister. Aber seine Position ist bei weitem nicht neutral. Er verleitet die Spieler dazu, ihm zu folgen, hinunter in den Kaninchenbau, in seine Welt. Einmal dort, beginnt er, sie zu manipulieren. Sucht sich seine Favoriten. Er ist ein Schwindler und Betrüger. Und nur der gerissenste Spieler kann ihn übertreffen.«

»White Rabbit hat einen großen Vorteil.«

»Immer.«

»Ich würde denken, bei einem aussichtslosen Spiel mitzumachen, ist nicht besonders unterhaltsam.«

»Wir wollten das Spiel ins Extreme steigern. Die Spieler in Aufregung versetzen. Es funktionierte.«

»Mir wurde gesagt, Ihr Spiel wäre das gewalttätigste bisher. Ein Szenario nach dem Motto, der Gewinner bekommt alles.«

»Der Killer bekommt alles«, korrigierte er. »White Rabbit spielt alle gegeneinander aus. Der Letzte, der übrig bleibt, steht ihm dann gegenüber.« Er beugte sich zu ihr vor. »Und wenn das Spiel erst mal begonnen hat, ist es erst zu Ende, wenn alle bis auf einen ausgelöscht sind.«

Der Killer bekommt alles. Ein mulmiges Gefühl überkam sie. »Können sich die Figuren miteinander verbünden, um ihn auszuschalten?«

Er sah überrascht aus, als hätte noch nie jemand so etwas vorgeschlagen. »So wird das nicht gespielt.«

Sie wiederholte ihre erste Frage. »Warum haben Sie mir die Karte gezeigt?«

»Ich möchte herausfinden, wer sie mir geschickt hat und warum. Ich hätte gern von Ihnen gewusst, ob ich Angst haben muss oder nicht. Ich biete Ihnen einen Job an, Ms. Killian.«

Sie starrte ihn einen Moment an, völlig verblüfft. Dann lächelte sie. Sie hatte ihn hereingelegt, und jetzt revanchierte er sich. »Und jetzt müssen Sie sagen: April, April.«

Aber das war nicht der Fall. Als ihr klar wurde, dass er es ernst meinte, schüttelte sie den Kopf. »Rufen Sie die Polizei an. Oder engagieren Sie einen Privatdetektiv. Als Bodyguard zu arbeiten ist nicht mein Ding.«

»Aber einen Fall zu untersuchen ist doch ganz offensichtlich Ihr Ding.« Er hob die Hand, um ihrem Protest zuvorzukommen. »Ich bin nicht offen bedroht worden, was kann die Polizei da schon tun? Überhaupt nichts. Und wenn sich bewahrheitet, was ich befürchte, dann ist auch ein Privatschnüffler damit absolut überfordert.«

Sie kniff die Augen zusammen und musste sich eingestehen, dass sie neugierig geworden war. »Und was genau befürchten Sie, Mr. Noble?«

»Dass jemand das Spiel Wirklichkeit werden lässt, Ms. Killian. Und nach diesen Karten zu urteilen, bin ich dabei, ob ich will oder nicht.«

Er legte eine seiner Visitenkarten auf den Tisch und stand auf. »Vielleicht war Ihre Freundin auch in dem Spiel. Vielleicht war sie das erste Opfer von White Rabbit. Denken Sie darüber nach. Und dann rufen Sie mich an.«

Stacy blickte ihm hinterher, während alles, was er gesagt hatte, ihr durch den Kopf wirbelte, die Informationen, die er ihr über das Spiel gegeben hatte. Dann dachte sie wieder an den Mann, der sie am Tag vorher überfallen hatte.

Er hatte sie gewarnt, sich »rauszuhalten«. Wo raushalten? Aus den Ermittlungen? Oder dem Spiel?

Nicht das Spiel ist gefährlich, sondern die Besessenheit.

Stacy führte diesen Gedanken weiter. Was, wenn jemand tatsächlich so besessen von diesem Spiel war, dass er Fantasie und Wirklichkeit nicht mehr auseinander halten konnte?

War Cassie vielleicht unfreiwillig in dieses Spiel hineingezogen worden?

Eine gefährliche Waffe in den falschen Händen.

Wie so vieles im Leben. Macht. Pistolen. Geld. Fast alles.

Sie stellte sich das Szenarium vor, das Leonardo geschildert hatte: ein Durchgedrehter, der ein Fantasy-Spiel wahr werden ließ. Ein Spiel, das man nur gewinnen konnte, wenn man die anderen Mitspieler tötete und dann dem White Rabbit gegenübertrat – demjenigen, der das Spiel kontrollierte, der alle Fäden in der Hand hielt.

Ein White Rabbit im wahren Leben.

Billie schlenderte mit einem Teller voller Kostproben vorbei. Stacy sah Muffins mit Schokosplittern. Reine, dunkle Schokolade. Billies Kostprobenteller und der Zeitpunkt, den sie dafür abpasste, sorgte ständig für Lacher unter den

Stammgästen. Wenn Ärger im Anzug war oder eine deftige Szene, kam der Kostprobenteller. Billie schien ein Gespür für den richtigen Moment zu besitzen – und das passende Gebäck.

Auf Billies Gesicht lag das geheimnisvolle Lächeln, das ihr geholfen hatte, sich vier Ehemänner zu schnappen, inklusive ihren gegenwärtigen Gatten, den neunzig Jahre alten Millionär Rocky St. Martin. »Muffin?«

Stacy nahm sich einen, wohl wissend, dass dies nicht umsonst war. Billie erwartete eine Bezahlung – in Form von Informationen.

Wie vorhergesehen stellte Billie den Teller auf den Tisch, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. »Wer war das und was wollte er?«

»Leonardo Noble. Er wollte mich anheuern.«

Billie verzog ihre perfekt geschwungenen Augenbrauen und schob den Teller mit den Muffins ein Stück näher zu Stacy.

Stacy lachte, nahm sich noch einen und schob den Teller zu ihr zurück. »Es hat was mit Cassie zu tun. Mehr oder weniger.«

»Dachte ich mir. Erzähl.«

»Erinnerst du dich, dass ich dir gesagt habe, Cassie hätte ein Treffen mit einem Mitspieler von White Rabbit geplant?« Billie nickte. »Dieser Mann, Leonardo Noble, ist der Erfinder des Spiels.«

Stacy sah, wie Billies Augen aufleuchteten. »Weiter.«

»Seit wir uns das letzte Mal unterhalten haben, habe ich noch mehr über das Spiel rausgefunden. Dass es ziemlich brutal ist. Dass der White Rabbit und der letzte lebende Spieler um ihr Leben kämpfen.«

»Sehr amüsant.«

Stacy berichtete von den Postkarten, die Noble erhalten hatte, von seiner Theorie, dass jemand das Spiel Wirklichkeit hatte werden lassen. »Ich weiß, es klingt verrückt, aber ...«

»Aber so was ist denkbar«, beendete Billie den Satz für sie. Sie lehnte sich vor. »Es gibt Studien, die gezeigt haben, dass für Leute, die Fantasie und Realität manchmal nicht auseinander halten können, diese Rollenspiele eine gefährliche Waffe sind. Bring sie mit Spielen wie White Rabbit oder Dungeons & Dragons zusammen, Spiele, die einen emotional stark mitreißen ... und die Mischung kann explodieren.«

»Woher weißt du das?« wollte Stacy wissen.

»In meinem früheren Leben war ich Psychotherapeutin.«

Sie hätte überrascht sein sollen. Oder annehmen, dass Billie eine krankhafte Lügnerin oder eine Hochstaplerin war. Immerhin, in der relativ kurzen Zeit, die sie Billie kannte, hatte die Frau von vier Ehen gesprochen, einem Job als Stewardess und einem als Model. Und nun das. Sie war doch nicht so alt. Doch Billie konnte immer mit Fakten aufwarten oder überzeugend klingenden Anekdoten, die ihre Behauptungen stützten.

Stacy schüttelte den Kopf und dachte wieder an Leonardo Noble und die Ereignisse der letzten Tage. »Ich bin jemandem auf die Zehen getreten.«

Billie runzelte fragend die Stirn. Schnell berichtete sie vom vergangenen Abend. Dass sie überfallen worden war und was der Mann ihr ins Ohr geflüstert hatte, und dass die Polizei vermutete, es handle sich um den gesuchten Vergewaltiger. »Ich habe aber genau verstanden, was er gesagt hat.«

Ihre Freundin schwieg eine ganze Weile, dann nickte sie.

»Das denke ich auch. Du warst Polizistin, so einen Fehler würdest du nicht machen.«

Billie stand auf. »Ich schlage vor, dass du besonders vorsichtig bist, meine Liebe. Ich habe keine Lust, auf deine Beerdigung zu gehen.«

Während Stacy ihr nachsah, ließ sie sich ihre Worte noch einmal durch den Kopf gehen. Über Leute, die Fantasie und Realität manchmal nicht auseinander halten konnten. War es möglich, dass Cassie sich mit einem Verrückten eingelassen hatte, der das Rollenspiel Wirklichkeit hatte werden lassen? Und hatte sie nun seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt?

Verdammt. Sie wusste, was sie tun musste. Stacy klappte ihr Handy auf und tippte Leonardos Mobilnummer ein.

»Ich mach den Job«, sagte sie, als er sich meldete. »Wann soll ich anfangen?«

17. KAPITEL

Sonntag, 6. März 2005 8:00 Uhr

Leonardo hatte den Zeitpunkt vorgeschlagen, Stacy den Ort – das Café Noir.

Sonntagmorgens vor zehn war es hier meist ruhig, die Stammgäste hatten wohl anderes zu tun, oder sie schliefen gern länger.

»Du bist ja früh hier«, begrüßte Stacy ihre Freundin Billie.

»Du auch.« Billie musterte sie. »Du machst den Job, hab ich Recht? Den der Typ dir angeboten hat.«

»Leonardo Noble. Ja.«

Billie tippte ihre Bestellung ein, ohne zu fragen, was sie wollte. Das war nicht nötig; sie wusste, dass Stacy Bescheid sagen würde, sollte sie etwas anderes wünschen als ihren Cappuccino mit einem Extraschuss Espresso.

Stacy reichte ihr einen Zwanziger, Billie gab ihr das Wechselgeld und ging dann zur Espressomaschine. Sie füllte die Tasse und schäumte die Milch auf, ohne ein Wort zu sagen.

Stacy runzelte die Stirn. »Was ist los?«

»Ich weiß nicht, ob mir das gefällt.«

»Pech.«

»Bist du sicher, dass er in Ordnung ist?«

»Das heißt?«

»Mir scheint, jemand, der Spiele erfindet, spielt vielleicht selbst gern.«

Daran hatte sie auch schon gedacht. Dass Billie es erwähnte, überraschte sie. »Du bist ein schlaues Kerlchen, weißt du das?«

»Und ich dachte, ich wäre einfach nur hübsch.«

Stacy lachte. Wenn eine Frau so aussah wie Billie, wurde sie selten wegen ihrer Intelligenz geschätzt. Himmel, sie selbst hatte ja genauso reagiert. Anfangs war Billie für sie nur eine schöne Blondine gewesen. Jetzt wusste sie es besser.

»Ich bin ganz gut darin, Informationen herauszufinden. Wenn du eine Agentin brauchst, sag Bescheid.«

Billie Bellini, Superspionin. »Du würdest umwerfend aussehen in einem Trenchcoat.«

»Darauf kannst du wetten.« Sie lächelte. »Und vergiss es nicht.«

Das werde ich sicher nicht, dachte Stacy, als sie sich von der Espressobar entfernte. Zweifellos wäre Billie in der Lage, jemandem Informationen zu entlocken, die andere nicht mal mit Druck herauspressen konnten.

Solange die Quelle männlich war.

Stacy suchte sich einen Tisch im hinteren Teil und setzte sich. Sie trank gerade den ersten Schluck, als Leonardo Noble erschien. Allein. Sie hatte vermutet, dass er Kay mitbringen würde.

Er ließ den Blick suchend umherschweifen und lächelte, als er sie entdeckte. Er ging zum Tresen und sie beobachtete ihn, wie er bestellte. Er machte eine Bemerkung, über die Billie lachen musste. Sagte er die Wahrheit? Waren diese sonderbaren Karten wirklich an ihn geschickt worden? Oder hatte er sie selbst geschrieben?

Er kam zu ihrem Tisch, er wirkte verschlafen. Sein Haar stand noch wilder ab als üblich.

»Kein Morgenmensch, wie ich sehe«, bemerkte Stacy.

»Eine Nachteule«, erwiderte er. »Aber ich brauche nicht viel Schlaf.«

Stacy zog die Augenbrauen hoch. »So sieht es nicht gerade aus.«

Er lächelte, langsam trat etwas Leben in seine Augen.

»Glauben Sie mir.«

»Sagte die Spinne zur Fliege.«

Er nahm einen Schluck von seinem Kaffee. Sie registrierte, dass er die XXL-Version gewählt hatte. An dem hohen Milchschaumberg erkannte sie den Cappuccino.

»Das sollte dieser Blick also bedeuten«, sagte er. »Misstrauen.«

»Welcher Blick?« Sie trank selbst einen Schluck aus ihrer Tasse.

»Der mich begleitet hat, als ich bestellte. Ich hatte das Gefühl, Sie würden mich analysieren.«

»Ihre Motive, ja. Hat was mit dem Thema zu tun.« Sie sah ihm fest in die Augen. »Niemand ist über jeden Verdacht erhaben, Mr. Noble. Sie eingeschlossen.«

Offensichtlich unbeeindruckt lachte er. »Das ist genau der Grund, warum ich Sie engagieren will. Und nennen Sie mich bitte Leo, oder aus dem Deal wird nichts.«

Sie lachte. »Okay, Leo. Erzählen Sie mir etwas mehr über Ihren Haushalt.«

Er blickte sie über den Rand seiner Kaffeetasse an. »Was wollen Sie wissen?«

»Alles. Zum Beispiel, haben Sie Ihr Büro dort?«

»Ja. Kay ist auch da.«

»Und andere Angestellte?«

»Die Haushälterin. Mrs. Maitlin. Troy, mein Fahrer und Mädchen für alles. Barry kümmert sich um das Grundstück und den Pool. Ach, und der Lehrer meiner Tochter, Clark Dunbar.«

Das war das erste Mal, dass sie von seiner Tochter erfuhr, was Stacy ziemlich merkwürdig fand. Als er ihren Gesichtsausdruck sah, fuhr er fort. »Kay und ich haben ein Kind. Alice. Sie ist sechzehn. Oder, wie sie gerne sagt, fast siebzehn.«

»Lebt sie bei Ihnen? Oder bei Kay?«

»Bei uns beiden.«

»Bei beiden?«

»Kay wohnt in meinem Gästehaus.« Er verzog den Mund zu einem schiefen – und gewinnenden – Lächeln. »Ich sehe an Ihrer Reaktion, dass Sie unser Arrangement merkwürdig finden.«

»Es ist nicht meine Aufgabe, Ihr Privatleben zu beurteilen.«

Er nahm sie beim Wort und ging nicht weiter darauf ein. »Alice ist der Lichtblick in meinem Leben. Bis vor kurzem war sie ...«

Er brach ab. »Sie ist sehr talentiert. Ungeheuer intelligent.«

»Das erscheint mir logisch. Ich hörte, Sie wären ein moderner Leonardo da Vinci.«

Er grinste. »Wie ich sehe, bin ich nicht der Einzige, der weiß, wie man im Internet recherchiert. Aber Alice ist tatsächlich ein Genie. Neben ihr sehen Kay und ich ziemlich mittelmäßig aus.«

Stacy musste das erst mal verdauen. Sie überlegte, wie belastend so etwas sein musste. Wie es das ganze Leben eines Teenagers beeinflusste, egal, ob es um die schulische Ausbildung ging oder um Freundschaften. »Ist sie jemals in eine normale Schule gegangen?«

»Nie. Wir hatten immer einen Privatlehrer für sie.«

»Und das geht gut?«

»Ja. Bis ...« Er schlang die Finger ineinander und schien sich zum ersten Mal nicht ganz wohl in seiner Haut zu fühlen. »Bis vor kurzem. Sie will unbedingt auf die Universität. In letzter Zeit verhält sie sich ziemlich trotzig.«

Klang nach einem verzweifelten Teenager.

»Auf die Universität? Zum Beispiel Tulane oder Harvard?«

»Ja. Intellektuell ist sie weit genug. Schon lange. Aber emotional ... sie ist sehr jung. Unreif. Tatsache ist, dass wir sie sehr behütet haben. Zu sehr, fürchte ich.« Er räusperte sich. »Dazu kommt, dass die Scheidung schwierig für sie war. Schwieriger, als wir gedacht hätten.«

Stacy konnte sich nicht vorstellen, wie jemand das Studentenleben mit sechzehn meistern sollte. »Tut mir Leid.«

Er zuckte die Schultern. »Kay und ich sind wie Öl und Wasser. Aber wir lieben uns. Und wir lieben Alice. Also haben wir uns arrangiert.«

»Für Alice?«

»Für uns alle, aber hauptsächlich wegen Alice.« Dann lächelte er schief. »Jetzt wissen Sie alles über unsere kleine verrückte Truppe. Immer noch willens, sich rekrutieren zu lassen?«

Sie studierte sein Gesicht und fragte sich, ob er ehrlich war. Wie konnte ein Mann das erreichen, was er hatte, ohne skrupellos zu sein? Ohne Geheimnisse zu haben und aus Informationen, die er bekam, Profit zu schlagen?

Sie setzte ein geschäftsmäßiges Gesicht auf. »Also gut, Leo. Anonyme Briefe wie die, die Sie bekommen haben, stammen fast immer von jemandem, der zum engeren Kreis des Empfängers gehört.«

»Zu meinem Kreis? Ich glaube nicht, dass ...«

»Ja, zu Ihrem Kreis«, unterbrach sie ihn. »Sie werden nämlich geschickt, um die Person zu terrorisieren.«

»Und was für einen Sinn hätte das, wenn sie der Person nicht nahe genug stehen, um deren Angst mitzuerleben. Richtig?«

Kluger Bursche. »Richtig. Je mehr Angst Sie haben, desto besser.«

Er kniff die Augen zusammen. »Also ist es ganz einfach. Ich zeige keine Angst, und er gibt auf.«

»Vielleicht. Wenn Ihr Kartenschreiber ein typischer Vertreter seiner Sorte ist. Die verschicken Briefe und Nachrichten, um zu sehen, was geschieht. Sie wollen allerdings nicht zu nahe herantreten.«

»Im Herzen sind sie feige.«

»Ja. Nicht in der Lage, ihren Ärger oder Hass in einer direkten Konfrontation zu zeigen. Also sind sie keine große Bedrohung.«

»Das ist der typische Fall. Und der untypische?«

Sie blickte zur Seite, weil sie an ihre Schwester Jane denken musste. Sie war von einem Mann bedroht worden, der nur ein Ziel hatte: Sie zu töten. »Manchmal sind die Briefe und Nachrichten einfach nur die Vorbereitung auf das eigentliche Ereignis.« Auf seine unbewegte Miene hin beugte sie sich noch weiter vor. »Dann kommt der Absender nahe genug heran, um zuschlagen zu können.«

Er saß einen Moment schweigend da, er wirkte erschüttert.

»Ich bin so froh, dass Sie Ihre Hilfe angeboten ...«

Stacy hob die Hand. »Ganz langsam. Ich nehme den Job nicht an, um Ihnen zu helfen. Ich tue es für Cassie, es könnte sein, dass ihre Ermordung und die Postkarten in einem Zusammenhang stehen. Zweitens, Sie wissen, dass ich studiere. Mein Studium kommt an erster Stelle. Anders geht es nicht. Haben Sie damit ein Problem?«

»Keineswegs. Wo fangen wir an?«

»*Ich* beginne damit, indem ich mich in Ihrem Haus umsehe. Alle kennen lerne. Ihr Vertrauen gewinne.«

»Sie glauben ihn dort zu finden.«

»Ihn oder sie«, korrigierte sie ihn. »Es ist eine Möglichkeit. Eine sehr wahrscheinliche.«

Er nickte langsam. »Wenn Sie das Vertrauen von allen erwerben wollen, müssen wir einen Grund finden, was Sie in meinem Haus zu suchen haben.«

»Irgendeine Idee?«

»Sie sind meine Beraterin. Für einen neuen Roman, in dem ein Kripobeamter mit großem Einfluss vorkommt.«

»Könnte funktionieren.« Sie lächelte. »Schreiben Sie wirklich einen Roman?«

»Unter anderem, ja.«

»Ich nehme an, Sie wollen Ihre Exfrau und Tochter über den wahren Grund meiner Anwesenheit aufklären.«

»Kay ja. Alice nicht. Ich will sie nicht ängstigen.«

»Na gut.« Stacy trank ihren Kaffee aus. »Wann fange ich an?«

Er grinste. »Von mir aus sofort. Wie sieht es bei Ihnen aus?«

Stacy nickte, und Leo sprang auf, er wollte möglichst schnell wieder nach Hause kommen. Als sie ihm aus dem Café folgte, warf sie Billie an der Theke einen Blick zu und bemerkte, wie ihre Freundin sie beobachtete.

Etwas an dem Gesichtsausdruck ihrer Freundin ließ sie zögern.

Leo blickte sich um. »Stacy? Stimmt was nicht?«

Sie schüttelte das Gefühl ab und lächelte. »Nein, alles in Ordnung. Zeigen Sie mir den Weg.«

18. KAPITEL

Dienstag, 8. März 2005 13:00 Uhr

Nachdem sie sich zwei Tage in der Villa der Nobles aufgehalten hatte, verstand Stacy, warum Leo das Wort »Truppe« benutzt hatte, um die Bewohner des Hauses zu beschreiben – in der Villa ging es zu wie in einer Zirkusmanege. Leute kamen und gingen den lieben langen Tag. Privatlehrer, Kosmetikerinnen, Lieferanten, Rechtsanwälte, Geschäftspartner.

Sie hatte Leo angewiesen, sie wie eine neue Angestellte zu behandeln. Er hatte ihr ein Büro zur Verfügung gestellt, das an seines grenzte, und sie verbrachte viel Zeit damit, herumzulaufen und dabei sehr geschäftig auszusehen. Wenn sie jemanden antraf, stellte sie sich selbst vor.

Die Reaktionen der Einzelnen reichten von kühl über neugierig bis zu freundlich. In den drei Tagen, die sie nun im Haus war, hatte sie jeden kennen gelernt bis auf Alice, was sie äußerst interessant fand. Besonders da sie den Lehrer des Mädchens, Clark Dunbar, bereits getroffen hatte. Er war sehr still, schien aber immer alles genau zu beobachten. Wie eine Katze, die man sah, aber nicht hörte.

Mrs. Maitlin versuchte, ihr stets aus dem Weg zu gehen. Wenn sie sich doch einmal begegneten, reagierte sie äußerst nervös. Sie sah Stacy nie direkt an. Obwohl Stacy sich für ihre Täuschung entschuldigt und behauptet hatte, dass Leo sie gebeten habe, diese Rolle zu spielen, schien die Frau doch zu ahnen, dass sie wohl aus einem ganz anderen Grund hier war.

Stacy konnte nur hoffen, dass sie ihren Verdacht für sich behielt.

Troy, Leos Fahrer und Mädchen für alles, war der Freundlichste von allen – aber auch der Neugierigste. Sie wunderte sich über seine Fragen – war er einfach nur interessiert, oder steckte noch etwas anderes dahinter?

Barry stellte sich als der Zurückhaltendste heraus. Als Gärtner und verantwortlich für den Pool, hatte er jede Menge Möglichkeiten, mit allen, die kamen und gingen, zu reden, was er aber nie tat. Er blieb für sich – auch wenn er alles mitzubekommen schien, was vor sich ging.

Stacy blickte auf die Uhr und sammelte ihre Sachen ein. Sie war morgens in einer Vorlesung gewesen, musste aber noch einmal zur UNO, wo um halb drei ein Seminar über Literatur des Mittelalters begann.

»Hallo.«

Stacy drehte sich um. Ein Mädchen im Teenageralter stand an der Tür zu Leos Büro. Es war klein und zierlich, hatte die exotischen Züge und den Teint der Mutter, aber die wilden Locken vom Vater.

Alice. Endlich.

»Hallo.« Sie lächelte dem Mädchen zu. »Ich bin Stacy.«

Das Mädchen sah sie gelangweilt an. »Weiß ich. Sie sind die Polizistin.«

»Expolizistin«, korrigierte Stacy. »Ich helfe deinem Vater mit dem fachlichen Kram.«

Mit hochgezogenen Augenbrauen schlenderte Alice ins Büro.

»Kram«, wiederholte sie, »das klingt ja sehr fachmännisch.«

Das war keine normale Sechzehnjährige. Das sollte Stacy besser nicht vergessen. »Ich bin seine Beraterin«, korrigierte sie sich. »Für alles, was mit Vollzug und Polizeirecht zu tun hat.«

»Und Verbrechen?«

»Ja, natürlich.«

»Eine Expertin für Verbrechen. Interessant.«

Stacy ignorierte ihren höhnischen Tonfall. »Kann sein.«

»Dad hat mir die ganze Zeit in den Ohren gelegen, dass ich rüberkommen und mich vorstellen soll. Sie wissen, wer ich bin, richtig?«

»Alice Noble. Benannt nach der allseits berühmten Alice.«

»Die Alice vom White Rabbit.«

»So kann man es auch betrachten. Ich hätte gesagt, die Hauptfigur aus ›Alice im Wunderland‹ von Lewis Carroll.«

»Sie sind aber nicht ich.«

Das Mädchen lief zu den Bücherregalen hinüber, nahm ein gerahmtes Foto von sich und ihren Eltern in die Hand. Eine Weile betrachtete sie das Bild, dann sah sie wieder zu Stacy. »Ich bin schlauer als die beiden zusammen«, behauptete sie dann. »Hat Dad Ihnen das erzählt?«

»Ja. Er ist sehr stolz auf dich.«

»Nur vier Prozent der Bevölkerung haben einen IQ von 140 und darüber. Meiner ist 170. Nur einer von siebenhunderttausend hat so einen hohen IQ.«

Ihr Vater ist nicht der Einzige, der stolz ist. »Du bist eine sehr kluge junge Dame.«

»Ja, das bin ich.« Sie runzelte die Stirn. »Ich dachte, wir sollten miteinander reden. Die Grundregeln aufstellen.«

Neugierig stellte Stacy ihre Büchertasche ab und verdrängte alle Gedanken an das Seminar. »Schieß los.«

»Es ist mir egal, warum Sie für Dad arbeiten. Hauptsache, Sie bleiben mir aus dem Weg.«

»Habe ich dir irgendwas getan?«

»Überhaupt nicht. Dad hat alle möglichen Mitläufer hier, und ich hab kein Interesse daran, irgendeinen von denen kennen zu lernen.«

»Mitläufer?«

Sie kniff die Augen zusammen. »Dad ist reich. Und hat Charisma. Die Leute scharen sich geradezu um ihn. Ein paar von denen sind prominentengeil. Andere meinen es ernst. Die Restlichen sind einfach nur Blutsauger.«

Stacy verschränkte verärgert die Arme vor der Brust. »Und was ist mit mir? Ich habe einen Job von ihm angenommen, gehöre ich zu denen, die sich um ihn scharen?«

»Das hat nichts mit Ihnen zu tun.« Das Mädchen hob die Schultern. »Er lernt jemand Neues kennen, ist ganz aus dem Häuschen, und dann ist es vorbei. Ich hab gelernt, mich an niemanden zu gewöhnen.«

Interessant. Da hatte es wohl bereits öfter Probleme in der Noble-Truppe gegeben. Hegte einer davon vielleicht einen tief sitzenden Groll?

»Klingt, als hättest du schon einiges erlebt.«

»Habe ich. Tut mir Leid.«

»Keine Entschuldigung nötig. Ich tue, was ich kann, um dir nicht in die Quere zu kommen.«

Zum ersten Mal zeigte sich so etwas wie ein Lächeln auf dem Gesicht des Mädchens, das dadurch sofort weicher wirkte. »Ich weiß das zu schätzen.«

Sie verließ das Büro und musste dabei an der Tür ihrem Privatlehrer ausweichen. Clark Dunbar. Um die Vierzig. Langes, schmales Gesicht. Intellektueller Typ. Ganz gut aussehend.

Er blickte Alice nach. »Was war denn das?«

Stacy lächelte. »Sie hat mir die Regeln erklärt. Mich auf meinen Platz verwiesen.«

»Das habe ich befürchtet. Teenager können ziemlich anstrengend sein.«

»Besonders solche, die so intelligent sind.«

Er lehnte sich an den Türrahmen. Sie bemerkte, wie verblüffend blau seine Augen waren, und fragte sich, ob er gefärbte Kontaktlinsen trug. »Selbst die wundervollste Begabung kann manchmal zur Last werden.«

»Sie haben Erfahrung mit hochbegabten Kindern?«

»Ich bin der Prügelknabe.«

»Nein, Sie sind eher Clark Dunbar, Oberlehrer.«

Er lachte. »Ich habe mich immer gefragt, was meine Eltern sich dabei dachten, mir so einen langweiligen Namen zu geben.«

»Wie ist denn ihr zweiter Name? Hilft der vielleicht?«

Er zögerte. »Ich fürchte nein. Randolph.«

Sie lachte und winkte ihn herein. Sie setzte sich auf die Schreibtischkante, er in den großen Sessel davor. »Haben Sie schon immer als Privatlehrer gearbeitet?«

»Immer als Lehrer«, korrigierte er. »Aber sowas hier wird besser bezahlt, die Arbeitszeiten sind angenehmer, die Schüler besser.«

»Das überrascht mich. Wo haben Sie unterrichtet?«

»An verschiedenen Universitäten.«

Sie zog verwundert die Augenbrauen hoch. »Und das hier machen Sie tatsächlich lieber?«

»Es klingt vielleicht merkwürdig, aber es ist ein Privileg, mit jemandem zu arbeiten, der so intelligent ist wie Alice. Und sehr spannend.«

»Aber wenn Sie an der Uni gelehrt haben, waren doch sicher viele Ihrer Studenten ...«

»Nicht wie Alice. Ihr Verstand ...« Er zögerte, als müsse er nach dem richtigen Wort suchen, »... flößt mir Ehrfurcht ein.«

Stacy wusste nicht, was sie sagen sollte. Vermutlich konnte ein gewöhnlicher Mensch wie sie solch herausragende Intelligenz gar nicht richtig begreifen.

Er beugte sich nach vorn. »Tatsache ist, ich habe so etwas wie eine Hippie-Mentalität. Mir gefällt die Freiheit, die man als Privatlehrer genießt. Wir setzen den Unterricht und die Zeiten selbst fest. Keine Routine.«

»Manchmal hat es seine Vorteile, wenn man weiß, was einen erwartet.«

Er nickte und lehnte sich wieder zurück. »Sie sprechen jetzt von Ihren eigenen Erfahrungen. Eine ehemalige Kripobeamtin wird zur Beraterin? Dahinter steckt eine Geschichte, könnte ich wetten. Genug gehabt von all dem Blut und den Eingeweiden?«

»So was in der Art.« Sie sah auf ihre Uhr und stand auf. »Ich unterbreche die Unterhaltung nicht gern, aber ...«

»Sie müssen studieren«, sagte er. »Ich auch.« Er lächelte versonnen. »Vielleicht können wir ja mal irgendwann eine Diskussion über die Romantiker führen.«

Als sie sich verabschiedeten, hatte sie das Gefühl, er wollte mehr als nur über Literatur zu sprechen.

Aber was?

19. KAPITEL

Dienstag, 8. März 2005 21:30 Uhr

Stacy saß im ersten Stock der UNO-Bibliothek, umgeben von Büchern. Eines davon war eine Ausgabe von »Alice im Wunderland«. Sie hatte die Geschichte gelesen – zweihundertvierundzwanzig Seiten – und sich dann durch ein halbes Dutzend kritischer Abhandlungen über den Autor und sein berühmtestes Werk gearbeitet.

Sie hatte herausgefunden, dass Lewis Carroll von einigen als der Leonardo da Vinci seiner Zeit betrachtet wurde. Das war interessant, zumal sich ihr neuer Boss als ein moderner da Vinci bezeichnete. Der Autor hatte sich die Geschichte ursprünglich für ein junges Mädchen während eines Parkspaziergangs ausgedacht und sie erst später aufgeschrieben. Daraus war dann nicht nur ein Klassiker geworden, sondern eine Erzählung, die beinahe zu Tode analysiert worden war. Laut den Abhandlungen war Alice im Wunderland alles andere als eine kindliche Fantasiegeschichte über ein Mädchen, das in eine Kaninchenhöhle fällt, hinein in eine bizarre Welt, sondern handelte von Tod, Verzicht, Gerechtigkeit, Einsamkeit, Erlösung.

Stacy fragte sich, ob die Kritiker und Literaturwissenschaftler sich das alles aus den Fingern gesogen hatten, um ihre Existenz zu rechtfertigen. Sie runzelte die Stirn bei dem Gedanken. Solche Erwägungen würden ihren Professoren nicht besonders gefallen.

Stacy warf ihren Kuli auf den Tisch und rieb sich die Stirn, müde, hungrig und von sich selbst enttäuscht. Das Studium war

die Chance, ihr Leben zu ändern. Wenn sie es verpatzte, was sollte sie dann machen? In den Polizeidienst zurückkehren?

Nein. Niemals.

Aber sie musste unbedingt diesen Mistkerl festnageln, der Cassie umgebracht hatte. Das war sie ihrer Freundin schuldig. Wenn ihr das schlechte Noten einbrachte – dann sollte es eben so sein.

Sie konzentrierte sich wieder auf den Essay vor ihr. *Die zugrunde liegende Idee von einer Welt, wo das Normale verrückt ist und die Gesetze von ...*

Die Schrift verschwamm vor ihren Augen. Sie kämpfte gegen die Tränen an, den Drang loszuheulen. Sie hatte seit jenem unseligen Abend, als sie die Toten gefunden hatte, nicht mehr geweint. Und das würde sie auch jetzt nicht tun. So schwach war sie nicht.

Plötzlich wurde ihr bewusst, wie still es in der Bibliothek war. Sie hatte das Gefühl eines Déjà-vu, schnell griff sie nach dem Kugelschreiber und lauschte. Als würde sich der Donnerstagabend wiederholen, hörte sie hinter sich ein Geräusch. Schritte, ein Rascheln.

Sie sprang auf und wirbelte herum, den Kugelschreiber wie eine Pistole ausgestreckt.

Malone. Grinste sie an wie Carrolls verdammte Grinsekatze.

Er hob ergeben die Arme. In einer Hand hielt er eine Ausgabe von Cliffs Anmerkungen zu »Alice im Wunderland«.

Na großartig, sie hatten beide die gleiche Idee gehabt. Jetzt würde sie gleich losheulen.

Spencer zeigte auf den Kugelschreiber. »Vorsicht, Waffe runter. Ich komme in friedlicher Absicht.«

»Sie haben mich erschreckt«, sagte sie verärgert.

»Tut mir Leid.«

Er sah aber überhaupt nicht so aus. Sie warf ihren Kuli auf den Tisch. »Warum schleichen Sie hier in der Bibliothek herum?«

Er zog die Augenbrauen in die Höhe. »Aus demselben Grund wie Sie, scheint mir.«

»Zum Teufel noch mal.«

Er lachte, zog sich einen Stuhl heran, drehte ihn um, setzte sich rittlings darauf und sah sie an. »Ich mag Sie auch.«

Sie spürte, wie ihr heiß wurde. »Allerdings habe ich nie behauptet, Sie zu mögen, Malone.«

Bevor er etwas darauf erwidern konnte, knurrte ihr Magen. Er grinste. »Hungrig?«

Sie presste sich die Hand auf den Bauch. »Und müde. Und ich habe mörderische Kopfschmerzen.«

»Zweifellos ein viel zu niedriger Blutzuckerspiegel.« Er griff in die Tasche seiner Windjacke und holte einen Schokoriegel heraus. Er hielt ihn ihr hin. »Sie müssen besser auf sich achten.«

Sie entfernte die Verpackung, biss ein Stück ab und seufzte genüsslich. »Danke für Ihre Fürsorge, Malone, aber mir geht es ganz gut.«

Sie nahm noch einen Bissen. Die Auswirkungen des Zuckers auf ihre Kopfschmerzen waren augenblicklich zu spüren.

»Tragen Sie immer Schokolade in Ihrer Tasche herum?«

»Immer«, erwiderte er ernst. »Als Bestechung für Spione.«

»Oder um Informationen aus hungrigen Frauen mit Kopfschmerzen herauszulocken.«

»Wie man hört, verbringen Sie eine Menge Zeit mit Leo Noble. Würde es Ihnen was ausmachen, mir zu erklären, warum?«

»Wen verfolgen Sie?« konterte sie. »Mich oder Leo?«

»Also, wozu hat Noble eine ehemalige Kripobeamtin angeheuert? Zum Schutz? Vor wem?«

Sie stritt nicht ab, dass sie für den Mann arbeitete. Es hätte sowieso keinen Zweck gehabt; Malone kannte die Wahrheit. »Als kriminalistische Beraterin. Er schreibt einen Roman.«

»Blödsinn.«

Sie blickte auf das Buch in Malones Hand und wechselte das Thema. »Ich bin beeindruckt. Es sieht so aus, als würden Sie Ihre Hausaufgaben machen.«

Er grinste schief. »Seien Sie nur nicht zu beeindruckt. Ich hab's noch nicht gelesen.«

»Zu hoch für Sie?«

»Es ist nicht nett, die Hand zu beißen, die einen füttert. Und Sie haben Schokolade auf Ihren Zähnen.«

»Wo?« Sie fuhr sich mit der Zunge über die Zähne.

»Machen Sie das noch einmal.« Er stützte das Kinn auf die Hand. »Das turnt mich an.«

Sie musste lachen. »Sie wollen was von mir ...« Sie hob schnell die Hand, um die neunmalklugen Erwiderung zu unterbinden, die er sicher parat hatte. »Was?«

»In welchem Zusammenhang steht das Spiel White Rabbit zu der Geschichte von Alice im Wunderland?«

Stacy dachte an die Karten, die Leo erhalten hatte. »Noble hat Carrolls Erzählung einfach als Inspiration für sein Spiel benutzt. White Rabbit kontrolliert den Spielhergang. Die Charaktere aus der Story sind auch die Rollen der Mitspieler, allerdings tendiert alles mehr ins Brutale, Gefährliche.«

Er zeigte auf die Unterlagen, die vor ihr lagen. »Wenn es so einfach ist, warum dann das hier alles?«

Er hatte sie erwischt. Verdammt. »Von anderen Spielern habe ich gehört, dass White Rabbit ein außergewöhnliches Szenarium ist. Die leidenschaftlichen Anhänger von White Rabbit machen mehr einen Kult aus dem Ganzen als andere Spieler. Es läuft

geheimnisvoller ab, was einen Teil der Anziehungskraft des Spiels auszumachen scheint.«

»Was ist mit der Struktur?«

»Sehr gewalttätig, das steht fest.« Sie dachte einen Moment nach. »Der bedeutendste Unterschied der Struktur liegt in der Rolle des Spielmeisters. Der ist normalerweise absolut neutral. White Rabbit nicht. Er ist ein Charakter, der mitspielt, um zu gewinnen. Das Motto ist, zu töten oder selbst getötet zu werden«, endete sie.

»Oder um jeden Preis zu überleben, je nachdem, wie man es betrachtet.«

Sie setzte zu einer Erwiderung an; doch sein Handy klingelte.

»Malone.«

Sie beobachtete ihn, während er zuhörte, und bemerkte, wie er fast unmerklich die Lippen zusammenpresste. Wie er die Stirn runzelte.

Eindeutig ein Anruf von der Polizeidienststelle.

»Verstanden«, sagte er. »Bin sofort da.«

Er musste gehen. Irgendwo war irgendjemand tot aufgefunden worden. Ermordet.

Er verstaute das Handy wieder und sah sie an. »Tut mir Leid. Die Pflicht ruft.«

Sie nickte. »Ist in Ordnung, gehen Sie nur.«

Das tat er, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen. Alles an seiner Haltung und seinem Gang signalisierte, wie zielbewusst er war, entschlossen.

Stacy sah ihm nachdenklich nach. Zehn Jahre lang hatte sie auch solche Anrufe erhalten. Sie hatte es immer gehasst. Immer waren sie zum ungünstigsten Zeitpunkt gekommen. Warum überkam sie dann jetzt plötzlich ein scharfes, schmerzhaftes Gefühl von Verlust? Ein Gefühl, draußen zu stehen und hineinzusehen?

Als sie ihre Unterlagen einsammelte, sah sie, wie Bobby Gautreaux auf die Treppen zuing. Sie rief seinen Namen, laut genug, um gehört zu werden. Doch er verlangsamte seinen Schritt kein bisschen und blickte sich auch nicht um. Sie sprang auf und rief ihn erneut. Laut. Er begann zu rennen. Sie stürzte hinterher ins Treppenhaus.

Er war bereits verschwunden.

Sie rannte trotzdem die Stufen hinunter und erntete ein Stirnrunzeln von der Bibliotheksangestellten. »Haben Sie gerade einen dunkelhaarigen Typ mit einem orangefarbenen Rucksack gesehen? Er ist gerannt.«

Die junge Frau musterte Stacy von oben bis unten und warf ihr einen feindseligen Blick zu. »Ich sehe hier eine Menge dunkelhaariger Typen.«

Stacys Augen verengten sich zu Schlitzern. »So viel ist in der Bibliothek nicht los. Er ist gerannt. Möchten Sie sich Ihre Antwort vielleicht noch einmal überlegen?«

Die Frau zögerte, dann deutete sie zum Haupteingang. »Er ist da lang.«

Stacy bedankte sich und ging wieder nach oben. Es würde gar nichts bringen, ihm hinterherzulaufen. Erstens bezweifelte sie, dass sie ihn finden würde. Und selbst wenn, er würde wohl kaum zugeben, ihr hinterher spioniert zu haben.

Aber falls er das getan hatte, weshalb nur?

Im ersten Stock angekommen, packte sie ihre Sachen weiter zusammen, hielt aber plötzlich inne. Bobby war groß. Größer als sie. Vielleicht kleiner, als sie ihren Angreifer an dem Abend eingeschätzt hatte, aber in Anbetracht der Umstände hatte sie sich vielleicht getäuscht.

Womöglich hatte Bobby Gautreaux sie überhaupt nicht ausspionieren wollen, sondern etwas ganz anderes beabsichtigt.

Sie musste künftig sehr vorsichtig sein.

20. KAPITEL

Dienstag, 8. März 2005 23:15 Uhr

Spencer stand auf dem Gehweg vor dem verfallenen dreistöckigen Gebäude und wartete auf Tony. Sein Partner war kurz nach ihm eingetroffen, aber noch nicht aus seinem Wagen gestiegen. Er telefonierte mit seinem Handy, und es schien ein hitziges Gespräch zu sein. Zweifellos mit seiner Tochter Carly, dachte er.

Er blickte die Straße hinunter, auf die Häuserreihen, die meisten von ihnen Mehrfamilienhäuser. Auf der Beliebtheitsskala würde das Bywater-Viertel nicht mehr als drei Punkte erhalten, obwohl das vermutlich auf die Sichtweise ankam. Es gab Leute, die würden alles dafür geben, hier zu wohnen, andere würden sich lieber vorher umbringen.

Er verzog den Mund zu einem grimmigen Lächeln. Und manche wurden eben danach umgebracht.

Die zuerst eingetroffenen Polizisten hatten das Areal abgesperrt, das gelbe Band zog sich über die vordere Veranda. Kurz nach dem Bau war das hier ein hübsches Mittelklassehaus gewesen, geräumig genug für eine große Familie. Irgendwann im Laufe der Zeit, als die Gegend durch die vielen auffälligen Gebäude in Ungnade gefallen war, hatte man es zu einem Mehrfamilienhaus umgebaut, die schöne Fassade durch schreckliche Teerpappe ersetzt, die nach dem 2. Weltkrieg so beliebt gewesen war.

Spencer drehte sich um, als eine Autotür zugeschlagen wurde.

Tony hatte sein Telefonat beendet, obwohl Spencer auf Grund seines düsteren Gesichtsausdrucks davon ausging, dass die Sache noch lange nicht erledigt war.

»Habe ich dir schon gesagt, dass ich Teenager hasse?« sagte er zur Begrüßung.

»Des Öfteren.« Sie gingen zusammen los. »Danke, dass du gekommen bist.«

»Ein Vorwand, um aus dem Haus zu flüchten.«

»Carly ist nicht so schlimm«, sagte Spencer grinsend. »Du bist eben einfach alt, Spaghetti.«

Tony sah ihn beleidigt an. »Mach mich nicht an, Hübscher. Nicht jetzt. Dieses Mädchen macht mich echt fertig, ich dreh noch durch.«

»Cop dreht durch. Klingt hässlich. Sehr hässlich.« Spencer hob das Plastikband für Tony hoch, dann ging er selbst darunter durch. Ein dürrer Hund stand am Gitterzaun des Nachbarn und beobachtete sie. Er hatte die ganze Zeit über nicht einmal gebellt, was Spencer merkwürdig fand.

Sie gingen auf die Polizistin zu, die am Eingang stand, eine Frau, mit der sein Bruder Percy mal zusammen gewesen war. Es hatte nicht gut geendet. »Hallo, Tina.«

»Spencer Malone. Wie geht es deinem nichtsnutzigen Bruder?«

»Welchen meinst du? Ich hab einige, auf die deine Beschreibung passt.«

»Das stimmt. Meinen Ex-Lover eingeschlossen.«

»Kein Dementi von meiner Seite, Officer DeAngelo.« Er grinste. »Was haben wir denn?«

»Obere Wohnung rechts. Opfer in der Badewanne. Vollständig bekleidet. Ihr Name ist Rosie Allen. Lebte allein. Die Mieterin direkt darunter hat uns angerufen. Von der Decke ist Wasser getropft. Sie hat bei ihr geklingelt, aber niemand antwortete, da hat sie die Polizei gerufen.«

»Warum hast du uns benachrichtigt?«

»Das hier riecht förmlich nach ISD. Der Killer hat eine Visitenkarte hinterlassen.«

Spencer runzelte die Stirn. »Hat die Nachbarin was gehört? Irgendwas Verdächtiges gesehen?«

»Nein.«

»Was ist mit den anderen Bewohnern?«

»Nichts.«

»Spurendienst angerufen?«

»Sind auf dem Weg. Der Doc ebenfalls.«

»Irgendwas berührt?«

»Hab ihren Puls gemessen und das Wasser abgestellt. Den Duschvorhang weggezogen. Das ist alles.«

Spencer nickte. Mit Tony zusammen machte er sich auf den Weg. Als er an der geöffneten Tür ankam, drehte er sich um.

»Ich werde Percy ausrichten, dass du dich nach ihm erkundigt hast.«

»Wenn dir dein Leben nichts wert ist, gern.«

Lachend stiegen Tony und Spencer die Stufen hoch, die zum Wohnzimmer des Opfers führten. Es war als Werkstatt eingerichtet mit zwei großen Nähmaschinentischen, die sehr professionell aussahen. Körbe voller Kleidungsstücke standen an einer Wand, an einer anderen Regale mit auf Bügeln hängenden Kleidern, ein vollständiges Kostüm. Viel Glitzer. Vor der gegenüberliegenden Wand standen eine Couch und ein etwas mitgenommener Kaffeetisch. Darauf ein Stapel Taschenbücher. Eins lag umgedreht aufgeschlagen neben einer schönen Porzellantasse mit Unterteller.

Spencer ging zum Tisch hinüber. Die Tasse war bis auf den Satz leer. Ein angebissener Keks lag auf dem Unterteller.

Er sah sich die Bücher genauer an. Liebesromane. Ein paar Krimis. Sogar ein Western. Er kannte keinen einzigen Titel.

»Kein Fernseher«, sagte Tony ungläubig. »Jeder hat doch eine Glotze.«

»Vielleicht im Schlafzimmer.«

»Vielleicht.«

Von hinten hörte man, dass die Leute vom Spurendienst angekommen waren. Wie eine Herde Elefanten kamen sie die Treppe hochgetrampelt. Ohne auf die Kollegen zu warten, winkte Spencer Tony zum Badezimmer. Sie waren zuerst angekommen, da verdienten sie es auch, sich den Tatort zuerst anzusehen.

Auf dem schwarzweiß gefliesten Fußboden stand eine zentimeterhohe Wasserlache. Es schien alles an seinem Platz zu sein – wenn man die dünnen Beine mit den Pantoffeln an den Füßen nicht beachtete, die aus der altmodischen Badewanne ragten.

Spencer ließ den Blick durch den Raum schweifen. Eine unberührte Szene sprach manchmal Bände, wenn man Glück hatte.

Spencer trat ein. Und er spürte es, eine Art Präsenz. Eine Art Echo auf die Tat, die ihm eine Gänsehaut verursachte.

Er blickte sich erneut um, das Bad war für die Wanne fast zu klein. Der Vinylvorhang, an einer gebogenen Stange befestigt, war zurückgeschoben.

Tony murmelte etwas über seine Schuhe, die er sich ruinieren würde. Spencer achtete nicht auf ihn. Er konnte den Blick nicht von den Augen der Frau losreißen.

Sie starrte zu ihm auf aus ihrem Wassergrab, die Augen ein verwaschenes Blau. War die Farbe im Alter blasser geworden? fragte er sich. Oder durch den Tod? Das Haar hing wie graues Seegras vom Kopf. Der Mund stand offen.

Sie trug einen Chenille-Bademantel in derselben Farbe wie ihre Augen. Ein weißes Baumwollnachthemd darunter. Die

rosafarbenen flauschigen Pantoffeln an ihren Füßen waren trocken.

Diese Augen, dieser leblose Blick, schienen ihn zu rufen. Um Aufmerksamkeit zu bitten.

Spencer lehnte sich vor. *Erzähle. Ich höre zu.*

Sie hatte sich schon fürs Bett fertig gemacht. Gelesen. Genüsslich eine Tasse Tee getrunken mit einem Keks dazu. Nach dem Zustand des Badezimmers zu urteilen und der Tatsache, dass ihre Pantoffeln trocken waren, hatte sie sich nicht gegen ihren Angreifer gewehrt.

Ihre Hände sahen sauber aus.

»Das ist merkwürdig«, sagte Tony. »Wo ist denn diese Visitenkarte?«

»Gute Frage. Mal sehen ...«

»Lächeln, Jungs, ihr seid bei der Versteckten Kamera.«

Sie drehten sich um. Das Blitzlicht leuchtete auf, Ernie Delaroux, der Fotograf vom Spurendienst, grinste sie an. Es gab Gerüchte, dass der Mann ein Album mit Fotos von allen Tatorten aufbewahrte – sein eigenes kleines Horrorbuch.

»Ganz ruhig, Ernie.«

Der Fotograf lachte nur und kam wie ein Fünfjähriger, der durch eine Pfütze sprang, laut platschend herein.

Und vertreibt damit die leisen Stimmen, dachte Spencer. Bevor er die Gelegenheit gehabt hatte, ihre Geschichte zu hören.

»Abgedrehter Mistkerl«, murmelte Tony und machte dem Mann Platz, damit er seine Fotos schießen konnte.

»Das hab ich gehört«, rief der und klang fast ausgelassen.

»Hallo, Jungs«, grüßte Ray Hollister.

»Hallo, Ray. Willkommen zur Party.«

»Eine zweifelhafte Ehre.« Er kniff die Augen zusammen.

»Das wird mir meine Schuhe ruinieren. Ich mag diese Schuhe.«

»Sie sprechen mir aus dem Herzen«, meldete sich Tony.

Der Leichenbeschauer von New Orleans beschäftigte sechs Pathologen. Mit ihnen kam ein Fahrer, dessen Aufgabe es war, die Leichen zur Pathologie zu bringen – und den Ort des Geschehens ebenfalls zu fotografieren.

Ray wartete, während die beiden Männer ihre Fotos machten. »Was ist hier passiert?«

»Wir haben gehofft, Sie würden uns das erzählen.«

»Manchmal habe ich ein Karnickel im Hut, manchmal nicht.«

Spencer nickte. Jeder Cop, der etwas taugte, wusste, dass es tatsächlich so funktionierte. Einige Fälle wurden so leicht und schnell gelöst wie durch Zauberhand. Bei anderen Untersuchungen hingegen stieß man immer wieder gegen eine Wand – egal wie gut ausgebildet oder gewissenhaft das Untersuchungsteam auch war.

»Das Opfer scheint ertrunken zu sein«, sagte Spencer. »Die Position der Beine weist auf einen Mord hin, aber es gibt kein Anzeichen von einem Kampf. Merkwürdig.«

»Ich habe Sachen gesehen, die noch merkwürdiger waren, Detective Malone.« Die Fotografen gingen hinaus, um den Rest der Szene festzuhalten. Ray zog sich Handschuhe an und ging zur Badewanne hinüber. »Es wird schwierig sein, Spuren zu finden, wegen dem Wasser.«

»Sagen Sie uns mal was Neues.«

»Ich versuche es, Detectives. Lassen Sie mir nur ein paar Minuten.«

Spencer und Tony liefen zum vorderen Zimmer. Der Spurendienst war bereits dabei, Fingerabdrücke zu sichern. Spencer und Tony liefen um sie herum ins Schlafzimmer. Die Bettdecke war ordentlich zurückgeschlagen. Schmutzwäsche lag

in einem Korb. Ein unberührtes Glas Wasser auf dem Nachttisch, daneben lag eine kleine weiße Pille.

Keine Unordnung. Kein einziges Zeichen deutete darauf hin, dass etwas nicht stimmte.

Wie ein Bühnenbild, dachte Spencer. Ein eingefrorener Moment. Ihm lief eine Gänsehaut über den Rücken.

Sie durchsuchten die Schränke und Schubladen und gingen dann in die kleine Küche. Genauso wie in den anderen Räumen war hier alles in Ordnung. Eine Dose mit Butterkeksen stand auf der Küchentheke. Eine Packung Tee daneben.

»Ich liebe diese Kekse«, sagte Tony. »Meine Frau weigert sich, die noch zu kaufen. Zu viel Fett, meint sie.«

Spencer blickte seinen Partner an. »Eine kluge Frau, Spaghetti. Du solltest auf sie hören.«

»Leck mich, Hübscher.«

»Danke, kein Bedarf. Dicke haarige Ärsche sind nicht mein Ding.«

Tony lachte. »Also was denkst du? Was ist mit Rosie passiert?«

»Sie hat sich schon fürs Bett fertig gemacht. Bademantel, Pantoffeln, Bettdecke zurückgeschlagen.«

Tony nickte und fuhr fort. »Sie sitzt auf dem Sofa, trinkt eine Tasse Tee, isst einen Keks, liest ein paar Seiten, bevor sie sich hinlegt.«

»Es klingelt an der Tür. Sie macht auf und bumm! Tschüss, Rosie.«

»Kannte den Typ, denke ich. Deshalb öffnet sie im Bademantel und lässt ihn rein. Deshalb gibt es keinen Kampf.«

»Aber hätte sie sich nicht gewehrt, sobald ihr klar geworden ist, dass die Situation schief läuft? Das leuchtet mir immer noch nicht ein.«

»Er hat sie wehrlos gemacht, mein Freund.«

»Wie?«

»Vielleicht kann Ray uns das erzählen.«

Als sie im Badezimmer ankamen, sahen sie, dass Ray sich bereits die Hände des Opfers vorgenommen hatte.

»Die Hände sehen sauber aus«, sagte der Arzt, ohne aufzusehen. »Kein Blut, keine Quetschung. Nichts scheint gebrochen. Ich nehme an, wir werden Wasser in ihrer Lunge finden.«

»Kein Zeichen von einer Kopfverletzung oder irgendwas in der Art?«

»Nichts.«

»Können Sie mir irgendeinen Anhaltspunkt geben, Ray?«

Er blickte über die Schulter zu ihnen hinüber. »Habt ein richtiges Rätsel hier, Jungs. Seht euch das an.«

Er schob den Duschvorhang von der Wand weg. Spencer zog scharf die Luft ein. Tony pfiff durch die Zähne.

Die Visitenkarte. Eine Nachricht war auf die Fliesenwand hinter dem Vorhang gekritzelt, offensichtlich mit Lippenstift. In einem hässlichen Orange.

Arme kleine Maus. Ertrunken in einem Tränenteich.

21. KAPITEL

Mittwoch, 9. März 2005 2:00 Uhr

Das Klingeln des Telefons riss Stacy aus dem Schlaf. Sie öffnete die Augen. *Mord*. Blinzelnd versuchte sie die Benommenheit abzuschütteln. *Jemand ist tot. Ich muss ...*

Es klingelte erneut, sie schnappte sich den Hörer.

»Killian.«

»Ich habe eine Frage.«

Malone, dachte sie, während sich der Nebel in ihrem Kopf lichtete. Kein Mord. New Orleans, nicht Dallas. Sie warf einen Blick auf die Uhr auf dem Nachttisch.

2:05 Uhr.

Nachts.

»Ich hoffe für Sie, dass es eine wichtige ist.«

»Gibt es bei ›Alice im Wunderland‹ eine Maus, die ertrinkt? In einem Teich aus Tränen?«

Stacy setzte sich auf, augenblicklich hellwach. Sie erinnerte sich sofort an die Tintenfederzeichnung auf der Postkarte, die Leo erhalten hatte, mit dem Tier in einem See, der aus Blut zu sein schien.

Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht. »Warum?«

»Ich hab einen Mordfall hier. Der Killer hinterließ uns eine Nachricht: Arme kleine Maus, ertrunken in einem ...«

»Tränenteich«, beendete sie den Satz für ihn.

»Kommt das in der Geschichte vor?«

»Nicht direkt«, sagte sie und sah wieder auf die Uhr, rechnete sich aus, wie lange es dauern würde, sich anzuziehen und zu Leo zu fahren. »Aber ja.«

»Nicht direkt«, wiederholte er. »Was soll das heißen?«

»Dass es dicht genug dran ist, um eine Verbindung herzustellen. Lesen Sie die Anmerkungen von Cliff, dann werden Sie das verstehen.«

»Sie wissen was, Killian. Sagen Sie es mir.«

Großartig, jetzt wurde er scharfsinnig. »Es ist mitten in der Nacht, Malone. Macht es Ihnen was aus, wenn ich jetzt wieder meinen Schönheitsschlaf aufnehme?«

»Ich werde mit Ihrem Boss reden.«

»Das ist ein freies Land. Ich unterhalte mich mit Ihnen, wenn die Sonne aufgegangen ist.« Sie legte auf, bevor er eine Diskussion anfangen konnte, dann wählte sie Leos Büronummer. Der Mann hatte behauptet, nie zu schlafen. Das würde sie jetzt mal testen.

Er nahm beim zweiten Klingeln ab.

»Es ist was passiert«, sagte sie. »Ich mach mich auf den Weg zu Ihnen.«

»Sie kommen zu mir? Jetzt?«

»Keine Zeit für Erklärungen. Ich will schneller sein als Malone und sein Partner.«

»Detective Malone?«

»Vertrauen Sie mir, ja?« Sie kletterte aus dem Bett und lief ins Bad. »Und machen Sie schon mal einen Kaffee.«

22. KAPITEL

Mittwoch, 9. März 2005 2:55 Uhr

Eine halbe Stunde später hielt Stacy bereits vor Leos Haus am anderen Ende der Stadt. Sie hatte sich ein Paar Jeans angezogen und ein dünnes Sweatshirt und sich lediglich noch die Zeit genommen, um sich die Haare in einem eiligen Pferdeschwanz zusammenzubinden.

Das Haus war bis auf die Gaslaternen auf der Veranda dunkel. Leo saß auf der obersten Stufe der Treppe und wartete auf sie.

Als sie ankam, stand er auf. »Es gab einen weiteren Mord«, sagte sie ohne Einleitung. »Es scheint was mit ›Alice im Wunderland‹ zu tun zu haben. Und mit einer der Karten, die Sie bekommen haben.«

Er wurde blass. »Mit welcher?«

Sie erzählte ihm kurz von Spencers Anruf und berichtete alles, was sie erfahren hatte. »Ich denke, er wird hier auftauchen. Vielleicht sollten wir uns vorher unterhalten.«

Er nickte. »Gehen wir rein.«

Leo führte sie in die Küche. Wie sie es sich gewünscht hatte, wartete bereits ein Kaffee auf sie.

»Was soll das heißen?« fragte er, nachdem sie einen Schluck getrunken hatte.

»Es könnte einen Zusammenhang zwischen diesem Mord und Ihnen geben.«

»Das Spiel. White Rabbit.«

»Ich sagte, es *könnte*. Sie müssen der Polizei die Karten zeigen.«

»Haben Sie Malone erzählt, dass ...«

»Sie die Karten bekommen haben? Nein. Ich dachte, das sollten Sie tun.«

»Wann werden sie herkommen?«

»Ich schätze, in ein paar Minuten. Aber sie warten vielleicht auch bis morgen früh. Das kommt darauf an, was sie noch haben und für wie dringend sie es halten.«

Wie auf ein Zeichen klingelte es an der Tür. Leo sah Stacy an, sie machte ihm ein Zeichen, dass er öffnen solle und sie hier in der Küche warten würde.

Kurz darauf kam er mit den beiden Kripobeamten zurück.

»Dachte ich mir, dass Sie hier sind«, sagte Spencer, als er sie entdeckte.

Sie lächelte müde. »Dito.«

»Kaffee?« fragte Leo.

Beide Männer lehnten ab, obwohl Tony etwas zögerte.

»Offensichtlich hat Ms. Killian Sie bereits ins Bild gesetzt«, begann Spencer.

»Ja.« Leo sah zu Stacy, dann blickte er Spencer wieder an. »Aber bevor wir weiterreden, muss ich Ihnen etwas sagen.«

»Was für eine Überraschung«, bemerkte Spencer.

Stacy ignorierte seinen Sarkasmus. Leo fuhr fort. »Im vergangenen Monat habe ich drei Postkarten von jemandem erhalten, der sich White Rabbit nennt. Auf der einen ist ein Bild von einer Maus, die in einem Teich aus Tränen ertrinkt. Die Karte ist mit ›White Rabbit‹ unterschrieben.«

Spencer runzelte die Stirn. »Von dem Spiel?«

»Ja.« Leo erklärte kurz, welche Rolle White Rabbit in seinem Spiel hatte und dass er befürchtete, jemand habe nun begonnen, die Szenerie in die Realität umzusetzen. »Ich habe eine Menge verrückte Briefe über die Jahre erhalten«, endete er, »aber die hier ... irgendwas daran hat mich beunruhigt.«

»Deshalb hat er mich angeheuert«, fiel Stacy ein. »Um herauszufinden, von wem sie sind. Und ob diese Person gefährlich ist.«

»Ich würde die Karten gern sehen.«

»Ich hole sie.«

»Ich komme mit«, sagte Tony und folgte ihm.

Stacy sah den beiden nach und wandte sich dann an Malone.

»Was ist?«

»Sind Sie ins Privatschnüffler-Geschäft übergewechselt?«

»Nur ein Freundschaftsdienst.«

»Für Noble?«

»Für Cassie. Und Beth.«

»Sie glauben, die Karten stammen von ihrem Mörder.«

Das war keine Frage. Sie antwortete ihm trotzdem. »Könnte sein.«

»Oder auch nicht.«

Leo und Tony kehrten zurück. Tony reichte Spencer die Karten und wechselte dabei einen bedeutungsvollen Blick mit ihm. Spencer sah sich die drei Karten genau an. Dann wandte er sich an Leo. »Warum haben Sie uns deshalb nicht angerufen?«

»Um Ihnen was zu sagen? Ich bin nicht offen bedroht worden. Niemand war tot.«

»Jetzt schon«, entgegnete Spencer. »Ertrunken in einem Tränenteich.« Er zog ein Foto aus der Tasche und reichte es Leo.

»Ihr Name war Rosie Allen. Kennen Sie sie?«

Leo starrte auf das Bild, schüttelte den Kopf und gab es ihm zurück.

»Was ist denn los?«

Alle drehten sich um. Kay stand an der Tür und sah frischer aus, als man es um diese Uhrzeit erwarten sollte. »Es hat einen Mord gegeben«, erklärte ihr Leo. »Eine Frau namens Rosie Allen.«

Kay runzelte die Stirn. »Verstehe ich nicht. Was hat diese Rosie mit uns zu tun?«

»Sie wurde auf eine Art umgebracht, die an die Postkarte erinnert, die Ihr Exmann erhalten hat«, sagte Spencer.

»Die Maus in einem Teich aus Tränen«, erklärte Leo.

Spencer hielt ihr das Foto entgegen. »Haben Sie diese Frau schon mal gesehen?«

Kay starrte auf das Foto und wurde kreidebleich. »Das ist die Schneiderin«, flüsterte sie.

»Sie kennen Sie?«

»Nein ... ja.« Sie schlug sich die Hand vor den Mund. Stacy bemerkte, dass ihre Finger zitterten. »Sie hat ein paar ... Änderungen und ... Ausbesserungen für uns gemacht.«

Spencer und Tony sahen sich an. Stacy wusste, was der Blick zu bedeuten hatte: Das war kein Zufall. Es bestand ein Zusammenhang.

Leo ging zum Küchentisch, zog einen Stuhl heran und ließ sich darauf sinken. »Was wir befürchtet haben, Kay. Jetzt ist es wahr geworden. Jemand hat das Spiel in die Realität umgesetzt.«

Die Kriminalbeamten gingen nicht darauf ein. »Wann haben Sie Rosie Allen zum letzten Mal gesehen?«

Kay sah Spencer verständnislos an. Er wiederholte die Frage. Bevor sie antwortete, ging sie ebenfalls zum Tisch und setzte sich. »Gerade erst gestern. Ein Kostüm von mir musste geändert werden.«

»Und Sie waren bei der Anprobe?«

»Ja.«

»Aber Sie kannten ihren Namen nicht?«

»Mrs. Maitlin ... sie kümmert sich um solche Dinge.«

Tony runzelte die Stirn. »Solche Dinge.«

»Um die Anbieter. Termine vereinbaren. Für den Service bezahlen.«

»Ich muss mit ihr reden. Und mit den anderen Haushaltsmitgliedern.«

»Natürlich. Die Angestellten kommen um acht. Ist das früh genug?«

Beide Detectives checkten ihre Uhr und nickten dann. Da Stacy die Prozedur kannte, wusste sie, wie sie kalkultierten. Es war jetzt halb sechs. Sie würden kurz zum Duschen nach Hause fahren, sich dann zu einem kleinen Imbiss treffen. Der würde gerade so lange dauern, dass sie rechtzeitig zurück waren, wenn die Angestellten eintrafen.

Nachdem sie Leo gesagt hatte, dass sie ihn später anrufen würde, folgte Stacy den beiden Polizisten nach draußen. Tony war schon weg, aber sie erwischte Malone noch, bevor er seinen Wagen aufgeschlossen hatte.

»Spencer!« rief sie.

Er drehte sich zu ihr um. »Der Mord heute Nacht, gab es da irgendwelche Ähnlichkeiten mit Cassies Fall?« fragte sie, als sie ihn erreicht hatte.

»Nichts, was mir aufgefallen wäre.«

Sie musste ihre Enttäuschung unterdrücken. »Sie würden es mir sagen, wenn es so wäre, oder?«

»Sie werden die Erste sein, die erfährt, wenn jemand verhaftet wurde.«

»Nette Ausrede.«

»Verdammt anständig, wenn Sie mich fragen. Denken Sie bloß nicht, ich wäre Ihnen mehr schuldig.«

»Ich will einen Deal mit Ihnen machen, Malone. Ich sage Ihnen alles, was ich herausgefunden habe, wenn Sie mich Ihrerseits informieren.«

»Und warum sollte ich das tun, Killian? Ich bin Polizist. Sie nicht.«

»Es wäre klug von Ihnen. Ich arbeite für Noble und könnte Ihnen hilfreich sein.«

»Der Zusammenhang zwischen Noble und Cassie ist äußerst vage. Wenn Sie das nicht einsehen ...«

»Glauben Sie mir, das tue ich. Aber es ist die einzige Verbindung, die ich habe, also verfolge ich sie weiter.« Sie streckte die rechte Hand aus. »Sind wir im Geschäft?«

Er blickte einen Moment auf ihre Finger, dann schüttelte er den Kopf. »Netter Versuch. Aber bei der NOPD macht man solche Deals nicht.«

»Selber schuld.«

Er stieg in seinen Wagen und fuhr los. Sicher würde er es sich noch anders überlegen. Er war zwar arrogant, aber nicht dumm.

23. KAPITEL

Mittwoch, 9. März 2005 10:40 Uhr

»Ihr beide habt heute aber ziemlich lange gebraucht, um hier zu erscheinen«, schimpfte Captain O'Shay, während sie sich gleichzeitig ein Taschentuch aus der Packung auf ihrem Schreibtisch zupfte.

»Ging nicht anders, Captain«, sagte Spencer. »Wir haben seit acht Uhr heute Morgen ein halbes Dutzend Bekannte des Opfers befragt.«

»Worum geht's?«

»Eine Frau wurde tot in der Badewanne gefunden. Rosie Allen. Hat eine Änderungsschneiderei in Heimarbeit betrieben. Sieht aus, als wäre sie ertrunken. Der Bericht des Gerichtsmediziners müsste heute Nachmittag da sein.«

»Keine Anzeichen von einem Kampf«, führte Tony weiter aus. »Keine Verletzungen, die von einer Gegenwehr herrühren, die Hände waren sauber. Wir denken, der Täter hat sie mit einer Waffe bedroht, vielleicht mit einer Pistole.«

»Sie hatte sich fürs Bett fertig gemacht«, berichtete Spencer weiter, »war schon im Pyjama und Bademantel. Hat aber trotzdem die Tür geöffnet.«

Die Hauptkommissarin nieste, dann putzte sie sich die Nase.

»Sie kannte die Person an der Tür.«

»Davon gehen wir aus. Aber hier wird die Geschichte interessant. Der Killer hat eine nette kleine Botschaft hinterlassen: Arme kleine Maus, ertrunken in einem Tränenteich.«

»Geschrieben an die Badezimmerwand über der Wanne«, sagte Tony. »Orangefarbener Lippenstift.«

»Und der Lippenstift?« fragte Captain O'Shay.

»Scheußlich, Altweiber-Orange.« Tony verzog das Gesicht.

Captain O'Shay sah ihn gereizt an. »Ich will wissen, wo er ist.«

»Keine Ahnung. Entweder als Trophäe mitgenommen oder um keine Spuren zu hinterlassen.«

»Seid ihr sicher, dass es ihrer war?«

Tony lehnte sich vor. »Positiv, Captain. Alle Bekannten haben bestätigt, dass Orange ihre Farbe war.«

Spencer berichtete weiter, informierte seine Vorgesetzte über Allens Beziehung zu den Nobles und die Karten, die Noble erhalten hatte.

Als er fertig war, starrte sie ihn mit glasigen Augen an. »Du siehst nicht gut aus, Captain«, bemerkte er.

»Verfluchter Heuschnupfen«, erwiderte sie. »Alles ist gerade am Blühen.«

»Ihre Nase inbegriffen.« Tony grinste. »Wenn Sie mir die Bemerkung nicht übel nehmen.«

Sie schnappte sich ein neues Taschentuch aus der Schachtel.

»Überhaupt nicht. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, als Verkehrspolizist zu arbeiten.«

»Ich nehme alles zurück, Captain. Dafür bin ich schon zu alt und zu fett.«

Sie warf ihm ein halbes Lächeln zu. »Dieses Spiel, erzählt mir was darüber.«

»Hast du mal was von Dungeons & Dragons gehört? Hat vor ein paar Jahren in den Medien großes Aufsehen erregt.«

Sie nickte. »Hatte 1985 einen Fall, bei dem zwei Kids von D&D regelrecht abhängig waren. Es handelte sich um ein Pärchen, das sich zusammen das Leben genommen hat. Die Medien haben das genüsslich ausgeschlachtet. Es wurde

angeblich eine Menge darüber ›recherchiert‹, wie die Spiele Jugendliche zu Mord und Selbstmord treiben. Hat sich dann aber alles nur als falsch rausgestellt. Das Mädchen war klinisch depressiv, und die Eltern hatten von ihr verlangt, die Beziehung zu dem Jungen abubrechen.«

Typisch Presse. »Das Spiel ist aggressiver als D&D. Von dem, was ich bisher weiß, das brutalste von allen. Basiert auf dem Buch ›Alice im Wunderland‹.«

Sie murmelte etwas davon, dass nichts mehr heilig sei, während sie sich wieder die Nase putzte.

»Inhalt des Spiels ist, zu töten oder getötet zu werden. White Rabbit ist der ultimative Mörder.«

»Das ist Nobles Theorie«, fügte Spencer hinzu.

»Um Himmels Willen, kein Wort davon an die Medien.« Captain O'Shay verzog das Gesicht. »Das fehlt uns gerade noch, eine Wiederholung von dem 85er Zirkus.«

»Die Nobles behaupten, den Namen des Opfers nicht zu kennen«, sagte Tony. »Und er hat sie noch nicht mal auf dem Foto erkannt.«

»Die war halt nicht so wichtig«, bemerkte Spencer trocken.

»Die Ex-Mrs. Noble hat sie aber erkannt, sagte aber, dass sie hauptsächlich mit der Haushälterin Mrs. Maitlin zu tun gehabt hätte.«

»Habt ihr mit Mrs. Maitlin gesprochen?«

»Sicher. War nicht sonderlich erleuchtend.« Er überflog seine Notizen. »Fand sie durch eine Anzeige. Die Frau hatte sich bereit erklärt, für Anproben auch ins Haus zu kommen, was sonst nicht üblich ist. Die Haushälterin hat sie als graue Maus beschrieben. Ihre Worte.«

Patti O'Shay runzelte die Stirn. »Interessant.«

»Dachten wir auch«, stimmte Tony zu. »Wir haben im Straftatenregister nachgesehen und Maitlin überprüft. Die anderen Mitglieder des Haushalts ebenso.«

»Sonst noch was?«

»Gute Neuigkeiten. Haben einen Durchbruch im Fall Finch und Wagner. Ein Fingerabdruck vom Tatort.«

»Gautreaux?«

»Bingo. Wir haben auch Haare von ihr auf seinem Jackett gefunden. Und eins, das von ihm sein könnte, auf ihrem T-Shirt. Nicht genug für einen Haftbefehl, immerhin waren sie ja mal zusammen, aber ...«

»Genug, um einen gerichtlich angeordneten DNA-Vergleich vorzunehmen. Wenn das Haar tatsächlich von ihm ist, gehört er uns.« Sie presste sich das Taschentuch gegen die Nase.

»Ruft den Richter an ...«

»Schon passiert. In einer Stunde sollten wir die Erlaubnis haben.«

»Gute Arbeit, Detectives. Haltet mich auf dem Laufenden.«

Ihr Telefon klingelte. Sie griff nach dem Hörer und machte ein Zeichen, dass die Unterredung beendet sei. Die beiden standen auf und gingen zur Tür. Spencer blieb dort stehen, drehte sich zu seiner Tante um und wartete, bis sie zu Ende telefoniert hatte.

Sie legte auf und sah ihn fragend an. Die dunklen Schatten unter ihren Augen beunruhigten ihn. Das sagte er ihr.

Sie lächelte matt. »Keine Sorge. Es ist nicht leicht einzuschlafen, wenn man nicht atmen kann. Das fordert seinen Tribut.«

»Bist du sicher, dass das alles ist?«

»Absolut.« Sie richtete sich gerade auf und machte ein geschäftsmäßiges Gesicht. »Ich habe heute Morgen etwas gehört, das mir nicht gefiel.«

Spencer versteifte sich unmerklich. »Von?«

»Von wem ist hier nicht die richtige Frage. Was ich gehört habe, ist wichtiger.«

»In Ordnung. Was hast du gehört?«

»Dass du die ganze Nacht bei Shannon's gefeiert hast. Eine Nacht vor einer wichtigen Überwachung.«

Er fühlte, wie die Wut in ihm hochstieg und versuchte, sich zu beherrschen. »Ich hatte keinen Dienst.«

»Ja, du hattest keinen Dienst. Aber drei Stunden später schon.« Sie stand auf und stellte sich vor ihn. »Nach meiner Zeitrechnung. Verkatert.«

»Ich hab meinen Job gemacht«, verteidigte er sich.

»Benutze deinen Kopf, Spencer. Denk daran, warum Lieutenant Moran dir so viel Ärger machen konnte.«

Er wollte widersprechen.

Sie lehnte sich zu ihm vor. »Du wirst es nicht versauen, während du unter meinem Kommando stehst. Da werde ich dich eher versetzen. Verstanden?«

Zurück zur DIU. Oder noch schlimmer. Sie hatte die Macht. Zweifellos war sie unter Beobachtung, stand unter Druck.

Sie wollten ihn loswerden. Sie waren der Meinung, er würde nicht lange durchhalten.

Deshalb hatten sie ihm diesen schwierigen Job angeboten. Haben in der Dienststelle ein bisschen manipuliert.

Er richtete sich gerade auf. »Verstanden, Captain. Mach dir keine Gedanken meinetwegen, ich werde vorsichtig sein.«

24. KAPITEL

Donnerstag, 10. März 2005 11:45 Uhr

Bei ihrer ersten Fahrt ins French Quarter hatte Stacy herausgefunden, dass es nahezu unmöglich war, einen Parkplatz an der Straße zu finden. Sie war in dem Gewirr von Einbahnstraßen umhergeirrt, um nach einer halben Stunde aufzugeben und auf einen der unverschämt teuren Parkplätze des Bezirks zu fahren.

Heute versuchte sie nicht einmal, nach einer freien Lücke zu suchen. Sie bog in den ersten Parkplatz ein, an dem sie vorbeikam, nahm ein Ticket und gab dem Wächter die Schlüssel.

New Orleans versetzte sie immer noch ins Staunen. Sie fühlte sich wie eine Fremde in einem fremden Land. Dallas war relativ jung, die Einwohner dort waren stolz, wenn sie ihre Wurzeln bis 1922 zurückverfolgen konnten. Dagegen war New Orleans eine historische Stadt mit einer reichen Tradition, wunderschöner verfallender Architektur und hundert Jahre alten Kakerlaken. Und New Orleans war eine Stadt, die sich an den eigenen Exzessen ergötzte. Üppige Mahlzeiten. Heiseres Lachen. Zu viel Alkohol. Alles vollkommen akzeptabel in der Stadt, deren Motto – Let The Good Times Roll – mehr war als ein Slogan des Tourismusamtes.

Nirgendwo war das offensichtlicher als im French Quarter. Stripteaseclubs und Bars, Restaurant neben Restaurant, Souvenir- und Antiquitätenläden, Musikklubs, Hotels und Wohnhäuser existierten nebeneinander in diesem sechs mal dreizehn Häuserblocks großen Areal, dem historischen Kern von New Orleans.

Dazu gab es in dem Quartier Dutzende von Posterläden und Kunstgalerien. Sie versuchte, die Herkunft der Postkarten herauszufinden. Eine der Karten war zweifellos eine Massenproduktion, die wahrscheinlich allein im Viertel in über hundert Läden verkauft wurde. Bei den anderen beiden, da war sie sicher, handelte es sich um etwas Besonderes.

Stacy stand auf dem Gehweg an der Ecke Decatur und St. Peter Street. Die unterschiedlichsten Typen liefen an ihr vorbei, von Männern in Geschäftsanzügen bis zu einem Transvestiten in Netzstrümpfen und einem roten Lederminirock.

Leo hatte ihr die Karte mitgegeben, auf der das weiße Kaninchen Alice in das Kaninchenloch hinunterführt. Spencer hatte die andere als Beweismittel mitgenommen. Wenn es ihr Fall gewesen wäre, hätte sie beide Karten einkassiert.

Zu ihrem Glück hatte er das nicht getan.

Sie lief die Straße hinunter, bis sie an der Ecke Royal Street einen Posterladen erreichte, der sich »Picture This« nannte. Sie betrat den Laden.

Der Verkäufer, ein junger Typ mit wildem Lockenkopf, stand am Verkaufstresen und telefonierte auf seinem Handy. Als er sie sah, beendete er das Gespräch und kam zu ihr herüber.

»Kann ich Ihnen behilflich sein, suchen Sie was Bestimmtes?«

»Hallo.« Sie lächelte. »Die Karte hier hat ein Freund von mir bekommen, und ich versuche so was in der Art zu finden.«

Er blickte auf die Karte und schüttelte den Kopf. »Das haben wir nicht.«

»Auch nicht etwas Ähnliches?«

»Nein.«

Sie hob die Postkarte noch einmal hoch. »Irgendeine Idee, wo ich danach suchen könnte?«

»Nein. Tut mir Leid.«

In den folgenden sechs Läden wiederholte sich die Szene. Stacy überquerte die Straße, um zur anderen Seite von der Royal zu gelangen und weiter zur Canal Street zu laufen. An der nächsten Ecke gab es einen Posterladen mit dem Namen »Reflections«. Sie ging hinein und bemerkte sofort, dass das Angebot in diesem Geschäft vielseitiger war als in den anderen.

»Kann ich Ihnen weiterhelfen?« fragte ein Mann, der auf der Schwelle zum hinteren Raum stand.

»Ich hoffe.« Stacy schenkte ihm ein gewinnendes Lächeln.

»Ich wollte fragen, ob Sie so etwas führen?« Sie zeigte ihm die Karte.

»Tut mir Leid.«

Sie konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen. »Ich habe befürchtet, dass Sie das sagen.«

»Darf ich mal?« Er betrachtete die Illustration genauer und runzelte dabei die Stirn. »Interessantes Bild. Woher haben Sie das?«

»Einige davon hat mein Freund geschickt bekommen. Ich bin eine große Liebhaberin der Geschichte ›Alice im Wunderland‹ und dachte, ich könnte eine Serie kaufen, wenn sie nicht zu teuer ist.«

Er rieb mit Zeigefinger und Daumen über eine Ecke der Karte. »Davon werden Sie keine Serie finden, fürchte ich.«

»Wie meinen Sie das?«

»Das ist ein Original, kein Druck.« Er hielt die Karte gegen das Licht und kniff die Augen zusammen. »Tinte und Feder. Gutes Papier. Säurefrei. Der Künstler oder die Künstlerin kennt sich aus.«

»Haben Sie eine Ahnung, von welchem Künstler das sein könnte?«

»Vielleicht.«

»Vielleicht?«

»Das Bild habe ich vorher noch nie gesehen, aber der Stil erinnert mich an einen hiesigen Maler und Zeichner. Pogo.«

»Pogo?« wiederholte sie. »Ist das Ihr Ernst?«

Er zuckte die Schultern. »Ich habe ihm den Namen nicht gegeben. Er zeichnet Bilder in der Art. Bedrohlich. Mit Tinte und Feder. Er hatte ein paar Ausstellungen, die Kritiken waren gut. Aber der große Durchbruch blieb aus.«

»Wissen Sie, wo ich ihn finden kann?«

»Tut mir Leid.« Er gab ihr die Karte zurück. »Aber die Direktorin von der Galerie 124 vielleicht. Wenn ich mich recht erinnere, war dort Pogos letzte Ausstellung. An der Ecke Royal und Conti.«

Stacy lächelte und ging zum Ausgang. »Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Hilfe und dass Sie mir Ihre Zeit geopfert haben. Ich weiß es wirklich zu schätzen.«

»Die werden Sie bestimmt einiges kosten«, rief er hinter ihr her, bevor sie draußen war. »Ich könnte Ihnen etwas Ähnliches zeigen.«

»Vielen Dank«, sagte sie über die Schulter hinweg. »Aber ich habe mich jetzt schon so auf die hier versteift.«

Als sie die Galerie 124 betrat, klingelte ein Glöckchen über der Tür. Die viel zu kalte Luft der Klimaanlage umfing sie.

Gleich darauf musste sie feststellen, dass sie nicht so schlau war, wie sie immer gedacht hatte.

Malone war schneller gewesen.

Er stand im hinteren Teil der Galerie und wartete darauf, mit der Galeristin zu sprechen, eine Frau in einem gefährlich kurzen Rock und einer Zigeunerbluse in leuchtenden Farben. Ihr kurzes, zu einer stacheligen Jungenfrisur geschnittenes Haar war weißblond gefärbt.

Sehr hip, ging Stacy durch den Kopf. Sie hatte im Laufe der Jahre Dutzende solcher Frauen bei den Ausstellungseröffnungen von Jane gesehen.

Malone sah zu ihr herüber. Sie sahen sich in die Augen. Und er lächelte.

Oder besser gesagt, er grinste.

Angeber.

»Tja, es passieren doch immer wieder Wunder«, sagte sie. »Detective Spencer Malone in einer Kunstgalerie. Das passt gar nicht zu Ihnen.«

»Tatsächlich? Ich bin ein großer Kunstfreund. Mir gehören sogar selbst ein paar gute Stücke.«

»Auf schwarzem Samt?«

Er lachte. »Ich habe von einem Künstler gehört, von dem ich dachte, dass er mich interessieren könnte. Ein Typ namens Pogo.«

Sie blickte zu der jungen Frau mit dem stacheligen Haar und wieder zu ihm. »Wieso waren Sie hier schneller?«

»Bessere Ermittlungstechnik.«

»Blödsinn. Sie haben geschummelt.«

Bevor er darauf etwas erwidern konnte, verabschiedete sich die Galeristin gerade von ihrem Kunden und kam kühl lächelnd auf sie zu.

»Guten Tag. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Spencer zeigte ihr seinen Ausweis. »Detective Malone, NOPD. Ich möchte Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Sie sah überrascht aus, dann wurde sie nervös. Stacy mischte sich ein, bevor die Frau eine Antwort geben konnte. »Ich bin ein bisschen in Eile. Soll ich später noch einmal wiederkommen?«

»Verzeihung. Sie gehören nicht zusammen? Ich dachte ...«

»Das ist schon in Ordnung.« Stacy wandte sich mit einem entschuldigenden Lächeln an Spencer. »Würde es Ihnen was ausmachen? Ich habe gerade Mittagspause.«

Er zog offensichtlich amüsiert eine Augenbraue hoch. »Aber bitte doch. Lassen Sie sich Zeit.«

»Danke, Detective. Sie sind zu freundlich.« Dann sah sie die Galeristin an. »Ich hörte, Sie vertreten einen Künstler namens Pogo.«

»Pogo? Das ist schon über ein Jahr her.«

»O je. Ist das enttäuschend. Ich bin nämlich total verrückt nach einem seiner Bilder.«

Die Augen der Frau leuchteten interessiert auf, zweifellos rechnete sie sich aus, dass sie doch noch ein Geschäft machen könnte. »Meinen Sie einen seiner Drucke?«

»Eine Zeichnung. Feder und Tinte. Das Bild ist von ›Alice im Wunderland‹ inspiriert. Ziemlich bedrohlich. Sehr eindrucksvoll. Ich hab eins gesehen und mich sofort in die Zeichnung verliebt.«

»Das klingt wirklich sehr nach Pogos Arbeit. Als er noch produziert hat.«

»Als er noch produziert hat?«

»Pogo ist selbst sein größter Feind. Talentierte, aber unzuverlässig.«

»Kennen Sie seine Alice-Serie?«

»Nein, die muss neu sein.« Sie zögerte, als würde sie ihre Möglichkeiten abwägen. »Ich könnte ihn vielleicht anrufen. Und ihn bitten, seine Mappe vorbeizubringen.«

»Dann ist er von hier?«

»Ja. Er wohnt hier im Viertel. Barracks Street, in der Nähe Dauphine. Wenn ich ihn erreiche, könnte er in zehn Minuten hier sein.«

Stacy sah auf ihre Uhr und tat, als wenn sie hin- und hergerissen wäre.

»Er wohnt wirklich gleich in der Nähe«, fügte die Frau schnell dazu.

»Ich weiß nicht so recht. Ich wollte etwas, das auch eine gute Investition wäre ... aber wenn er nicht zuverlässig ist ...« Die Frau wollte gerade ansetzen etwas zu sagen, zweifellos zu versichern, dass ihre Bemerkung von vorhin nicht ganz zutraf, da schüttelte Stacy den Kopf. »Ich werde darüber nachdenken.«

Stacy bedankte sich und schwebte an Spencer vorbei, während sie ihm zuwinkte. »Danke, Detective.«

Sie verließ die Galerie und wartete ein paar Schritte entfernt. Genau zweieinhalb Minuten später erschien Spencer an der Tür.

Er kam zu ihr. »Killian, die Hinterlistige. Brillante Vorstellung.«

»Danke. War sie sauer, als Sie nach Pogo gefragt haben?«

»Höchstens etwas verwirrt. Ich habe seine Adresse von ihr bekommen, aber die behalte ich mal für mich. Ich würde gern sehen, wie Sie nun weitermachen. Dann mal los.«

Sie lachte. »Sie haben mich überrascht, Detective. Und das will wirklich was heißen.«

»Das nehme ich als Kompliment. Führen Sie Ihren Job fort, Killian.«

»Kennen Sie die Gegend?«

Er nickte, und sie liefen zusammen los. Nach einem Häuserblock warf sie ihm einen Seitenblick zu. »Also wie kommt es, dass sie die Galerie 124 so schnell gefunden haben?«

»Meine Schwester Shauna hat Kunst studiert. Ich hab ihr die Karte gezeigt. Sie kannte den Künstler nicht, schickte mich aber zu Bill Tokar, dem Boss vom New Orleans Art Council. Er schlug vor, die Galerie 124 aufzusuchen.«

»Und der Rest ist bekannt.«

»Ist das widerwillig gezollter Respekt, den ich da in Ihrer Stimme höre?«

»Auf keinen Fall.« Sie lächelte. »Haben Sie noch mehr Geschwister außer Shauna?«

»Ja, noch fünf.«

Sie blieb stehen. Sah ihn an. »Sie haben sechs Geschwister?«

Er lachte über ihren ungläubigen Ausruf. »Ich bin aus einer guten irisch-katholischen Familie.«

»Und der Herr sagt, seiet fruchtbar und mehret euch.«

»Und der Papst auch. Und meine Mutter nimmt die Anweisungen des Papstes sehr ernst.« Sie gingen langsam weiter. »Was ist mit Ihnen?« wollte er wissen.

»Nur ich und Jane. Wie ist das so? Wenn man zu einer dermaßen großen Familie gehört?«

»Verrückt. Manchmal ganz schön nervig. Laut auf jeden Fall.« Er schwieg einen Moment nachdenklich. »Aber immer fantastisch.«

Sein liebevoller Tonfall bewirkte, dass sie sich plötzlich nach ihrer Schwester sehnte. Dass sie ihre Nichte im Arm halten wollte.

Sie erreichten die Kreuzung. Die Gegend war heruntergekommen, eine Mischung aus Einzelhandelsgeschäften und Wohneinheiten. Die Gebäude aus dem achtzehnten Jahrhundert standen dicht an dicht in unterschiedlichen Stadien des Verfalls. Alles ein Teil des Charmes, der das Viertel ausmachte.

»Okay.« Sie warf ihm einen amüsierten Blick zu. »Ich wette mit Ihnen um eine Tasse Kaffee, dass ich Mr. Pogos Wohnung in zehn Minuten habe.«

»Das ist zu einfach, Killian. Machen wir fünf Minuten draus, und ich biete mit.«

Sie nahm die Wette an und überblickte die Straße. Kleiner Lebensmittelladen mit Imbissstheke. Eine Spelunke. Ein Souvenirladen.

Sie zeigte auf den Lebensmittelladen. »Sie warten hier. Wir wollen doch die Spießer nicht erschrecken.«

»Sehr komisch.« Grinsend blickte er auf seine Uhr. »Die Zeit läuft.«

Stacy ging zum Lebensmittelladen hinüber, trat ein und blieb an der Tür stehen. Es schien ein Familienunternehmen zu sein. Ein Mann um die sechzig stand hinter dem Tresen, eine Frau ungefähr im gleichen Alter an der Kasse. *An wen sollte sie sich wenden?* Im Bewusstsein, dass die Zeit verstrich, entschied sie sich für die Frau.

Sie ging zur Kasse hinüber. »Hallo«, sagte sie in einem Tonfall, der, wie sie hoffte, die richtige Mischung von Aufrichtigkeit und Freundlichkeit aufwies. »Ich hoffe, Sie können mir helfen.«

Die Frau erwiderte ihr Lächeln. »Ich werd's versuchen.« Sie hatte die raue Stimme einer starken Raucherin.

»Ich suche einen Künstler, der hier wohnt. Pogo.«

Der Gesichtsausdruck der Frau veränderte sich und zeigte, dass die beiden nicht gerade die besten Freunde waren.

Sie hielt ihr die Karte hin. »Ich habe letztes Jahr dieses Bild von ihm gekauft und wollte jetzt noch mehr haben. Ich habe versucht, ihn telefonisch zu erreichen, aber das Telefon scheint nicht zu funktionieren.«

»Wahrscheinlich abgestellt.«

»Was ist denn, Edith?«

»Die junge Dame sucht nach Pogo. Sie will was von ihm kaufen.«

»Zahlen Sie in bar?« wollte er wissen.

»Sicher«, erwiderte sie. »Wenn ich ihn denn jemals finden sollte.«

Der Mann nickte seiner Frau zu, sie schrieb die Adresse auf die Rückseite eines Kassenbons. »Nebenan«, sagte sie. »Im dritten Stock.«

Stacy bedankte sich bei den beiden und ging zu Spencer hinaus. Er sah auf die Uhr. »Viereinhalb Minuten. Haben Sie die Adresse?«

Sie hielt das Stück Papier hoch.

Er verglich die Adresse mit der, die er von der Galeristin erhalten hatte, und nickte. »Ich hätte mir die Kneipe ausgesucht. Unzuverlässig sein und trinken gehören zusammen.«

»Ja. Aber jeder muss essen. Außerdem, Barkeeper tendieren dazu, misstrauisch zu sein und sind weniger entgegenkommend. Liegt in der Natur des Jobs.«

»Der Kaffee geht auf mich. Warten Sie hier. Ich überprüfe den Jungen.«

»Wie bitte? Das glaube ich nicht.«

»Das ist Aufgabe der Polizei, Stacy. Es hat Spaß gemacht, aber ...«

»Aber gar nichts. Sie gehen da nicht ohne mich rein.«

»Doch, das werde ich.«

Er ging auf das besagte Haus zu. Sie lief ihm nach und hielt ihn am Arm zurück. »Das ist Blödsinn, und das wissen Sie genau.«

Er legte den Kopf schief. »Vielleicht. Aber meine Chefin würde mich umbringen, wenn ich einen Verdächtigen in Gegenwart einer Zivilistin befrage.«

»Sie werden ihn vertreiben. Ich würde meine Rolle weiterspielen und so tun, als wollte ich Bilder von ihm kaufen. Er wird mit mir reden.«

»In dem Moment, wo er die Karte sieht, weiß er, dass das Spiel aus ist. Ich werde nicht zulassen, dass Sie sich in Gefahr bringen.«

»Sie gehen davon aus, dass er Dreck am Stecken hat. Vielleicht wurde er nur beauftragt, die Zeichnungen herzustellen, und hat keine Ahnung, wofür.«

»Vergessen Sie's, Killian. Haben Sie keine Vorlesung oder so was?«

»Sie sind der nervigste, dickköpfigste Typ, den ich jemals ...«

Stacy verstummte, als sie eine Bewegung vor dem Lebensmittelladen sah.

Sie erkannte den älteren Mann aus dem Laden wieder. Er stand da mit einem langhaarigen, bärtigen Mann auf der Straße und zeigte in ihre Richtung.

Nein. Nicht in ihre Richtung. Er zeigte auf sie.

Pogo.

Der Mann sah von ihr zu Spencer. Sie wusste sofort, wann ihm klar wurde, dass sie Gesetzesvertreter waren. »Spencer, schnell ...«

Zu spät, der Künstler rannte in die entgegengesetzte Richtung davon. Spencer fluchte und begann, ihn zu verfolgen, Stacy auf seinen Fersen.

Pogo kannte die Gegend gut. Er flitzte in Seitenstraßen und verschwand in kleinen Gassen. Und er war schnell. Innerhalb von Minuten hatte Stacy beide Männer aus den Augen verloren.

Sie blieb schnaufend stehen. Ihre Kondition war nicht mehr die beste, stellte sie fest, beugte sich nach vorn und stützte die Hände auf die Knie. Verdammt. Sie musste wieder trainieren.

Als sie schließlich normal Luft holen konnte, ging sie zum Lebensmittelladen zurück. Sie registrierte, dass Spencer irgendwann während der Jagd Verstärkung gerufen haben musste. Zwei Streifenwagen standen vor dem Wohnhaus des

Künstlers. Einer der Polizisten befragte den Lebensmittelhändler und seine Frau. Die anderen waren nirgends zu sehen.

Zweifellos ausgeschwärmt, um die Gegend nach Pogo abzusuchen, Nachbarn des Künstlers zu befragen.

Sie versteckte sich hinter einem Postkartenständer vor dem Souvenirladen. Sie wollte nicht, dass der Lebensmittelhändler sie sah und ihr einen Cop auf den Hals hetzte. Spencer wäre sicher nicht sehr erfreut darüber, wenn sie im Bericht eines Kollegen auftauchte.

Tony kam angefahren, parkte seinen Wagen vor einer Feuerwehorausfahrt und stieg aus. Sie überlegte kurz, ob sie ihn rufen sollte, entschied sich aber dagegen. Sie würde Malone das Feld überlassen.

Spencer kehrte zurück. Er schwitzte. Und sah ziemlich sauer aus.

Pogo war entkommen.

Verdammt.

Er wechselte ein paar Worte mit Tony, dann sah er sich suchend um. Stacy trat hinter dem Kartenständer vor. Als er sie sah, machte sie ihm ein Zeichen, er solle sie anrufen, dann drehte sie sich um und verschwand.

25. KAPITEL

Donnerstag, 10. März 2005 14:00 Uhr

Sie mussten nicht lange warten: sie hatten innerhalb einer Stunde einen Durchsuchungsbefehl. Spencer zeigte ihn dem Hausbesitzer, den sie herbeizitiert hatten und der ihnen daraufhin die Wohnungstür des Künstlers öffnete. »Vielen Dank«, sagte Spencer zu ihm. »Sie bleiben in der Nähe, ja?«

»Sicher.« Der Mann trat von einem Fuß auf den anderen.

»Was hat Walter sich denn eingebrockt?«

»Walter?«

»Walter Pogolapoulos. Alle nennen ihn Pogo.«

Merkwürdig. Aber zumindest nachvollziehbar.

»Also was hat er angestellt?«

»Tut mir Leid, wir können nicht über laufende Ermittlungen sprechen.«

»Natürlich. Ich verstehe.« Er nickte heftig. »Ich bin hier, wenn Sie etwas benötigen.«

Sie betraten die Wohnung, Tony grinste ihn an. »Laufende Ermittlungen, in der Tat. Der Typ hat sich beinahe in die Hose gemacht, als er das hörte.«

»Jeder braucht ein Hobby.«

»Gute Arbeit, übrigens«, bemerkte Tony.

»Hast du's nicht mitgekriegt? Er ist entwischt.«

»Der kommt zurück. War das Killian, die ich unten gesehen habe?«

»Ich will diesen Namen nicht mehr hören.«

Tony beugte sich zu ihm. »Killian«, flüsterte er dreimal und lachte.

Pogos Apartment war typisch für die Altbauten in New Orleans. Fast fünf Meter hohe Decken, Fenster mit den originalen Glasscheiben, Holzornamente, die man in Neubauten nicht mehr fand. Abbröckelnde Gipswände und Decken. Abblätternde Farbe, wahrscheinlich total mit Blei verseucht. Badezimmer- und Kücheninstallationen aus den fünfziger Jahren. Der muffige Geruch nach feuchten Wänden, das Geräusch von herumflitzenden Kakerlaken dahinter.

In Pogos Wohnzimmer roch es nach Terpentin. Zeichnungen und Malereien in jedem Stadium der Fertigstellung waren an die Wand gepinnt oder geklebt, lagen auf den Tischen und lehnten an den Wänden. In der ganzen Wohnung war Künstlermaterial verstreut. Pinsel und Farbe, Bleistifte, Federn, Pastellkreiden. Und irgendwelche Werkzeuge, von denen Spencer nicht mal wusste, wie sie hießen.

Interessant, dachte er, während er sich noch einmal im Raum umsah. Keine Familienfotos oder irgendwelcher Schnickschnack, keine Anzeichen von einem Leben, das nichts mit ihm oder seiner Kunst zu tun hatte.

Musste verdammt einsam sein, dieser Typ.

»Sieh mal, hier drüben, Hübscher«, rief Tony.

Er ging zu seinem Partner hinüber, der an einem Zeichentisch in der Ecke stand. Er folgte seinem Blick. Ein halbes Dutzend »Alice« -Todesszenen in verschiedenen Phasen der Fertigstellung lagen dort ausgebreitet. Das am weitesten ausgeführte Bild zeigte die beiden Spielkarten Pik Fünf und Pik Sieben, in zwei Hälften geteilt. Auf einem anderen erkannte er den Märzhasen über einem Tisch liegend, das Blut tropfte aus seinem Kopf und hinterließ eine Lache auf dem Tisch.

Spencer und Tony wechselten einen Blick. »Ach du Scheiße.«

»Sieht aus, als hätten wir den Jackpot erwischt, mein Lieber.«

Spencer wickelte sich ein Taschentuch um den Finger, um keine Spuren zu verwischen, und blätterte die verschiedenen Zeichnungen durch. Die Herz-Königin von einer Gabel durchbohrt. Der Kopf der Grinsekatze, blutig über ihrem Körper schwebend. Und schließlich Alice, aufgehängt, das Gesicht geschwollen und verzerrt. Zuunterst ein paar Skizzen zu den Karten, die Leo erhalten hatte.

»Wenn das nicht unser Mann ist«, bemerkte Tony, »dann weiß ich auch nicht.«

Und er hätte ihn schnappen müssen. Er hatte es verpatzt.

»Ich will alles über Walter Pogolapoulos wissen, so schnell wie möglich.« Spencer winkte einem uniformierten Polizisten.

»Rufen Sie den Spurendienst an. Ich möchte eine vollständige Durchsuchung des Apartments. Zugang zu den Bankdaten des Mannes und den Telefongesprächen. Handy ebenfalls. Ich will wissen, mit wem er gesprochen hat. Die Nachbarschaft muss überprüft werden. Wir müssen wissen, mit wem er befreundet ist und wo er herumhängt.«

»Willst du eine Fahndung durchgeben?« fragte Tony.

»Darauf kannst du wetten. Mr. Pogo wird mir nicht noch einmal durch die Lappen gehen.«

26. KAPITEL

Donnerstag, 10. März 2005 17:40 Uhr

Stacy parkte vor ihrem Haus. Sie war vom French Quarter zur Universität gerast und hatte es geschafft, zu ihrer Vorlesung zu gehen, wenn auch verspätet und unvorbereitet. Der Professor war über ihr Zuspätkommen verärgert gewesen. Er hatte sie vor allen Kommilitonen zurechtgewiesen und später im Büro noch einmal. Er erwartete mehr von seinen Studenten, erklärte er. Sie solle sich besser zusammenreißen.

Sie hatte gar nicht erst versucht, sich rauszureden, weder Cassies Tod noch die Tatsache, dass sie ihre Freundin gefunden hatte, angesprochen. Tatsache war, dass sie *selbst* mehr von sich erwartete.

Stacy stellte den Motor ab und stieg aus. Jetzt bemerkte sie, wie ausgelaugt sie geistig und emotional war. Vielleicht sollte sie das Ganze sein lassen. Leo sagen, sie hätte genug; die Polizei war inzwischen in die Sache eingeschaltet. Malone hatte sich als fähiger herausgestellt als vermutet.

Eine Bewegung auf der Veranda weckte ihr Interesse. Alice Noble saß auf ihrer Treppe.

Seltsam, sehr seltsam.

»Hallo, Alice.«

Das Mädchen erhob sich, die Arme wie zum Schutz um ihren Körper geschlungen. »Hallo.«

Stacy erreichte den Treppenabsatz. Sie lächelte dem jungen Mädchen zu. »Was gibt's?«

»Ich habe auf Sie gewartet.«

»Das sehe ich. Ich hoffe, du musstest nicht zu lange hier sitzen.«

»Zwei Stunden.« Sie hob das Kinn. »Nicht so wild.«

»Komm mit hoch. Die Bücher hier sind schwer.« Stacy stieg die drei Stufen zur Veranda hinauf und ließ ihren Rucksack fallen. »Willst du was trinken?«

»Ich will, dass Sie mir die Wahrheit sagen.«

»Die Wahrheit«, wiederholte sie. »Worüber?«

»Sie helfen Dad nicht dabei, sein Buch zu schreiben.«

Stacy wollte nicht lügen. Das erschien ihr nicht richtig. Außerdem war Alice Noble zu alt und zu klug.

»Sie waren gestern Abend im Haus. Ziemlich spät. Mit zwei Typen. Polizisten, schätze ich.«

»Du musst mit deinen Eltern darüber reden. Nicht mit mir.«

Plötzlich wirkte sie besorgt. »Haben Mom und Dad irgendwie Ärger?« Als Stacy nicht antwortete, ballte sie die Hände zu Fäusten. »Warum sagen Sie mir nicht, was los ist?«

Stacy streckte die Hand aus. »Es ist nicht mein Haus, Alice. Du bist nicht meine Tochter. Geh zu deinen Eltern. Bitte.«

»Sie kapieren das nicht! Die sagen mir nichts.« Sie klang auf einmal viel erwachsener – und verbittert. »Ich werde immer noch behandelt wie ein Baby. Als wäre ich sechs und nicht sechzehn. Ich darf Auto fahren, aber wenn es um das richtige Leben geht, dann vertrauen sie mir nicht.«

»Das hat nichts mit Vertrauen zu tun«, sagte Stacy nachsichtig.

»Aber doch.« Sie blickte Stacy direkt in die Augen. »Jemand ist gestorben, oder?«

Stacy blieb ruhig. »Wie kommst du darauf?«

»Das ist der einzige Grund, warum Leute mitten in der Nacht anrufen, oder nicht? Wenn sie schlechte Nachrichten haben, die

nicht warten können.« Alice griff nach Stacys Hand und drückte sie überraschend kräftig. »Wenn das Polizisten waren, was hat das zu bedeuten? Ist jemand umgebracht worden? Gekidnappt? Was hat meine Familie damit zu tun?«

»Alice«, sagte Stacy leise, »hast du gestern Nacht unser Gespräch belauscht?«

»Bitte sagen Sie es mir«, bat Alice leise. »Dad und Mom müssen es ja nicht erfahren.«

Stacy zögerte. Einerseits war Alice ein Teenager, zu alt, um im Ungewissen gelassen zu werden. Und ganz sicher zu intelligent. Sie schien mehr als in der Lage, damit klarzukommen; nach Stacys Meinung sollte sie zu ihrem eigenen Besten eingeweiht werden. Das Monster, das man kennt, ist weniger bedrohlich als das, das man nicht kennt.

Andererseits war Alice nicht ihre Tochter.

»Du bist hierher gefahren?« fragte Stacy.

»Gelaufen.« Sie schnitt eine Grimasse. »Wie gesagt, ich habe mein eigenes Auto, aber ich brauche eine Erlaubnis, um es zu benutzen. Und normalerweise muss ich wer weiß was anstellen, um die zu bekommen.«

»Hör zu, in diesem Fall bin ich mit dir einer Meinung. Aber ich habe nicht das Recht, dir irgendetwas zu erzählen. Ich kann mich nicht gegen die Wünsche deiner Eltern stellen.«

»Wie auch immer.«

Sie drehte sich um und wollte gehen. Stacy hielt sie am Arm zurück. »Warte. Ich fahre dich nach Hause. Wenn dein Dad da ist, werde ich mit ihm sprechen und versuchen, ihn davon zu überzeugen, dass er dich einweiht. In Ordnung?«

»Wenn es was nützt.«

Stacy ließ den Rucksack in der Wohnung und ging mit Alice zum Wagen. Sie fuhren schweigend, das Mädchen kauerte im Sitz, ein Bild des Jammers.

Stacy parkte vor der Villa, Alice wartete nicht auf sie, sondern stürzte ins Haus. Leo stand am Fuß der Treppe und blickte nach oben. Im ersten Stock schlug eine Tür zu.

Er sah Stacy verständnislos an. »Ich dachte, sie wäre in ihrem Zimmer.«

»Sie war bei mir.«

»Bei Ihnen?« Er zog die Augenbrauen hoch. »Verstehe ich nicht.«

»Können wir uns unterhalten?«

»Sicher.«

Er führte sie in sein Büro, schloss die Tür hinter sich und wartete.

»Als ich nach Hause kam, fand ich Alice auf meiner Treppe. Sie meinte, sie hätte dort schon zwei Stunden gegessen.«

»Zwei Stunden? Himmel noch mal, warum ...«

»Sie hat Angst, Leo. Sie weiß, dass etwas passiert ist. Dass ich keine technische Beraterin bin. Deshalb wollte sie, dass ich ihr die Wahrheit sage.«

»Das haben Sie aber nicht getan, oder?«

»Natürlich nicht. Es ist Ihre Tochter, und Sie haben mich darum gebeten, sie nicht einzuweißen.«

»Ich will nicht, dass sie sich ängstigt.«

»Das tut sie bereits. Sie hat Malone und Sciame letzte Nacht hier gesehen. Zumindest hat sie einen Teil von dem mitbekommen, worüber wir gesprochen haben.«

Er wurde blass. »Sie hätte schon längst schlafen müssen. Im Gästehaus.«

»Nun, das war aber nicht der Fall. Sie hat richtigerweise vermutet, dass die beiden von der Polizei sind. Und sie hat sogar den Verdacht, dass es mit einem Mord zu tun hatte.«

»Aber woher?« Sein Gesicht war voller Sorge.

Stacy hob die Schultern. »Sie ist ein schlaues Mädchen und hat zwei und zwei zusammengezählt. Wie sie sagte, rufen Leute nur mitten in der Nacht an, wenn jemand gestorben ist.«

Er musste trotz allem lächeln. »Sie erstaunt mich immer wieder.«

»Sie befürchtet, dass Sie und Kay in Gefahr sind. Sie müssen ihre Tochter beruhigen, Leo. Sie ist sechzehn. Denken Sie mal zurück. Wie waren sie in dem Alter?«

Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. »Sie kennen Alice nicht. Sie ist sehr reizbar. Das sind die hochintelligenten Kinder meist. Sie benötigt mehr Führung als andere in ihrem Alter.«

»Sie sind natürlich ihr Vater. Aber aus meiner Erfahrung heraus ist das Bekannte weit weniger beängstigend als das Unbekannte.«

Er schwieg einen Augenblick, dann nickte er. »Kay und ich werden darüber sprechen.«

»Gut.« Sie sah auf ihre Uhr. »Ich bin geschafft. Wenn Sie nichts dagegen haben, fahre ich jetzt nach Hause.«

»Gehen Sie nur.« An der Tür hielt er sie noch einmal zurück.

»Stacy?«

Sie drehte sich um und sah ihn fragend an.

»Danke.«

Er schien es ernst zu meinen, und sie musste lächeln. Stacy ging aus dem Büro. Als sie durch den Flur lief, bemerkte sie Alice, die oben an der Treppe hockte. Ihre Blicke trafen sich, doch bevor sie Auf Wiedersehen rufen konnte, erschien Kay hinter dem Mädchen.

Offensichtlich hatte die Frau Stacy nicht gesehen. Und so, wie Alice sich schnell abwandte, nahm Stacy an, dass das Mädchen es auch nicht wollte. Stacy zögerte noch kurz, dann verließ sie die Villa.

Hungrig, wie sie war, hielt sie bei Taco Bell und bestellte eine Portion Enchilada. Während sie auf ihr Essen wartete, dachte sie an Spencer und fragte sich, ob er Pogo inzwischen erwischt hatte. Sie überprüfte ihr Handy, um sicherzugehen, dass sie keinen Anruf verpasst hatte.

Stacy parkte vor ihrem Haus, stellte den Motor aus und ging hinein. Sie stellte die Tüte mit dem Essen in der Küche ab und überprüfte den Anrufbeantworter, stellte fest, dass keine Nachricht für sie da war, und ging ins Bad.

Pyjamazeit, beschloss sie. Sie würde eine schöne heiße Dusche nehmen, ihren Schlafanzug anziehen und dann gemütlich vor dem Fernseher essen. Wenn Spencer bis zehn Uhr nicht angerufen hätte, würde sie sich bei ihm melden.

Sie griff hinter den Duschvorhang und stellte das Wasser an. Während es sich aufwärmte, zog sie sich aus. Dampf stieg hinter dem Vorhang auf, sie zog ihn ein Stück zur Seite, um das kalte Wasser anzustellen. Und runzelte die Stirn. Ein Strahl von rosa Wasser mischte sich mit dem klaren und verschwand im Abfluss.

Sie schob den Duschvorhang ganz nach hinten und keuchte auf. Halb überrascht. Halb entsetzt.

Ein Katzenkopf. Er hing an einer Nylonschnur von der Decke über der Badewanne. Eine Tigerkatze, das Maul auf sonderbare Art verzerrt.

Das Tier schien sie anzugrinsen.

Sie wandte sich ab und versuchte, Ruhe zu bewahren. Atmete tief durch. *Lass das nicht an dich ran, Killian. Es ist ein Tatort. So wie Dutzende, Hunderte zuvor, mit denen du zu tun gehabt hast.*

Tu deinen Job.

Sie nahm ihren Morgenmantel vom Haken, zog ihn über, dann holte sie ihre Pistole aus dem Nachttisch. Systematisch begann sie die Wohnung zu durchsuchen, vom Schlafzimmer angefangen.

In der Küche wurde ihr klar, wie der Täter hereingekommen war: Er hatte eine Glasscheibe in der Küchentür zerbrochen und von außen den Riegel aufgeschoben. Es sah aus, als hätte er sich dabei geschnitten, eine große Nachlässigkeit.

Aber gut für die Spurensicherung.

Nichts schien zu fehlen oder durcheinander gebracht worden zu sein. Nirgends fand sich der Körper der Katze. Ganz eindeutig wollte man ihr Angst einjagen.

Stacy ging ins Badezimmer zurück. Sie schluckte hart, bevor sie sich den Kopf näher ansah, die Art, wie er an die Decke gehängt worden war. Nicht übermäßig fantasievoll, aber es hatte einiges an Raffinesse und Geschicklichkeit gefordert. Sie blickte weiter nach oben. Ein Haken war in die Decke geschraubt worden. Daran hing die Angelschnur, die den Katzenkopf hielt.

Stacy verfolgte die Nylonschnüre – es waren zwei –, an jedem Ende befand sich ein Angelhaken. Daran waren die Ohren des Tieres befestigt.

Sie sah zur Wanne hinunter. Eine verschließbare Plastiktüte, wie man sie zum Aufbewahren von Lebensmitteln benutzte, klebte an der Wand direkt unter dem Duschkopf.

Sie sah, dass etwas in dem Beutel lag. Eine Karte. Oder ein Umschlag. Stacy starrte auf die blutige Tüte, ihr Puls hämmerte. Sie bemühte sich, ruhig durchzuatmen. Klar zu denken.

Lass es sein. Ruf Spencer an.

Noch während sie das dachte, lief sie in die Küche. Ging zum Waschbecken und bückte sich nach den Gummihandschuhen, die darunter verstaut waren. Öffnete die Packung und nahm sich ein Paar heraus.

Sie streifte sich die Handschuhe über und ging ins Bad zurück. Vorsichtig löste sie die Tüte von der Wand, zog sie auf und nahm die Karte heraus.

Darauf stand: *Willkommen im Spiel*. Unterschrieben mit White Rabbit.

27. KAPITEL

Donnerstag, 10. März 2005 20:15 Uhr

Spencer raste durch die Metairie Road und bog zum City Park ab. Stacys erster Anruf hatte ihn erreicht, als er und Tony bei Captain O'Shay gewesen waren. Der zweite, als er sich auf dem Weg nach Hause befunden hatte. Er war sofort umgekehrt und Richtung Innenstadt gefahren.

Spencer umklammerte das Steuerrad fester, schlängelte sich durch die Reihen der Fahrzeuge, die nicht schnell genug Platz machten. Stacy hatte nicht viel mehr gesagt als: »Kommen Sie her, so schnell wie möglich.« Doch ihre Stimme hatte angespannt geklungen.

Er erreichte das Doppelhaus, in dem Stacy wohnte. Sie wartete auf der Verandatreppe. Als er näher kam, bemerkte er, dass die Glock auf ihren Knien lag.

Sie blickte zu ihm hoch. »Tut mir Leid, solchen Alarm geschlagen zu haben. Ich erinnere mich noch gut, wie das ist.«

»Kein Problem.« Er musterte sie besorgt. »Geht es Ihnen gut?«

Sie nickte und stand auf. »Kommt Tony?«

»Nein. Ich dachte, ich gebe ihm die Gelegenheit, sein Dinner zu essen. Tony führt sich auf wie ein Grizzly, wenn man sich zwischen ihn und seine nächste Mahlzeit stellt. Was ist passiert?«

Sie ging zur Tür und öffnete sie für ihn. »Sehen Sie es sich selbst an.«

Sie redete wie ein Roboter. Ob sie unter Schock stand oder einfach nur ihre Gefühle unterdrücken wollte, wusste er nicht. Sie führte ihn bis ganz nach hinten zu ihrem Badezimmer.

Er bemerkte den Katzenkopf sofort und blieb ruckartig stehen. Augenblicklich wurde ihm klar, was er da sah.

Die Grinsekatze, der blutige Kopf schwebte über ihrem Körper.

Pogos Skizze zum Leben erweckt.

»Wie ist er reingekommen?« fragte er und bemerkte selbst, dass sein Ton ziemlich schroff klang.

»Die Küchentür. Er hat eine Scheibe eingeschlagen und die Tür entriegelt. Hat sich dabei geschnitten und Blutspuren hinterlassen.«

»Haben Sie etwas angerührt?«

»Nur das hier.« Sie zeigte auf die blutige Plastiktüte und die Karte auf dem Boden. Daneben lagen gelbe Plastikhandschuhe. Als hätte sie seine Gedanken erraten, sagte sie: »Auf die Art hab ich keine Spuren verwischt. Falls Sie sich Sorgen machen, die waren neu.«

»Ich hab mir keine Sorgen gemacht.«

Sie runzelte nachdenklich die Stirn. »Ich wollte das Wasser zum Duschen heißlaufen lassen. Beim Aufdrehen habe ich gar nicht hingesehen, nur hinter den Vorhang gegriffen. Bei der Aktion könnten Spuren gewegewaschen worden sein.«

Er blickte zur Seite, entdeckte die Caprihosen, die sie vorher getragen hatte, den weißen kurzärmeligen Sweater und einen lavendelfarbenen Spitzen-BH.

Schnell wandte er den Blick ab, weil er sich wie ein Spanner vorkam.

»Tut mir Leid«, murmelte sie, ging zu ihren Sachen und hob sie auf. »Daran habe ich nicht gedacht. Ich habe nur einen Bademantel übergezogen und ...«

Sie beendete den Satz nicht. Er schüttelte den Kopf. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Das ist Ihre Wohnung, ich hätte nicht hinsehen sollen.«

Da musste sie lachen, es war ein befreiendes und ansteckendes Lachen. »Sie sind doch Kripobeamter. Mir scheint, Hinsehen gehört zu Ihrem Job.«

Das brach das Eis und löste die Anspannung. Er lachte ebenfalls. »Da haben Sie Recht. Ich werde es in Erinnerung behalten.«

Er streifte sich ein Paar Handschuhe über und hob die Karte auf. Die Nachricht war kurz und beängstigend.

Willkommen im Spiel.

Unterschrieben mit White Rabbit.

Spencer sah sie an. Sie erwiderte seinen Blick ohne mit der Wimper zu zucken. »Ich habe zu viele Fragen gestellt«, sagte sie. »Und bin jemandem dabei auf die Füße getreten. Jetzt spiele ich mit.«

Er hätte ihr gerne widersprochen.

»Die Grinsekatze«, fuhr sie fort. »Eine Figur mit langen Krallen und vielen scharfen Zähnen. In der Geschichte versucht die Königin, sie zu enthaupten, aber sie entwischt ihr.« Sie presste kurz die Lippen zusammen, als müsste sie einen Augenblick um ihre Selbstbeherrschung kämpfen. »Diese hier hatte nicht so viel Glück.«

»Die Katze wird im Laufe der Geschichte immer wieder zwischendurch eingeblendet«, sagte Spencer langsam in Erinnerung an die Anmerkungen von Cliff, die er am Abend vorher gelesen hatte. »Weiterer Anhaltspunkt für eine Welt, in der die Realität verzerrt ist.«

»Bin ich die Katze?« fragte Stacy. »Soll das damit gesagt werden? Dass ich die Katze bin und auf diese Weise sterben soll?«

Spencer runzelte die Stirn. »Sie werden nicht sterben, Stacy.«

»Das können Sie nicht garantieren.« Sie sah ihn beinahe störrisch an. »Sie können es nicht wissen. Das ist die Natur der Bestie.«

Die Bestie.

Jemand mit dem Vorsatz zu töten.

Er ging zur Badewanne, sah sich den Katzenkopf näher an und untersuchte dann schließlich die ganze Wohnung. Er ließ sich Zeit und machte sich Notizen, dann sah er auf die Uhr. Tony sollte sich inzwischen satt gegessen haben. Er musste den Spurendienst rufen. Wenn sie Glück hatten, hatte der Mistkerl einen Fingerabdruck hinterlassen, zusammen mit dem Blut an der zerbrochenen Fensterscheibe.

»Machen Sie ruhig Ihre Anrufe.« Sie lächelte. »Ich lese keine Gedanken, unglücklicherweise. Das ist ja wohl offensichtlich der nächste Schritt bei diesem Vorgang.«

Er klappte sein Handy auf und wählte zuerst Tonys Nummer. Während er mit seinem nicht allzu erfreuten Partner sprach, beobachtete er aus den Augenwinkeln, wie sich Stacy eine Jacke nahm und nach draußen auf die Veranda ging.

Er beendete seine Anrufe und folgte ihr. Stacy machte den Eindruck, als wäre ihr kalt. Er sah zu dem dunklen wolkenlosen Himmel hoch und schätzte, dass die Temperatur auf ungefähr zehn Grad gesunken war. Er zog die Jacke zu und stellte sich neben Stacy.

»Sie sind unterwegs«, sagte er.

»Gut.«

»Wie geht es Ihnen?«

Sie rieb sich die Arme. »Mir ist kalt.«

Das hat wahrscheinlich wenig mit der Temperatur zu tun, dachte er. Am liebsten hätte er sie an sich gezogen und gewärmt.

Aber so weit durfte er nicht gehen. Sie würde es niemals zulassen.

»Wir müssen reden. Schnell. Bevor die anderen ankommen.«

Sie drehte sich um und sah ihn fragend an.

»Pogo ist es«, sagte er. »Wir haben Skizzen für die Karten bei ihm gefunden, die Leo bekommen hat. Und für andere in der Art.«

Ihre Augen blitzten interessiert auf. Er konnte förmlich sehen, wie sie zu analysieren begann, die Fakten verarbeitete, einordnete, ihre Schlüsse zog.

»Erzählen Sie mir von den anderen«, bat sie ihn.

»Der Märzhase. Die beiden Spielkarten, die Pik-Fünf und Pik-Sieben. Die Herz-Königin und Alice. Alle tot. Auf ziemlich grausame Weise erledigt.«

»Und die Grinsekatze? War die auch dabei?«

Er zögerte, dann nickte er. »Enthauptet, der Kopf schwebte über dem Körper.«

Sie schürzte die Lippen. »Wenn der Allen-Mord der erste in einer Serie war, dann geht es den Leuten, die die Karten repräsentieren, auch an den Kragen.«

»Ja.«

»Mir ebenfalls.«

»Das wissen wir nicht, Stacy. Leo hat die ersten Karten erhalten, aber er war nicht das Opfer, auf das der Mörder es abgesehen hatte.«

Sie stimmte ihm zu, obwohl sie nicht ganz überzeugt wirkte. Das Team traf ein. Tony zuerst. Spencer wollte seinem Partner entgegengehen, doch Stacy hielt ihn am Arm zurück.

»Warum haben Sie mir das erzählt?«

»Sie sind jetzt im Spiel, Stacy. Sie müssen es wissen.«

28. KAPITEL

Donnerstag, 10. März 2005 23:30 Uhr

Stacy begutachtete ihr Apartment, ging von Zimmer zu Zimmer. Die Leute vom Spurendienst hatten ihre Arbeit beendet. Spencer war ihnen nach draußen gefolgt, ohne sich von ihr zu verabschieden.

Sie schluckte. Natürlich hatte sie gewusst, was sie erwartete. Das schwarze Pulver, das die Techniker beim Abnehmen der Fingerabdrücke hinterlassen hatten, der frisch gesaugte Boden – eine Maßnahme, um auch kleinste Spuren zu sammeln – das allgemeine Gefühl von Chaos.

Sie hatte nicht erwartet, dass sie so darauf reagieren würde. Sie fühlte sich ganz nackt. Verletzlich. Sie blieb an der Badezimmertür stehen und stellte fest, dass das Spurenteam ihren Duschvorhang mitgenommen hatte. Sie erinnerte sich daran, wie der Wannenboden ausgesehen hatte. Bedeckt von einem roten Strom, dessen Farbe im Laufe der Zeit immer dunkler geworden war.

Die Polizei hat alle Beweismittel mitgenommen.

Sie haben danach nicht sauber gemacht.

Sie ging zur Wanne, regulierte den Duschkopf und stellte das Wasser an. Es strömte heraus, vermischte sich mit dem Blut und färbte es rosa.

Wusch es weg.

Sie beobachtete, wie es im Abfluss verschwand.

»Tut mir Leid, Stacy.«

Sie blickte über die Schulter zurück. Spencer war doch nicht gegangen. Er stand an der Tür und sah sie an.

»Was?«

»Das Chaos. Die späte Stunde. Dass ein halbes Dutzend Fremde durch Ihre Wohnung getrampelt ist. Dass irgendein Idiot eingebrochen ist und dieses grausame Geschenk dagelassen hat.«

»Das ist alles nicht Ihre Schuld.«

»Aber es tut mir trotzdem Leid.«

Plötzlich traten ihr Tränen in die Augen, sie drehte sich schnell um, stellte das Wasser ab und wischte die Pfützen weg, die sich auf dem Boden gebildet hatten.

»Sie können ruhig gehen«, sagte sie. »Mir geht es gut.«

»Haben Sie jemanden, bei dem Sie heute übernachten können?«

»Dazu besteht kein Anlass.«

»Die Tür ...«

»Ich werde ein Brett darüber nageln. Das reicht für heute Nacht.« Sie lächelte über seine Besorgnis. »Außerdem habe ich meinen alten Freund Mr. Glock, der mich beschützt.«

»Waren Sie schon immer so ein zähes Mädchen, Killian?«

»Ziemlich.« Stacy wrang das Handtuch aus und legte es über den Wannenrand. »Das hat mich bei der Dallas-Polizei beliebt gemacht. Die harte Lady Killian, wurde ich genannt.«

Er lächelte nicht über ihren Versuch, witzig zu sein. Sie stöhnte gereizt. »Er wird nicht zurückkommen, Malone. Vielleicht will er mich tot sehen, aber nicht heute Nacht.«

»Unverwundbar sind Sie, was?«

»Nein. Aber ich fange an, den Typ zu verstehen. Es ist ein Spiel. Er will, dass ich mich an einem Kampf beteilige, in dem es darum geht, wer der Bessere ist. Und wer den stärkeren Willen besitzt. Seine Katze und meine Maus. Wenn er mich schnell hätte umbringen wollen, hätte er das getan.«

»Wenn Sie nicht gehen, bleibe ich.«

»Nein, das tun Sie nicht.«

»Doch.«

Ein Teil von ihr war von seiner Sorge um sie gerührt. Es fühlte sich irgendwie warm an. Aber dieses Gefühl erinnerte sie an Mac. Ihren Partner und Freund. Ihren Liebhaber.

Lügner. Betrüger.

Er hatte ihr das Herz gebrochen. Schlimmeres.

Und vor allem, auf welche Weise er ihr wehgetan hatte.

Sie verdrängte die Erinnerung. »Was glauben Sie? Dass ich zusammenbreche und einen großen, starken Mann brauche? Glauben Sie, Sie sind so ein Glückspilz?« Sie hob das Kinn noch ein wenig. »Ich erspare Ihnen die bittere Realität, Malone. Sie bleiben nicht.«

Als sie an ihm vorbeigehen wollte, hielt er sie am Arm fest.

»Netter Versuch, aber ich bleibe.«

Sie wollte etwas erwidern, aber er ließ sie nicht ausreden.

»Die Couch ist vollkommen okay. Sex ist nicht notwendig, wird nicht erwartet oder, um ehrlich zu sein, überhaupt gewünscht.«

Ihre Wangen wurden heiß.

»Ich kann Sie nicht dazu zwingen, mich hier schlafen zu lassen, aber im Auto würde es verdammt ungemütlich werden, also bitte ich um Erbarmen. Was ist also, Killian?«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. Er tat es ebenfalls. Dieser Mann war noch dickköpfiger als sie, zum Teufel. Sie kannte sich aus mit Überwachungsjobs. Eine Nacht im Wagen zu verbringen war genauso schlimm wie kalt duschen oder barfuß in Hundekot treten.

»Na gut«, sagte sie. »Ich zeige Ihnen das Gästezimmer.«

Sie holte eine Decke, eine neue Zahnbürste und eine Reisetube Zahncreme.

»Eine Zahnbürste sogar«, bemerkte er, als sie ihm die Sachen überreichte. »Ich bin überwältigt.«

»Ich will nicht, dass Sie hier die Luft verpesten.«

»Sie sind so liebenswürdig.«

»Nur damit Sie es wissen, ich werde meine Schlafzimmertür abschließen.«

Er nahm das Schulterhalfter ab und begann, sein Hemd aufzuknöpfen. »Nur zu, Süße. Ich hoffe, Sie und Mr. Glock haben eine wunderbare Nacht.«

»Arroganter Kerl«, murmelte sie. »Dickköpfiger, sturer ...«

Sie verstummte, als ihr klar wurde, dass all diese Ausdrücke auch sie beschrieben. Als sie die Schlafzimmertür hinter sich zuknallen ließ, hörte sie ihn lachen.

29. KAPITEL

Freitag, 11. März 2005 2:10 Uhr

Spencer öffnete die Augen, er war sofort hellwach, zog schnell seine Waffe vor, die unter der Matratze lag, umschloss den Griff und lauschte.

Wieder war es zu hören. Das Geräusch, das ihn geweckt hatte.

Stacy. Sie weinte.

Das Weinen war gedämpft, als versuchte sie, es zu unterdrücken. Zweifellos sah sie Tränen als ein Zeichen von Schwäche an. Sie wollte sicher nicht, dass er sie hörte. Wenn er nach ihr sehen würde, wäre ihr das ganz bestimmt peinlich.

Spencer schloss die Augen und versuchte, nicht auf das Weinen zu achten. Aber es funktionierte nicht. Diese leisen, verzweifelten Schluchzer, ihr Kummer gingen ihm ans Herz. Es passte so gar nicht zu der Frau, die sie darstellte.

Er konnte aber nicht einfach warten, bis sie aufhörte zu weinen. Das passte wiederum nicht zu ihm.

Er stand auf, schlüpfte in seine Jeans und zog den Reißverschluss zu. Dann atmete er tief durch, ging zu ihrer Schlafzimmertür und klopfte. »Stacy«, rief er, »ist alles in Ordnung?«

»Gehen Sie«, antwortete sie mit belegter Stimme, »mir geht es gut.«

Das stimmte nicht. Offensichtlich. Er zögerte, dann klopfte er erneut an die Tür. »Ich hab eine ganz gute Schulter, wissen Sie. Die beste im Malone-Clan.«

Sie gab einen erstickten Laut von sich, der halb wie ein Lachen und halb wie ein Schluchzen klang. »Ich brauche Sie nicht.«

»Da bin ich mir sicher.«

»Dann gehen Sie wieder schlafen. Oder noch besser, gehen Sie nach Hause.«

Er griff nach der Türklinke und drückte sie hinunter.

Sie hatte gar nicht abgeschlossen.

»Ich komme jetzt rein. Bitte erschießen Sie mich nicht.«

Als er das dunkle Schlafzimmer betrat, ging das Licht an.

Stacy saß aufrecht im Bett, das blonde Haar verwirrt, die Augenlider rot und geschwollen vom Weinen. Sie umschloss die Glock mit beiden Händen, der Lauf war auf seine Brust gerichtet.

Er starrte einen Moment auf die Waffe und fühlte sich wie ein Einbrecher, den man auf frischer Tat ertappt hatte. Oder wie ein Hirsch im Scheinwerferlicht eines LKW. Ein großer, schwerer LKW, der viel zu schnell fuhr.

Er hob die Arme und unterdrückte ein Grinsen. *Es wäre keine gute Idee, sie jetzt zu verärgern.*

»Die Brust, Stacy? Könnten Sie nicht auf ein Bein oder so was zielen?«

Sie richtete die Waffe ein Stück weiter nach unten. »So besser?«

Unwillkürlich zuckte er zusammen. »Das gehört zu der Ausstattung, ohne die ich lieber sterben würde, Süße. Verstehen Sie das?«

Sie grinste und ließ die Glock sinken. »Haben Sie Hunger?«

»Ich habe immer Hunger. Das ist genetisch bedingt.«

»Gut. In fünf Minuten in der Küche?«

»Klingt gut.« Er wollte zur Tür gehen, blieb dann aber stehen.
»Warum sind Sie so nett zu mir?«

»Sie haben mich abgelenkt«, sagte sie einfach.

Er verließ ihr Schlafzimmer und dachte über das nach, was sie gesagt hatte. Der Wendepunkt. Sie hatte ihn überrascht. Ihre Einladung. Ihre ehrliche Antwort auf seine Frage.

Stacy Killian war eine komplizierte, anspruchsvolle Frau, von der Sorte, um die er normalerweise einen großen Bogen machte.

Also warum zum Teufel musste er sie jetzt nachts zu einer Pyjama-Party treffen?

Sie kam zu ihm in die Küche. »Was möchten Sie essen?«

»Egal. Bis auf Rote Bete, Leber oder Rosenkohl.«

Sie lachte und ging zum Kühlschrank. »Bei mir brauchen Sie sich deshalb keine Sorgen zu machen.« Sie öffnete die Tür und sah hinein. »Enchilada-Teller. Reste von der Peking-Ente. Obwohl ich da erst mal den Riechtest machen muss. Tunfisch. Eier.«

Er lugte über ihre Schulter und verzog das Gesicht. »Die Ausbeute ist ein bisschen dürftig, Killian.«

»Ich war Polizistin, schon vergessen? Cops essen immer auswärts.«

Das stimmte. In seinem Kühlschrank war noch weniger zu finden als in ihrem.

»Wie wäre es mit Müsli?« fragte sie.

»Kommt drauf an, was Sie haben?«

»Cheerios oder Raisin Bran.«

»Richtige Milch oder fettarm?«

»Zwei Prozent.«

»Das geht.«

Sie nahm die Milch aus dem Kühlschrank und schloss die Tür. Er beobachtete, wie sie das Verfallsdatum studierte, bevor sie

den Karton auf den Tresen stellte. Dann nahm sie zwei Müslischalen aus dem einen Schrank und füllte sie.

Sie aßen schweigend. Er wollte ihr Zeit lassen, ihr die Gelegenheit geben, sich mit ihm vertraut zu machen. Und zu entscheiden, ob es reichte zu vergessen, oder ob sie jemanden brauchte, mit dem sie reden konnte.

Sie hatte ihn nicht in die Küche gebeten, weil sie hungrig war. Oder er. Sie wollte Gesellschaft. Eine seiner Schwestern, Mary, die drittälteste von der Malone-Familie, war genauso. Hart wie Stahl, störrisch wie ein Maulesel, mehr Stolz, als gut für sie war. Als sie vor zwei Jahren eine Scheidung durchlebte, hatte sie alles für sich behalten, alles allein ertragen – die Seelenqualen inbegriffen.

Bis sie sich Spencer eines Tages anvertraute, weil er ihr Zeit gelassen hatte. Und weil er selbst so viele Fehler in seinem Leben gemacht hatte, dass sie womöglich dachte, er würde sie verstehen.

»Wollen Sie darüber reden?« fragte er schließlich, als ihr Löffel auf dem Boden der Schüssel kratzte.

Sie fragte nicht, was er meinte; sie wusste es. Als müsse sie sich eine Antwort zurechtlegen, starrte sie in ihre Schale.

»Das wollte ich nicht mehr tun«, sagte sie nach einem kurzen Moment und blickte ihn an. »Nie mehr.«

»Mit einem fast Fremden nachts Müsli essen?«

Ein leichtes Lächeln umspielte ihre Lippen. »Sind Sie jemals richtig ernst?«

»So selten wie möglich.«

»Das ist sicher eine angenehme Art zu leben.«

Er dachte an Lieutenant Moran. »Glauben Sie mir, es hat auch seine Nachteile.« Er schob seine Schüssel beiseite. »Also, Sie haben den Polizeidienst hinter sich gelassen und sind nach New

Orleans gezogen, um Literatur zu studieren und ein neues Leben anzufangen?«

»So was in der Art«, erwiderte sie mit einem bitteren Unterton. »Aber es war nicht die Arbeit als Polizistin, die ich hinter mir lassen wollte. Es war das Hässliche an dem Job. Diese absolute Missachtung eines Lebens.« Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. »Und hier sitze ich, wieder einmal mitten drin.«

»Das ist Ihre eigene Schuld.«

»Cassies Mord war nicht meine Schuld.«

»Aber sich in die Untersuchung einzumischen schon. Sich bei Noble zu verpflichten auch. Durch jede geöffnete Tür zu gehen ebenfalls.«

Sie sah aus, als wollte sie gleich mit ihm streiten. Er streckte den Arm aus, griff nach ihrer Hand und hielt sie fest. »Ich will Sie nicht kritisieren. Ganz im Gegenteil. Was Sie tun, ist ganz normal. Sie waren zehn Jahre bei der Polizei. Wir beide wissen, dass die Arbeit als Gesetzeshüter kein Job ist, sondern eine Lebenseinstellung. Es ist nicht wichtig, was man ist, sondern wer man ist.«

Als er zu Unrecht verdächtigt worden und vom Dienst suspendiert worden war, hatte er feststellen müssen, wie viel Wahrheit in diesen Worten steckte.

»Ich will einfach etwas anderes sein.«

»Dann halten Sie sich da raus. Gehen Sie zurück nach Texas.«

Sie stöhnte frustriert und stand auf. Nachdem sie ihre Schlüssel zur Spüle getragen hatte, drehte sie sich um und sah ihn an. »Was ist mit Cassie? Ich kann nicht einfach ... weggehen.«

»Was soll mit ihr sein? Sie kannten sie doch kaum.«

»Das ist nicht wahr!«

»Doch, Stacy. Sie waren ja kaum zwei Monate befreundet.«

»Sie hat es nicht verdient zu sterben. Sie war jung. Und anständig. Und ...«

»Und die Leichenhalle ist voller junger, anständiger Leute, die nicht hätten sterben sollen.«

»Aber das sind Fremde für mich! Cassie ... Cassie war genauso, wie ich gern gewesen wäre!« Sie sagte eine ganze Weile nichts. Er bemerkte, wie sie um ihre Selbstbeherrschung kämpfte. »Und jemand hat sie umgebracht. Genau dieses Widerwärtige, Hässliche, vor dem ich geflohen bin ... ist mir gefolgt.«

Voller Mitgefühl stand er auf und ging zu ihr hinüber. Er nahm ihre Hände. »Sie glauben, das Hässliche hat Sie gefunden? Ist Ihnen gefolgt? Und deshalb ist sie gestorben?«

»Das hab ich nicht gesagt.« In ihren Augen glänzten Tränen. Sie schüttelte den Kopf und wollte ihre Hände aus seinem Griff befreien.

»Cassies Tod hat absolut nichts mit dem zu tun, in was Sie sich eingelassen haben. Es gibt keine Ähnlichkeiten zwischen ihrem Tod und dem White-Rabbit-Mord.«

»Was ist mit ihrem Computer?«

»Was soll damit sein?«

»Sie ist in irgendwas hineingeraten, das sie in Gefahr gebracht hat. Es hatte was mit White Rabbit zu tun.«

»Das glauben Sie«, entgegnete er. »Die Fakten haben die Theorie aber nicht bestätigt.« Er lehnte sich zu ihr vor. »Der am meisten Verdächtige ist oft auch der Schuldige. Das wissen Sie.«

»Gautreaux.«

»Ja, Gautreaux. Wir haben Beweisstücke, die ihn mit den Morden in Verbindung bringen.«

»Was?« wollte sie wissen und sah ihn skeptisch an. »Was habt ihr?«

»Einen Fingerabdruck ...«

»Von ihm oder ihr?«

»Von ihm. Aus ihrem Apartment. Und eine Spur.«

Sie nickte. Plötzlich aufgeregt. »Was für eine Spur?«

»Ein Haar von ihr. Auf seiner Kleidung. Da sie mal zusammen waren, ist keins dieser Beweisstücke aussagekräftig genug, um ihn zu überführen.«

»Blödsinn. Es gibt keinen Grund, warum in ihrer Wohnung ein Fingerabdruck von ihm sein sollte. Sie sind nicht in Freundschaft auseinander gegangen. Der Typ hat sie ausspioniert und bedroht, auf keinen Fall hätte sie ihn für einen netten kleinen Schwatz hereingelassen. Und außerdem haben sie sich letztes Jahr getrennt. Wäscht er seine Klamotten nicht?«

»Seine Jacke«, stellte er klar. »Jeansstoff. Sieht nicht so aus, als hätte die jemals eine Waschmaschine gesehen.«

Sie fluchte. »Ich hasse Rechtsanwälte. Sie können die Fakten immer so drehen ...«

»Moment, da ist noch was. Wir haben ein Haar, das von ihm sein könnte, auf ihrem T-Shirt gefunden. Daraufhin haben wir Order für einen DNA-Test bekommen, das Resultat sollte nächste Woche da sein. Wenn wir Glück haben ...«

»Der DNA-Test wird ihn überführen. Widerwärtiges kleines Arschloch.«

Spencer ging auf ihre Frage von vorhin ein. »Also warum hat er ihren Computer mitgenommen?«

»Um seinen Hintern zu retten. Vielleicht hat er ihr Drohbriefe gemailt und dachte, sie hätte sie nicht gelöscht. Also wollte er die Beweise zerstören, nachdem er sie getötet hat. Oder er hat den Laptop als Trophäe mitgenommen. Vielleicht ging er auch davon aus, dass sie das Ding geliebt hat. Sicher mehr als ihn.«

Spencer grinste. »Ich glaub, jetzt haben Sie's.«

Plötzlich runzelte sie die Stirn. »Wann wurden die Proben eingeschickt?«

»Vor drei Tagen.«

»Und Sie glauben wirklich, dass er nicht abgehauen ist?«

»Ich bin kein Anfänger. Wir haben eine GPS-Wanze an seinem Wagen. Wenn er einen Schritt zu nahe an die Staatsgrenze kommt, schnappen wir ihn uns.«

Er drückte ihre Hände kurz. »Gehen Sie zurück nach Texas, Stacy. Wir haben Cassies Mörder. Sie braucht Ihre Hilfe nicht mehr.«

Ihre Finger zitterten; er spürte, wie unentschlossen sie war, wie sie mit sich kämpfte.

Sie wollte gehen.

Aber sie brachte es nicht fertig, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Spencer strich ihr über die Finger. »Gehen Sie. Besuchen Sie Ihre Schwester. Bleiben Sie so lange, bis wir diesen verrückten White Rabbit geschnappt und hinter Gitter gebracht haben.«

Sie schüttelte den Kopf. »An der Uni läuft das nicht so. Ich kann nicht einfach kommen und gehen, wann ich will. Außerdem dauert dieses Semester nur noch knapp über einen Monat.«

Er sah sie skeptisch an. »Wir wissen beide, dass ein Monat manchmal lang ist. In dieser Zeit kann eine Menge passieren.«

»Er würde mich verfolgen«, sagte sie leise. »Er weiß jetzt alles über mich.«

»Das vermuten Sie. Sie können nicht wissen, ob ...«

»Doch, Malone. Er spielt dieses Spiel. Ich auch. Und das Spiel wird erst dann zu Ende sein, wenn nur noch einer übrig bleibt.«

Er strich ihr mit den Daumen über den Handrücken. »Dann gehen Sie irgendwohin, wo er Sie nicht vermutet und nicht nach Ihnen suchen wird. An einen Ort, zu dem Sie keine Verbindung haben.«

»Und woher sollen wir wissen, dass er mir nicht auflauert? Vielleicht für Jahre oder den Rest meines Lebens? Ich habe eine

Familie, ein Leben, das hiermit nichts zu tun hat. Ich werde mich nicht verstecken.«

»Aber wir werden ihn finden. Und zwar nicht erst nach Jahren.«

»Das hoffen Sie.«

Wieder versuchte sie ihre Hände zu befreien, doch er ließ sie immer noch nicht los. »Ich werde ihn kriegen, Stacy, das verspreche ich Ihnen.«

30. KAPITEL

Freitag, 11. März 2005 7:10 Uhr

Stacy wurde durch die Toilettenspülung geweckt. Spencer. Stöhnend rollte sie sich auf die Seite, um auf die Uhr zu sehen. Sie starrte eine Weile auf die Ziffern und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen.

Heute war Freitag. Malones Dienst begann wahrscheinlich gegen halb acht, die übliche Zeit bei den meisten Polizeidienststellen.

Sie ließ sich wieder auf den Rücken fallen. Was hatte sie heute für Vorlesungen? *Professor Schultzes Vorlesung. Einführung in die weiterführenden Studien englischer Literatur. Ungefähr so aufregend, wie das Gras beim Wachsen zu beobachten.*

Sie könnte genauso gut nach Texas zurückfahren. Wahrscheinlich wurde sie sowieso von der Universität geworfen.

Stacy starrte an die Decke. Ein langer Riss verlief quer über den Putz, fast von einer Ecke zur anderen. Sollte sie? Den Schwanz einziehen und nach Dallas zurücklaufen?

Und was tun? Sie hatte ihren Job aufgegeben. Ihr Haus verkauft. Sie konnte für zwei Wochen bei Jane und Ian wohnen, und dann? Vor allem mit welchem Erfolg?

Sie glaubte wirklich, dass White Rabbit ihr folgen würde. Dass er nicht nur ihre Identität kannte, sondern dass er genau wusste, was für ein Mensch sie war. Diese Annahme beruhte hauptsächlich auf ihrem Bauchgefühl – und den Informationen, die sie bisher über das Spiel erhalten hatte.

Wer war White Rabbit? Warum spielte er das Spiel? Die meisten Morde wurden aus Hass oder Liebe und Eifersucht

begangen, aus Habgier, aus dem Verlangen heraus, Rache zu üben.

Serienkiller waren hingegen eine andere Spezies. Normalerweise fielen sie über Fremde her; sie töteten, um irgendeinen krankhaften Trieb zu befriedigen.

Mit wem hatten sie es zu tun? Und warum war sie in das Spiel einbezogen worden?

Aus einem ganz speziellen Grund, da war sie sicher. Sie interessierte ihn. Er wollte mit ihr spielen.

Versteck spielen. Katze und Maus.

Sie setzte sich nachdenklich auf, im Geiste sah sie wieder die geköpfte Katze vor sich. Dieses makabre Grinsen.

Sollte sie die Katze sein? Stacy fasste sich an den Hals. Wollte er sie auf diese grausame Weise töten?

Wenn der Allen-Mord das Muster für weitere Morde angelegt hatte, die noch zu erwarten waren, dann hieß die Antwort Ja.

Sie mussten sich in ihn hineinversetzen. Herausfinden, wie er tickte.

Es gab nur eine Möglichkeit, sie musste mitspielen.

Sie kletterte aus dem Bett und schlüpfte in ihren Morgenmantel, bevor sie in die Küche ging. Dort fand sie Spencer, der mit dem Rücken zu ihr stand und Kaffee kochte.

Sie beobachtete ihn einen Moment, dachte an ihre Tränen in der Nacht und fragte sich, was er jetzt wohl von ihr hielt. Ob er sie noch ernst nahm.

Wie eine Idiotin hatte sie ihm gezeigt, wie sehr sie der Besuch von White Rabbit erschüttert hatte, wie er sie aus der Fassung gebracht hatte.

Als hätte er ihre Anwesenheit gespürt, blickte er über die Schulter zurück und grinste. »Guten Morgen. Ich wollte Sie noch ein bisschen schlafen lassen.«

»Ich muss zur Uni.« Sie erwiderte sein Lächeln. »Aber danke.«

»Nichts zu danken.« Sie bemerkte, dass er die Becher bereits gefunden hatte, und sah zu, wie er sie mit Kaffee füllte.

Eine Tasse hielt er ihr hin. Sie nahm einen Schluck und blickte ihn über den Rand der Tasse an. »Ich hab mir überlegt, dass wir die ganze Sache falsch angegangen sind.«

»Welche Sache? Unsere Romanze?«

Für einen Augenblick blieb ihr die Luft weg. Dann ging sie zum Tisch und setzte sich auf einen Stuhl. »Reißen Sie sich zusammen, Romeo. Ich meine die Suche nach White Rabbit.«

»Wenn ich mich recht erinnere, waren Sie gestern Abend Zivilistin und ich der Kripobeamte. In dieser Angelegenheit gibt es kein ›wir‹.«

Sie ging nicht darauf ein. »Ich glaube, wenn wir das Spiel mitspielen, können wir besser überblicken, um was es eigentlich geht. Und gegen wen wir überhaupt antreten.«

»Sie wollen quasi in den Kopf von White Rabbit schlüpfen.«

»Genau. Wenn der Killer tatsächlich jemand ist, der angefangen hat, das Spiel in die Realität zu transportieren, welchen besseren Weg gibt es dann, seine nächsten Schritte abzuschätzen?«

Er sah sie einen Moment an, dann nickte er. »Ich bin dabei. Tony ebenfalls.«

»Gut. Ich rede mit Leo darüber, wie man es in die Wege leitet. Wer sonst sollte White Rabbit besser verstehen als der Mann, der es erfunden hat?«

Wieder nickte er zustimmend, dann trank er seinen Kaffee aus und stellte den Becher auf den Tresen. Er ging zur Tür, blieb stehen und drehte sich zu Stacy um. »Rufen Sie mich an, wenn Sie mehr wissen. Und noch was ...«

»Hmm?«

»Wenn Sie die Tür nicht reparieren lassen, schlafe ich heute Nacht wieder hier. Das ist ein Versprechen.«

Sie sah ihm nach, ein Lächeln auf den Lippen. *Sie musste zugeben, dass sie ihn nicht ungern beim Wort genommen hätte.*

31. KAPITEL

Freitag, 11. März 2005 10:30 Uhr

»Morgen, Mrs. Maitlin«, sagte Stacy, als die Frau ihr die Tür der Noble-Villa öffnete. »Wie geht es Ihnen heute?«

Die Frau sah sie misstrauisch an. »Mr. Leo ist noch nicht auf. Aber Frau Noble ist in der Küche.«

Was ihre Frage nicht beantwortete. Stacy bedankte sich und ging in die Küche. Die Nobles hatten eine große, altmodische Küche mit Steinfußboden und Deckenbalken. Kay saß an dem großen Holztisch, las die Zeitung und trank Orangensaft. Das hereinfallende Sonnenlicht betonte den blauschwarzen Schimmer ihres dunklen Haars.

Sie blickte lächelnd auf, als Stacy die Küche betrat. »Morgen, Stacy. Ich dachte, freitags morgens müssen Sie in die Uni.«

Die Frau hatte ein Gedächtnis wie ein Elefant.

»Ich hab verschlafen«, schwindelte Stacy, ging zur Kaffeemaschine hinüber, ein Hightech-Gerät, das die Bohnen mahlte und dann die gewünschte Portion servierte – von einem kleinen Schluck bis hin zu einem großen Becher.

Sie hätte fürchterlich gern so eine Maschine besessen, musste aber wohl ihre Seele verkaufen, bevor sie sich so ein Gerät leisten konnte.

»Verschlafen?« wiederholte Kay, ihr Tonfall klang missbilligend. »Das ist etwas, was Sie mit Leo gemeinsam haben.«

»Warum habe ich nur das Gefühl, dass hinter meinem Rücken schlecht geredet wird?«

Leo stand an der Tür, mit verschlafenen Augen und abstehenden, wirren Haaren. Offensichtlich war er gerade aus dem Bett gekommen und hatte schnell ein T-Shirt und ein Paar zerknitterte Khakishorts übergezogen.

Der verrückte Wissenschaftler ist zurück, dachte Stacy und drehte sich wieder zur Kaffeemaschine, um ihr Grinsen zu verbergen. Sie drückte die entsprechenden Knöpfe, das Gerät erwachte zum Leben, mahlte, brühte und spuckte eine perfekte doppelte Portion aus.

Kaffeeduft erfüllte den Raum.

»Leo«, sagte Stacy, »ich muss Ihnen was ...«

»Kaffee«, stöhnte er und stellte sich hinter sie.

Kay schnaufte angewidert. »Meine Güte, du reagierst ja wie der Pawlow'sche Hund.«

Da war er nicht allein. Stacy reichte ihm die Tasse und machte sich eine neue. Als sie an den Tisch kam, hatte er sich auf einen Stuhl gefläzt und es fertig gebracht, innerhalb kürzester Zeit ein totales Chaos anzurichten – Zucker, Sahneflocken, benutzter Löffel. Wie ein kleiner Tornado war er in den Raum gekommen und hatte alles durcheinander gebracht.

Stacy setzte sich. »Leo, ich muss Ihnen was ...«

»Noch nicht«, sagte er und hob eine Hand. »Erst noch ein Schluck.«

»Du solltest nachts schlafen«, sagte Kay. »Dann müssten wir das nicht jeden Morgen durchmachen.«

»Nachts bin ich am besten.«

»Das ist nur eine Ausrede, um deinen Willen durchzusetzen.«

Sie sah auf ihre Uhr, dann zu Stacy. »Der Mann würde am Hungertuch nagen, wenn ich nicht wäre. Der Rest der Welt funktioniert zu Leos Zeiten nicht.«

»Da ist was dran.« Leo lehnte sich vor und gab seiner Exfrau einen Kuss auf die Wange. »Ich habe alles dir zu verdanken.«

Der Gesichtsausdruck Kays wurde weicher. Sie legte ihm eine Hand an die Wange und blickte ihn liebevoll an. »Du machst mich wahnsinnig, weißt du das?«

»Ja.« Er grinste. »Deshalb hast du dich von mir scheiden lassen.«

Wie auf ein Stichwort wandten sich beide zu Stacy um. Sie blinzelte etwas peinlich berührt, als hätte sie gerade eine intime Szene beobachtet, die nicht für Fremde bestimmt war.

Stacy konzentrierte sich. »Seit gestern«, begann sie, »bin ich im Spiel.« Sie beschrieb schnell die Katze, die sie gefunden hatte, und die Nachricht, die dabei gewesen war.

Willkommen im Spiel.

»Mein Gott.« Leo stand auf und ging zum Küchentresen, sichtbar schockiert. Er blieb dort stehen, als wüsste er nicht so recht, was er nun tun sollte.

»Ich verstehe das nicht«, murmelte Kay. »Warum passiert das alles?«

»Das sollten Sie mir besser erklären.«

Sie blickte sie erschrocken an. »Wie bitte?«

»Mir scheint, Sie beide wissen eher, warum das alles passiert, als ich. Immerhin bin ich erst später dazugekommen.«

Leo streckte die Hände aus. »Irgendjemand ist von dem Spiel besessen.«

»Oder von dir«, konterte Kay. »Wegen des Spiels.«

»Aber warum? Das ergibt keinen Sinn«, sagte er.

»Besessenheit hat nichts mit Logik zu tun.«

Mrs. Maitlin erschien an der Küchentür. »Entschuldigen Sie, Mr. Noble, diese beiden Detectives von neulich sind hier. Sie sagen, Sie müssten mit Ihnen sprechen.«

»Bring sie rein, Valerie.«

Er sah Stacy fragend an. Sie glaubte, Angst in seinem Blick zu erkennen und schüttelte den Kopf. »Soweit ich weiß, ist niemand tot.«

Die Polizisten erschienen und grüßten kurz.

»Wir haben den Künstler gefunden, von dem die Karten sind«, begann Spencer. »Ein Mann von hier, er heißt Walter Pogolapoulos, kurz Pogo. Kennen Sie ihn?«

»Nein.«

Tony zeigte ihnen ein Bild. »Haben Sie ihn mal gesehen? Irgendwo hier in der Nachbarschaft? Im Einkaufszentrum, im Park oder irgendwo?«

»Nein«, sagte Leo frustriert. »Kay, du?«

Sie starrte auf das Foto. »Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja. Ist das derjenige, der ... die Frau getötet hat?«

»Das wissen wir nicht«, erwiderte Tony und steckte das Foto wieder in die Tasche. »Es könnte sein. Möglich ist aber auch, dass er nur beauftragt wurde, die Zeichnungen anzufertigen.«

»Wir konnten ihn noch nicht befragen«, sagte Spencer. »Aber das werden wir bald tun.«

Leo sah sie verständnislos an. »Wenn Sie ihn identifiziert haben, warum ist er dann noch nicht befragt ...«

»Er hat davon Wind bekommen und ist untergetaucht.«

»Aber machen Sie sich keine Sorgen«, fügte Tony hinzu. »Wir werden ihn kriegen.«

Die Nobles sahen nicht überzeugt aus. Stacy konnte es ihnen nicht verdenken.

»Haben Sie noch eine Karte bekommen?« erkundigte sich Spencer.

»Nein.« Leo runzelte die Stirn. »Meinen Sie, wir hätten eine bekommen sollen?«

Spencer schwieg. Stacy wusste, dass er überlegte, welche Informationen er ihnen geben konnte.

»Wir haben Skizzen für die Karten gefunden, die Sie bekommen haben, ebenso andere in der Art, in den unterschiedlichsten Stadien der Fertigstellung.«

»Andere?« wiederholte Leo.

Stacy mischte sich ein, obwohl sie wusste, dass Spencer das nicht gut finden würde. »Eine der Karten zeigte die Grinsekatze, mit blutigem Kopf, der über ihrem Körper schwebt.«

»O Gott.« Kay schlug die Hände zusammen.

»Wenn der Allen-Mord ein Muster darstellt, stehen die Chancen gut, dass ich die Grinsekatze bin.«

Spencer sah sie verärgert an. »Außer der Grinsekatze«, fuhr er fort, »fanden wir Karten, die den Tod der Pik-Fünf und Pik-Sieben zeigten, den Märzhasen, die Herz-Königin und Alice.«

»Alice«, wiederholte Kay schwach. »Sie meinen doch nicht, das soll unsere ...«

»Natürlich ist es nicht unsere Alice«, unterbrach sie Leo schroff. »Wie kannst du auf so einen Gedanken kommen, Kay!«

Spencer und Tony wechselten einen Blick. »Ist das so unwahrscheinlich, Mr. Noble?«

Leo blickte ihn grimmig an. »Sagen wir einfach mal, ich weigere mich, an diese Möglichkeit zu denken. Ich habe keine Ahnung, was das alles soll.«

Kay wandte sich verärgert an ihren Exmann. »Wie kannst du so naiv sein? Es könnte sehr wohl unsere Alice gemeint sein. Soweit wir wissen, könnte ich auch die Herz-Dame darstellen!«

Alle schwiegen.

»Das gefällt mir überhaupt nicht«, sagte Kay schließlich in die Stille. »Vielleicht sollte ich lieber mit Alice irgendwohin fahren. Ferien machen, eine Reise von Mutter und Toch...«

»Ich fahre nirgendwohin.«

Alle wandten sich um. Alice stand an der Tür, stocksteif und mit geballten Fäusten. »Und das meine ich so. Ich fahre nicht weg.«

Leo ging mit ausgestreckten Händen auf sie zu. »Alice, meine Kleine, jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, um das zu diskutieren. Geh in dein Zimmer und ...«

»Jetzt ist genau der richtige Zeitpunkt! Ich bin kein Baby, Dad. Wann werdet ihr das begreifen?«

»Geh in dein Zimmer!«

Sie blieb standhaft. »Nein.«

Leo sah sie verblüfft an, als könne er nicht glauben, was er hörte.

»Ich weiß, dass irgendwas los ist.« Sie wandte sich an Stacy. »Sie sind keine technische Beraterin. Sie interessieren sich für Dads Spiel White Rabbit. Und Sie beide ...« Sie zeigte auf Malone und Sciamé. »... sind Cops. Sie waren neulich nachts hier und jetzt wieder. Warum?«

Kay und Leo wechselten einen Blick. Kay nickte, und Leo wandte sich wieder an seine Tochter. »Die Polizei bat uns, dabei zu helfen, einen Mörder zu überführen. Er nennt sich White Rabbit.«

»Deshalb waren sie mitten in der Nacht hier«, sagte Alice.

»Weil jemand ermordet wurde.«

»Ja.«

Sie musterte ihre Eltern, als wollte sie abschätzen, inwieweit ihnen zu trauen war. »Aber warum soll ich wegfahren?«

Kay machte einen Schritt auf sie zu. »Weil dein Vater ... er könnte vielleicht ... er ist ...«

»Ist er in Gefahr?« Plötzlich wirkte sie jünger als sechzehn, genauso verletzlich wie jedes andere Kind.

Leo umarmte sie. »Das wissen wir nicht genau, Süße. Aber wir wollen kein Risiko eingehen.«

Sie dachte darüber nach. »Bin ich in Gefahr?«

Jetzt meldete sich Spencer zu Wort. »Zurzeit gibt es keinen zwingenden Grund, das anzunehmen.«

Alice schwieg einen Moment. »Wenn ich nicht in Gefahr bin, warum soll ich dann weggeschickt werden? Für mich hört sich das so an, als wäre Dad derjenige, der sich besser überlegen sollte, abzuhaufen.«

»Wir wollen dich keiner Gefahr aussetzen«, sagte Kay. »Wenn irgendein Verrückter deinen Vater als Zielscheibe ausgesucht ...«

»Ich verlasse Dad nicht.«

Leo seufzte hilflos. Kay sah frustriert aus. Stacy konnte mit ihnen fühlen. Sie wandte sich an Spencer. »Meinen Sie, Alice ist hier zu Hause sicher?«

Er runzelte die Stirn, dann nickte er. »Im Moment schon. Das kann sich aber ändern.«

Stacy sah zu Alice. »Wenn das der Fall ist, würdest du dann mitfahren?«

»Vielleicht«, erwiderte sie. »Wir könnten darüber reden.«

Sie klang wie eine Erwachsene. Verstand genug besaß sie. Doch sie war ein Teenager. Und zwar einer, der sich in der realen Welt nicht auskannte.

Alice straffte die Schultern. »Ich möchte gern helfen. Was kann ich tun?«

Leo drückte ihr einen Kuss aufs Haar. »Meine Süße, ich bin sicher, die Polizei weiß dein Angebot zu schätzen, aber du bist ...«

Stacy unterbrach ihn. Das Mädchen wusste genug, um sich zu fürchten. Zu helfen, würde ihr vielleicht die Angst nehmen.

»Detective Malone und ich haben eine Idee«, sagte sie. »Es ist etwas, bei dem du uns möglicherweise behilflich sein könntest, Alice.«

Das Mädchen drehte sich eifrig zu ihr um. Stacy ignorierte die schockierten Gesichter der Nobles. »Wir sind der Meinung, dass wir uns in den Typ hineinversetzen müssen. Er nennt sich der White Rabbit, also ...«

»Sie wollen das Spiel mitspielen«, sagte Alice. »Natürlich. Welchen besseren Weg gibt es, um seine nächsten Schritte voranzusehen?«

32. KAPITEL

Samstag, 12. März 2005 14:00 Uhr

Leo zögerte zunächst mitzuspielen, meinte, er hätte damit bereits vor Jahren aufgehört. Kay lehnte kategorisch ab. White Rabbit gehöre zu einer Zeit ihres Lebens, an die sie lieber nicht erinnert werden wolle.

Stacy versuchte, Leo umzustimmen, indem sie ihm erklärte, Alice habe völlig richtig erkannt, dass sie herausfinden könnten, mit wem sie es zu tun hatten, wenn sie sich in die Lage des Killers versetzten. Seine Denkweise nachzuvollziehen war ein Mittel, das so alt war wie das Verbrechen selbst und dessen Aufklärung, in den 80er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts vom FBI perfektioniert.

Dennoch war es am Ende Alice, die ihren Vater überzeugte. Sie hatte gebettelt, sie selbst wollte das Spiel einrichten. Sie sagte, es würde Spaß machen.

Hier war sie nun. Alice empfing sie an der Tür. Sie trug eine helle Flickenweste – ähnlich wie die des Kaninchens in Carrolls Geschichte.

»Schnell«, sagte das Mädchen, »wir sind spät dran. Sehr, sehr spät.«

Stacy wollte ihr gerade widersprechen – sie war nämlich pünktlich –, da wurde ihr klar, dass Alice bereits in ihre Rolle geschlüpft war.

»Folge mir ... folge mir ...«

Sie wandte sich um und ging schnell durch die Diele, um sie in die Küche zu führen. Es sah aus, als wäre in dem Raum ein

Lieferwagen mit Snacks explodiert. Der Boden war mit Tüten und Schüsseln bedeckt, in denen sich alle möglichen Sorten von Knabberzeug befanden, dazwischen eine Kühlbox. Der Tisch war mit Limonade und Kaffee beladen.

Es klingelte erneut, und Alice rannte hinaus, um zu öffnen, während sie ständig etwas über die Zeit vor sich hin murmelte.

Einen Augenblick später kam sie zurück, gefolgt von Spencer, Tony und Leo. Sie hörte nicht auf, ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden zu klopfen, schimpfte leise und sah ständig auf ihre Uhr.

»Alice ist nicht unhöflich«, erklärte Leo. »Sie ist IC. Im Charakter, sie spielt ihre Rolle.«

»Genau«, sagte Alice und grinste ihren Vater an. »Und jetzt gerade bin ich AC, außerhalb des Charakters.«

»Was ist mit dem Junkfood hier?« erkundigte sich Tony.

»Das ist ein Spielerding. Energiedrinks, Speck, Chips, je widerlicher, desto besser.«

»Das richtige Spiel für mich«, sagte Tony.

»Energiedrinks?« fragte Stacy.

»Eine Menge Koffein. Dank Dads Beharrlichkeit gibt es aber auch Doppelportionen Kaffee.«

Als sich alle mit Getränken eingedeckt hatten, setzten sie sich.

»Da ihr alle Neulinge seid«, begann Alice, »dachte ich mir, dass wir die einfache Version spielen.«

Leo räusperte sich. »Neulinge? Wie bitte?«

Sie lachte. »Bis auf Dad natürlich.« Dann fuhr sie fort: »Es gibt mehrere unterschiedliche Szenarien, auch eine direkte Gegenüberstellung zwischen White Rabbit und einem ausgewählten Charakter. Die Grundgeschichte geht so: White Rabbit hat Wonderland unter seine Kontrolle gebracht. Diesen Ort, an dem die Zeit anders herum lief, einst voller irritierender, aber sanfter Schönheit, hat er zu einem Schauplatz des Todes

gemacht. Und des Bösen. Die Natur ist vollkommen durcheinander gebracht. Mit Schwarzer Magie kontrolliert er die Kreaturen, die in Wunderland leben. Alice und ihre Freunde müssen White Rabbit vernichten, nicht nur um Wunderland und dessen König und Königin zu retten – sondern die ganze Welt oben darüber genauso. Denn White Rabbit ist gefährlich nahe daran, seine dunkle Macht auch auf unsere Welt auszudehnen.«

Leo schaltete sich ein. »Wie in jedem guten Buch oder Film haben die besten Spiele eine Geschichte, seine Helden eine große Mission. Der Einsatz ist hoch, die Uhr tickt.«

»Himmel noch mal«, sagte Tony mit vollem Mund, »und ich dachte, ich würde hier einfach irgendeinem Fiesling in den Arsch treten.«

Leo lachte. »Das werden Sie auch, Detective. Aber hier geht es um mehr als Hauen und Stechen.«

»Hauen und Stechen?« wiederholte Spencer.

»Ein Spiel, das mehr ist als nur das fast endlose Abschlagen der Bösen – und was dem Spieler sonst noch im Weg steht. Ich finde, das wird auf Dauer langweilig, aber manche Spieler wollen nichts anderes.« Leo sah zu seiner Tochter. »Alice?«

Sie fuhr mit ihren Erläuterungen fort. »Ich habe für jeden hier einen Charakter ausgesucht, was normalerweise von den Spielern selbst gemacht wird. Natürlich gehört Alice zu der Gruppe von Helden. Sie leitet das Team. Die anderen Mitglieder des Teams von heute sind da Vinci, Nero und Angel.«

Sie nahm eine Plastiktüte vom Boden neben sich auf, öffnete sie und zog eine Miniatur heraus. Handgemalt auf Pappe stellte es ein junges Mädchen dar. »Alice«, sagte sie und reichte Stacy das Bild. »Sie sind die Anführerin. Sie sind intelligent und mutig, mit übermenschlichen Kräften. Außer ihrer Körperkraft besitzt sie noch eine Waffe, eine Armbrust. Alice hat das Herz einer Kriegerin und den Geist einer Abenteurerin.« Alice zog eine zweite Figur aus der Tüte. »Da Vinci«, sagte sie und hielt

eine Kopie von da Vincis berühmter Zeichnung »Vitruvianischer Mensch« hoch. Sie klemmte es in einen Plastikhalter und schob es zu Spencer. »Da Vinci ist ein Genie. Er ist ein Meister des Zaubers. Er besitzt außerdem die Fähigkeit, Gedanken zu lesen, doch er kann auch getäuscht werden. Wie auch immer, seine Stärke liegt im Geist, nicht im Körper.«

Spencer verzog den Mund. »Wie sexy.«

Alice zog eine weitere Figur hervor, einen Mann mit schwarzen Jeans, T-Shirt und dunkler Brille. »Nero«, kommentierte sie.

Etwas in ihrem Tonfall stachelte Stacys Neugier an. »Wie ist seine Geschichte?«

»Nero ist die undurchsichtigste Figur von allen. Die gefährlichste.«

»Warum?« Tony richtete sich auf, weil er offenbar erwartete, dass er den Charakter spielen sollte.

»Er ist ein Geisterbeschwörer.«

»Ein was?«

»Ein Charakter mit magischer Kraft, der sich auf Totenzauber spezialisiert hat. Er ist schwer zu kontrollieren und oft nicht vertrauenswürdig. Ich habe mich gefragt, ob es überhaupt gut ist, die Figur in eine Gruppe wie eure hineinzunehmen, weil ihr keine Erfahrung habt.«

Stacy sah zu Spencer. Sie nahm an, dass er dasselbe dachte wie sie – dass es irgendwie unheimlich war, wie Alice die Charaktere beschrieb, so als wären sie real und könnten selbstständig denken.

»Es gibt immer einen Verräter«, fügte Leo hinzu. »Den Judas.«

»Und das bin ich?« fragte Tony, inzwischen weniger aufgeblasen.

»Nein.« Alice befestigte die Figur in einem Halter und schob sie zu ihrem Vater hinüber.

Er zog die Augenbrauen hoch. »Interessant.«

Tony runzelte die Stirn. »Was ist mit mir?«

»Ich habe für Sie eine ganz besondere Rolle ausgesucht. Angel«, sagte sie und zog das Bild aus der Tüte. Sie klemmte die Figur, eine schwarzhaarige Frau in einem hautengen Kostüm, in den Ständer.

Tony starrte angewidert auf das Bild. »Ich soll ein Mädchen sein?«

Spencer johlte amüsiert. Stacy lachte und Alice lächelte, ganz offensichtlich angetan von ihrer momentanen Rolle als »Allmächtige«.

»Nicht einfach irgendein Mädchen«, sagte sie. »Eine starke Zauberkünstlerin, die ihre Kräfte benutzt, um gegen Feinde zu kämpfen.«

Tony schmolle. »Ein Mädchen. Warum ich?«

»Reg dich ab, Spaghetti«, sagte Spencer. »Nimm noch etwas Speck.«

»Vier Charaktere, vier Bilder«, murmelte Stacy. »Deine Helden repräsentieren Leute aus dem richtigen Leben, oder?«

»Bis auf Alice. Lewis, den ich heute nicht nehme, repräsentiert Lewis Carroll, den Erfinder von Wonderland. Da Vinci ist Dad, und Nero ist sein ehemaliger Partner, der Co-Erfinder des Spiels. Angel ist Mom, das war früher mal der Spitzname, den Dad ihr gegeben hat.«

Spencer runzelte die Stirn. »Wenn das alle Charaktere sind, wie kommen dann die Haselmaus, der Märzhase und die Grinsekatze ins Spiel?«

Leo mischte sich ein. »In allen Rollenspielen müssen die Helden gegen Widersacher kämpfen. Bei D&D sind es Monster. In unserem Spiel sind es die Originalfiguren aus Alices

Wunderland. Sie sind böse geworden und werden von White Rabbit kontrolliert.«

Stacy sah skeptisch aus. »Aber ich dachte, das wäre ein Szenarium, in dem einer gegen alle antritt. Wenn wir eine Gruppe von Helden sind, heißt das, wir müssen uns gegenseitig betrügen.«

Leo nickte. »Jede Figur kann sich jederzeit ändern. Manche sind da besonders anfällig, wie zum Beispiel Nero. Für Angel ist es typisch, ihre Freunde in Sicherheit zu wiegen, wenn Gefahr droht.«

»Und andere«, fuhr Alice fort, »opfern sich selbst für den Erfolg der Mission. Oder für die Sicherheit eines Freundes.«

»Oder«, fügte Leo hinzu, »sie können auch einen aus der Gruppe opfern, um die Welt zu retten.«

»Also denkt daran, nur einer wird am Ende des Spiels übrig bleiben.« Alice machte eine Pause, um ihre Worte wirken zu lassen, und sah einen nach dem anderen an. »Wer von euch wird es sein?«

Stacy fühlte sich jetzt in das Spiel hineingezogen. Sie betrachtete die anderen Mitspieler und fragte sich, wer von ihnen die Welt retten würde. Sie wollte es selbst sein, war aber entschlossen, die Sicherheit der anderen vor ihre eigene heroische Unsterblichkeit zu stellen.

Alice fuhr fort. »Euer Erfolg oder eure Verteidigung wird durch eure Entscheidungen bestimmt, die jeweiligen Fähigkeiten und den Würfel.«

»Erklär das näher«, sagte Spencer.

»Wir spielen mit einem zwanzigseitigen Würfel. Eine Zwanzig ist ein kritischer Schlag, eine Eins eine kritische Verfehlung.«

»Das heißt?«

»Ein kritischer Schlag bedeutet, dein Zauber, deine Tat oder was immer hat mehr bewirkt als beabsichtigt. Zum Beispiel,

wenn Sie ein Monster stoppen wollen und einen kritischen Schlag hatten, dann halten Sie es nicht nur auf, sondern reißen es in Stücke. Eine kritische Verfehlung ist genau das Gegenteil. Das Monster verletzt Sie nicht nur, sondern zerfetzt Sie in tausend Stücke, die es dann die nächste Stunde über rülpsend und schmatzend verschlingt.«

»Nette Vorstellung«, murmelte Spencer.

»Was ist mit den Zahlen dazwischen?« wollte Stacy wissen.
»Sagen wir mal eine Acht?«

»Der Spielmeister ist Gott, verstanden? Er allein bestimmt, wie erfolgreich Ihre Aktion ist. Gibt es jetzt dazu noch irgendwelche Fragen?«

Es gab keine, und das Mädchen sah alle übertrieben feierlich an. »Noch eine letzte Warnung. Entscheiden Sie weise. Arbeiten Sie zusammen. White Rabbit ist wirklich gerissen. Sind wir dann so weit, um anzufangen?«

Alle sahen Stacy an. »Sie sind die Anführerin. Sind wir bereit?«

»Ja ... es ist Zeit, dass wir beginnen.«

Die Minuten vergingen schnell, und es dauerte nicht lange, bis alle den Dreh raus hatten. Stacy musste zugeben, dass sie schnell mitgerissen wurde. Sie sah ihre Mitspieler bald nicht mehr als die Menschen, die sie waren, sondern als die Rollen, die sie darstellten. Der psychologische Effekt war stark, und Stacy begriff, warum diese Spiele manchen Eltern Angst machten. Und warum Billie behauptet hatte, sie wären zu gefährlich für Menschen, die nicht das richtige Verhältnis zur Realität besaßen.

Sie hatten eine Konfrontation mit Mad Hatter, von dem da Vinci schwer verwundet wurde, bevor Alice ihn mit der Armbrust tötete. Nero war in dem schrumpfenden Haus von White Rabbit gefangen, und sie waren gezwungen, ihn zurückzulassen.

Nun standen sie dem bisher furchterregendsten Feind gegenüber: einer riesigen Raupe, größer als sie alle zusammen. Sie rauchte Pfeife, und der grüne Qualm tötete jeden, der damit in Berührung kam.

Da Vinci bot der Gruppe ein Gegengift dazu an. In seinem geschwächten Zustand würde ihn jedoch schon weniger als ein kritischer Schlag töten.

Die Spielmeisterin wollte gerade würfeln, als Kay in der Küchentür erschien. »Entschuldigung. Leo?«

Ihre Stimme zitterte. Noble blickte auf, das Lächeln erstarb auf seinen Lippen. Stacy drehte sich um. Kay war weiß wie ein Gespenst. Sie schien sich regelrecht am Türrahmen festzuklammern, um nicht zusammenzusacken.

Leo stand auf. »Mein Gott, Kay. Was ist passiert?«

Alle anderen standen ebenfalls auf. Alice starrte ihre Mutter wie betäubt an.

»Komm mal ... es ist ...« Sie schlug sich die Hand vor den Mund, ihre Finger zitterten. »In deinem Büro.«

»In meinem Büro? Was ...«

»Mrs. Maitlin hat es gefunden ... sie hat mich gerufen.«

»Leo.« Stacy legte ihm die Hand auf den Arm. »Ihre Tochter ...«

Er sah zu Alice, als würde er sich jetzt erst wieder an sie erinnern. »Du bleibst hier«, befahl er.

»Aber Dad ...«

»Kein Wort mehr. Du bleibst hier.«

Stacy runzelte die Stirn. Sie hatte zwar keine Kinder, aber ein bisschen mehr Einfühlungsvermögen hätte hier gut getan. Das Mädchen war offensichtlich verängstigt.

Sie verließen die Küche. Die Haushälterin kauerte vor Leos Arbeitszimmer. Sie sah genauso erschüttert aus wie Kay.

Stacy blickte sich im Flur um. Offenbar hatte sich herumgesprochen, dass etwas passiert war, denn Troy stand an der Eingangstür.

Der Fahrer sah zu ihr herüber. Er trug eine Brille mit Spiegelgläsern, was sie immer nervös machte. Es gefiel ihr nicht, wenn sie die Augen des Gegenübers nicht erkennen konnte und ihr eigenes Spiegelbild ansehen musste.

Freud hätte sicher seinen Spaß daran gehabt.

»Stacy? Kommen Sie?«

Das war Leo. Sie drehte sich zu ihm um und verdrängte das merkwürdige Gefühl, das sie plötzlich beschlichen hatte. »Ja.«

Sie folgte Spencer und seinem Partner zum Büro. Leo lief hinter ihnen.

Auf den glänzenden Holzboden war ein Herz gemalt. In der Mitte lagen zwei überdimensionale Spielkarten, wie Zauberer und Clowns sie an Kindergeburtstagen benutzten, die Pik-Fünf und die Pik-Sieben. Beide waren in zwei Hälften zerrissen.

Unter dem Herz stand eine Nachricht:

Die Rosen sind jetzt rot.

33. KAPITEL

Samstag, 12. März 2005 16:30 Uhr

Spencer scheuchte alle aus dem Büro. Er ordnete an, dass jeder im Haus zu bleiben habe, Kay und Leo ebenfalls.

Er sah sich die geschriebene Nachricht näher an.

Die Rosen sind jetzt rot.

Dem Fluss der Schrift und der ungleichmäßigen Verteilung der Farbe nach zu urteilen, war die Nachricht mit einem Pinsel geschrieben worden, den man in Farbe oder eine andere rote Flüssigkeit getaucht hatte.

Spencer wusste nicht sicher, was das zu bedeuten hatte, hatte aber eine verdammte Ahnung.

Irgendjemand war, sehr wahrscheinlich, tot.

»Ist das Blut?« fragte Tony.

Spencer bückte sich und berührte das T, dann hielt er sich den Finger unter die Nase. Es roch erdig. Eigentümlich. Jedenfalls nicht wie Farbe. Er nickte seinem Partner zu, während er die Substanz zwischen den Fingern rieb, um die Konsistenz zu prüfen.

»Ich denke, ja. Siehst du, wie die Farbe dunkler wird, je mehr sie trocknet?«

»Könnte Tierblut sein«, bemerkte Tony.

Könnte sein. Aber er glaubte es nicht.

»Ruf den Spurendienst, so schnell wie möglich. Ich will das untersuchen lassen. Und ich will, dass alles hier nach Fingerabdrücken abgesucht wird.«

Er drehte sich um. Stacy stand an der Tür. »Sie haben eine Skizze dafür gefunden, oder?«

»Ja.«

Sie runzelte die Stirn. »Und Sie glauben, die Spielkarten sind tot.«

»Ich habe keinen Beweis da ...«

»Ich rede nicht von Beweisen. In der Geschichte begegnet Alice den beiden Spielkarten Pik-Fünf und Pik-Sieben, die weiße Rosen rot anmalen. Wenn man von dem Muster des Spiels ausgeht, würde das bedeuten, wer immer diese Charaktere repräsentiert, ist tot.«

Er sagte nichts dazu. Sie wussten beide, dass das nicht notwendig war. Natürlich hatte er daran gedacht.

»Wenn unser Künstler der Killer ist, warum dann diese Spielkarten hinterlegen statt die richtigen Zeichnungen?«

»Offensichtlich hat unser Täter die Zeichnungen nicht in seine Finger bekommen. Weil wir zuerst bei Pogo waren.«

Tony klappte sein Handy zu. »Wenn es Blut ist, wird uns die Deoxidationszeit helfen, den Zeitpunkt der Tat näher einzugrenzen.«

Spencer nickte. »Dadurch können wir bestimmte Personen ausschließen.«

»Genau.«

»Willst du die Befragungen vornehmen? Oder soll ich das machen?« fragte Spencer.

»Es ist deine Show, Hübscher. Auf geht's.«

Beide verließen das Büro und gingen zu Kay und Leo. Die beiden saßen auf der obersten Treppenstufe, Leo hatte den Arm um seine Exfrau gelegt.

»Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen. Ist das in Ordnung?«

Kay nickte. »Ich werde sie so weit es geht beantworten.«

Spencer klappte seinen Notizblock auf. »Wer hatte heute Zugang zum Haus?«

»Wer hatte das nicht?« Kay strich sich mit einer Hand durchs Haar. »Das ist hier wie in der Grand Central Station, selbst samstags.«

»Könnten Sie das etwas genauer ausführen?«

»Sicher.« Sie atmete tief durch. »Die Familie. Sie, Ihr Kollege und Stacy. Die Vollzeitkräfte Mrs. Maitlin und Troy. Barry war heute Morgen auch da, der Gärtner.«

»Was ist mit Clark?«

»Er ist an den Wochenenden weg.«

»Wer noch?«

Sie ratterte die Reihe von Namen der Leute herunter, die im Laufe des Tages ein- und ausgegangen waren. Ihr persönlicher Trainer und die Maniküre. Der Postbote hatte etwas geliefert. FedEx ebenfalls.

»Am Samstag?«

»Es ist ein besonderes Angebot. Kostet natürlich extra.«

»Könnte jemand hereingekommen sein, ohne bemerkt zu werden?«

Kay sah zu Leo, ihre Wangen waren leicht gerötet. »Ich habe dir gesagt, wir sollten ein Videosicherheitssystem installieren. Wie oft schon?«

»Niemand ist verletzt worden, Kay. Wenn du dich einfach beruhigen würdest ...«

»Beruhigen? Sie waren im Haus, Leo!« Kay sprang auf und ballte die Hände zu Fäusten. Spencer bemerkte, dass sie nicht nur Angst hatte, sondern auch auf ihren Exmann wütend war. »Wie soll ich mich denn beruhigen?«

Leo sah nervös aus. »Sie wollen uns nur erschrecken.«

»Na, da haben sie aber Erfolg gehabt!«

Spencer mischte sich ein. »Beruhigen Sie sich, Mrs. Noble. Wir werden schon rausbekommen, wer dahinter steckt.«

Sie nickte und atmete tief durch. »Machen Sie weiter.«

Er stellte ihr noch ein paar Fragen, dann wandte er sich an Leo. »Wie steht es mit Ihnen, Leo, wann waren Sie das letzte Mal in Ihrem Büro?«

Er dachte kurz nach. »Um zwei Uhr heute Morgen.«

»Um zwei Uhr morgens?«

»Richtig.«

Spencer sah ihn skeptisch an. »Danach nicht mehr?«

»Nein. Ich habe lange geschlafen. Es dauert immer eine Weile, bis ich wach werde.«

»Er kommt selten vor zwölf in sein Arbeitszimmer«, warf Kay ein. »Heute war er wegen des Spiels nicht im Büro.«

»Und Sie haben es heute Morgen auch nicht betreten?« fragte er Kay.

Sie hob die Augenbrauen an. »Warum sollte ich?«

»Papiere reinlegen. Einen Anruf annehmen. Ich könnte mir jede Menge Gründe vorstellen, Mrs. Noble.«

»Ich bin keine Sekretärin, Detective.«

Spencer kniff wegen ihrer überheblichen Art gereizt die Augen zusammen. Er überlegte, noch ein bisschen weiter zu bohren, verwarf den Gedanken aber, bedankte sich und wandte sich Mrs. Maitlin zu.

»Geht es Ihnen gut?« Sie nickte. »Es wäre wichtig für mich, wenn Sie den genauen Hergang nachvollziehen könnten, als Sie Mr. Nobles Büro betreten haben. Sind Sie dazu in der Lage?«

Wieder ein Nicken. »Ich habe frische Blumen ins Arbeitszimmer gebracht.«

»Machen Sie das jeden Samstag?«

»Nein, normalerweise freitags. Aber ich habe es gestern nicht zum Blumenmarkt geschafft.«

»Deshalb sind Sie heute gegangen?« Sie bestätigte das mit einem weiteren Nicken. »Sie waren wie lange außer Haus?«

»Eine Stunde.«

»Um wie viel Uhr war das?«

Sie blickte nervös auf ihre Uhr. »Ich weiß nicht, zwischen halb zehn und halb elf.«

»Waren Sie denn heute Morgen überhaupt im Büro?«

»Nein.«

Er bemerkte, dass sie es vermied, ihn direkt anzusehen.

»Nicht einmal, um die verwelkten Blumen rauszubringen?«

»Das habe ich gestern gemacht.« Sie verschränkte die Finger ineinander. »Die Blüten halten immer genau eine Woche. Mr. Noble mag keine welken Blumen.«

Wer mochte das schon? Dieser Glückspilz.

»Also haben Sie das Arbeitszimmer mit den Blumen betreten?«

»Ja.«

Irgendetwas an ihrem Ton und ihrer Körpersprache gab ihm das Gefühl, dass sie nicht ganz ehrlich zu ihm war. »Sie trugen also die Vase ins Büro, was dann?«

»Ich öffnete die Tür. Trat ein und ...« Sie presste kurz die Lippen zusammen. »Ich sah die Karten und die Schrift und bin zu Mrs. Noble gegangen.«

»Und wo war Mrs. Noble?«

»In ihrem Büro.«

»Wo sind sie jetzt?«

Sie sah ihn ausdruckslos an. Blinzelte. »Bitte?«

»Die Blumen. Sie stehen nicht auf dem Schreibtisch.«

»Ich weiß nicht, wo ... in der Küche. Auf dem Tresen, glaube ich.«

»Wir haben in der Küche White Rabbit gespielt. Ich kann mich nicht erinnern, sie gesehen zu haben.«

»Mrs. Nobles Schreibtisch«, sagte sie und klang erleichtert. »Ich bin zu ihr gegangen und habe die Vase auf ihren Schreibtisch gestellt. Sie war ziemlich schwer.«

»Ich danke Ihnen, Mrs. Maitlin. Es kann sein, dass ich später noch einmal ein paar Fragen habe.«

Sie nickte, wollte hinausgehen, blieb dann aber stehen. »Was sollte das heißen? Die Karten und die Schrift?«

»Wir sind uns nicht sicher. Noch nicht.«

Der Spurendienst traf ein, Spencer schickte die Leute ins Büro. Als er sich umblickte, sah er, dass die Haushälterin noch dort stand und die Leute vom Team erschrocken anstarrte, das Gesicht kalkweiß.

Irgendetwas verheimlichte sie ihm, da war er sich nun sicher. Aber was? Und warum?

Spencer machte sich auf die Suche nach Troy, Leos Fahrer und Mädchen für alles. Er fand ihn beim Waschen des Mercedes. Als er Spencer bemerkte, richtete er sich auf. »Na«, sagte er.

»Haben Sie eine Minute Zeit?«

»Sicher.« Er warf das Polierleder auf die Motorhaube des Wagens. »Müsste sowieso mal eine rauchen.«

Spencer wartete, während der Mann eine Zigarette aus der Schachtel klopfte, sie ansteckte und einen tiefen Zug nahm. Dann warf Troy ihm ein breites Lächeln zu. »Fürchterliche Angewohnheit. Aber ich bin ja noch jung, was?«

Spencer stimmte ihm zu. »Haben Sie heute irgendetwas Außergewöhnliches beobachtet?«

Er kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Nichts.«

»Haben niemanden gesehen, der hier nicht hergehörte?«

Wieder gab der Mann zu verstehen, dass dies nicht der Fall gewesen wäre. »Waren Sie den ganzen Vormittag hier vor der Tür?«

»Den Benz waschen und polieren. Tu ich jeden Samstag. Mr. Noble mag es, wenn seine Karren schick aussehen.«

Spencer warf einen Blick zu seinem Camaro hinüber, der am Straßenrand parkte und ganz dringend eine Wäsche benötigte.

»Ist das ihrer?« erkundigte sich Troy und zeigte auf den Camaro.

»Ja, ist es.«

»Nett.« Er tippte die Asche von der Zigarette. »Ich war nicht den ganzen Vormittag hier. Mr. Noble hat mich losgeschickt, damit ich ein paar Sachen für Ihr Spiel besorge.«

»Wann war das?«

»Zwischen acht und halb elf. Plus minus. Gegen Mittag bin ich raus, um ein Sandwich zu holen.«

Eine Stunde lang waren sowohl die Haushälterin als auch der Fahrer nicht hier gewesen.

»Ich danke Ihnen, Troy. Werden Sie heute in der Nähe sein?«

Er lächelte, trat die Zigarette aus und nahm den Lappen wieder in die Hand. »Muss hier sein, falls der Boss was von mir will.«

»Hübscher?«

Spencer drehte sich um, als er die Stimme seines Partners vernahm. »Habt ihr irgendwas gefunden?« fragte er.

»Nichts von Belang. Eine alte Lady hat sich darüber beschwert, dass den ganzen Tag hier Leute ein- und ausgehen. Glaubt felsenfest, dass die Nobles was Illegales machen.« Er grinste. »Oder Aliens sind.«

»Großartig. Und heute Morgen?«

»Ruhig wie auf dem Friedhof.«

»Irgendwas sonst?«

»Nichts.« Er sah auf seine Uhr. »Bist du hier fertig?«

»Noch nicht. Ich muss noch mit dem Gärtner reden. Kommst du mit?«

Tony war einverstanden, und sie gingen zurück zum Haus. Die Gärten waren üppig und gut gepflegt. Von der Masse an Blumenbeeten, die in Ordnung gehalten werden mussten, konnte einem schwindeln. In manchen Zeiten im Jahr benötigten sie wahrscheinlich volle Aufmerksamkeit, um sie so zu erhalten, wie sie aussahen.

Im Moment kniete der Gärtner in der südlichsten Ecke des Anwesens und pflanzte einjährige Blumen. Springkraut, wie Spencer beim Näherkommen registrierte.

»Barry?« fragte er den Mann. »Wir sind von der Kriminalpolizei und müssten Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Das war kein Mann, stellte Spencer fest, als der Angesprochene sich umdrehte. Eher noch ein Junge.

Barry sah sie verständnislos an, dann nahm er die Kopfhörer ab. »Hi.«

Spencer zückte seine Dienstmarke. »Wir müssen Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Die unterschiedlichsten Gefühle zeigten sich auf dem Gesicht des Gärtners: Misstrauen. Neugier. Angst. Er stand auf und wischte sich die Hände an den abgeschnittenen Jeans sauber. Barry war groß und schlaksig und hätte noch einiges mehr auf den Rippen vertragen können.

»Was ist los?«

»Waren Sie den ganzen Tag hier?«

»Seit neun.«

»Mit irgendjemandem gesprochen?«

Er zögerte kurz, dann schüttelte er den Kopf. »Nein.«

»Sie scheinen nicht ganz sicher zu sein.«

»Doch.« Er wurde rot. »Ich bin sicher.«

»Irgendjemanden gesehen?«

»Ich bin die ganze Zeit auf Knien gerutscht mit dem Zaun vor meiner Nase. Meinen Sie, da hätte ich jemand gesehen?«

Ziemlich empfindlich. »Die haben Sie heute alle angepflanzt?« Spencer deutete auf das Beet mit Springkraut.

»Ja.«

»Hübsch.«

»Denk ich auch.« Er lächelte, aber es wirkte hölzern.

»Waren Sie heute im Haus, Barry?«

»Nein.«

»Was machen Sie denn, wenn Sie mal müssen, in die Büsche verschwinden?«

»Ins Poolhaus.«

»Was ist mit Essen und Getränken?«

»Ich bring alles mit, was ich brauche.«

»Haben Sie heute jemanden gesehen, den Sie nicht kennen?«

»Nein.« Er sah Richtung Haus, dann wieder zu ihnen.

»Macht es Ihnen was aus, wenn ich weiterarbeite? Wenn ich heute nicht fertig werde, muss ich morgen wiederkommen.«

»Machen Sie nur, Barry. Wir sind in der Nähe ... falls Ihnen noch irgendwas einfällt.«

Der Junge machte sich wieder an die Arbeit. Spencer und Tony liefen zur Villa. »Er war ganz schön defensiv für jemand, der seine Nase den ganzen Tag nur in den Dreck gesteckt hat«, bemerkte Tony.

»Ganz meine Meinung.« Spencers Handy klingelte. »Malone.«

Er hörte zu, dann bat er die Kollegin, zu wiederholen, was sie gerade gesagt hatte. Nicht, weil er es nicht verstanden hatte, sondern weil er hoffte, sich zu irren.

»Wir sind unterwegs.«

Er sah Tony an, der fluchte. »Was jetzt? Es ist verdammt noch mal Samstag.«

»Walter Pogolapoulos ist tot. Ans Ufer des Mississippi gespült.«

»Verdammter Mistkerl.«

»Ach, es wird noch besser. Der Mississippi am Moonwalk. Ein Tourist aus Kansas City hat ihn gefunden. Augenscheinlich kriegt der Bürgermeister jetzt das große Flattern.«

34. KAPITEL

Samstag, 12. März 2005 18:00 Uhr

Als sie den Moonwalk im French Quarter erreichten, war der Ort bereits vollständig abgeriegelt worden.

Spencer stellte seinen Camaro auf einem Parkplatz an den Straßenbahngleisen ab. Er schnappte sich die Packung Handschuhe und steckte sich eine Dose Mentholsalbe in die Jackentasche.

Er sah Tony an. »Bereit?«

»Gehen wir.«

Der Moonwalk, eine hölzerne Promenade, die entlang dem Deich beim French Quarter errichtet worden war, lag zwischen dem Jackson Square und dem Mississippi, dem Café du Monde und dem Einkaufscenter der Jax Brauerei.

Spencer ließ den Blick über das Areal schweifen. Verdammt rücksichtslos von Pogo, hier angeschwemmt zu werden. Es gab kaum einen Ort, der mehr Aufmerksamkeit erregte. Der Tourismus war das wichtigste Standbein der Stadt. Und deswegen würde der Bürgermeister dem Chef die Hölle heiß machen, der wiederum seiner Tante Patti aufs Dach stieg. Die dann dafür ihm und Tony die Daumenschrauben anlegen würde.

Die Scheiße rutschte immer abwärts.

Er und Tony steckten bis zum Hals in Schwierigkeiten.

Sie gingen zu einem der Uniformierten an der Absperrung.

»Legen Sie mal los.«

»Ein Tourist hat ihn gefunden. Dem geht's jetzt ganz schön übel.« Er zeigte auf einen Streifenwagen, dessen hintere Tür

offen stand. Ein Mann hockte auf dem Rücksitz, den Kopf in die Hände gestützt.

»Sie haben den Gestank drüben im Café du Monde bemerkt, dachten, es wäre der Müll von irgendjemandem.«

Spencer zog die Packung Mentholsalbe aus seiner Jackentasche. Nachdem er sich eine gute Portion unter die Nase geschmiert hatte, reichte er sie Tony, der sich ebenfalls großzügig bediente.

Sie stiegen die Stufen zur Aussichtsplattform hoch. Tony schnaufte, als sie oben ankamen. »Ich bin zu alt und zu fett für diesen Mist.«

»Ich mache mir ernsthafte Sorgen um dich, Spaghetti. Geh mal ins Fitness-Studio oder so was.«

»Ich fürchte, das bringt mich um.« Sie überquerten die Gleise und kletterten dann den Damm hoch. »Ich brauche nicht mehr viel, um eine richtige Couchkartoffel zu werden, das will ich mir doch nicht verderben.«

»Du willst doch nicht aufgeben, bevor du diese vergoldete Uhr und deine Pension kriegst, oder? Denk mal darüber nach ...«

In dem Moment erfasste sie der Leichengeruch. Spencer sah zu seinem Partner und bemerkte, dass ihm die Tränen in die Augen traten.

Sie stiegen die Stufen auf der anderen Seite hinunter und gingen bis zum Ufer. Spencer entdeckte Terry Landry vom Kriminalpolizeiamt des achten Bezirks. Er war der Partner seines Bruders gewesen, bis Quentin beschlossen hatte, den Polizeidienst zu quittieren.

Landry sah sie und kam ihnen entgegen.

»Terror«, sagte Spencer und begrüßte den Mann mit dem Spitznamen, den er als Anfänger erhalten hatte. Als Hitzkopf und einer, der keine Party ausließ, wurde er die Etikettierung nicht mehr los.

»Lass ruhig den ›Terror‹ weg, Junge. Ich bin zur Ruhe gekommen. Hab mich gebessert.«

»Ja, ja, genau.« Tony schüttelte ihm die Hand.

»Das stimmt. Die einzige Party, die ich noch besuche, ist die Donnerstagabendgruppe der Anonymen Alkoholiker.«

»Ist das unser Opfer?« fragte Spencer und deutete auf die unförmige Gestalt auf den Felsen.

»Ja. Papiere hatte er in der Tasche.«

Spencer blickte in den sich Purpur färbenden Himmel. »Ich werde hier ein paar Lampen brauchen.«

»Schon unterwegs.«

»Hast du seinen Puls überprüft?« fragte Tony grinsend.

»Aber ja«, erwiderte Terry. »Ich hab ihm Mund-zu-Mund-Beatmung gegeben. Jetzt bist du dran.«

Das war der gängige Humor bei der Mordkommission. Spencer und Tony machten sich auf den Weg zu Walter Pogolapoulos' Überresten. Dem Künstler war die Kehle durchschnitten worden. Die Wunde bildete eine breite Öffnung, die wie ein makabres Grinsen wirkte. Die Verwesung hatte bereits eingesetzt, begünstigt durch das warme Wasser.

»Manchmal hasse ich diesen Job.«

Tony sah über die Schulter hinüber zum Café du Monde.

»Will einer von euch Jungs ein *Beignet*?«

»Du bist ein echt kranker Mistkerl, weißt du das?« Spencer zog sich die Handschuhe über und ging zum Leichnam. Er musste sich anstrengen, in dem schwindenden Licht noch etwas zu erkennen.

Das Opfer sah ziemlich mitgenommen aus, was nicht überraschend war. Wasserleichen wurden im Strom mitgerissen, über den Grund geschleift, von Ästen und spitzen Steinen verletzt und

die ganze Zeit hin und her gestoßen. Manche wurden sogar von Bootsmotoren zerfetzt oder von Fischen angefressen.

Der Pathologe würde zwischen den Verletzungen, die vor und nach dem Tod entstanden waren, unterscheiden können. Eine Leiche in diesem Zustand zu beurteilen lag weit über Spencers Fähigkeiten.

Soweit er sehen konnte, hatte der Mörder sich nicht die Mühe gemacht, sein Opfer mit einem Gegenstand zu beschweren. Entweder wusste er nicht, dass die Verwesungsgase den Körper innerhalb von Tagen wieder an die Oberfläche brachten, oder es war ihm egal.

Trotzdem war Pogo wohl etwas früher als planmäßig aufgetaucht. Er hatte noch nicht lange genug im Fluss gelegen, um Leichenfett zu entwickeln, eine gelbe, ranzig riechende wächserne Substanz. Spencer sah seinen Partner an. »Der Mörder muss ihn flussaufwärts in den Mississippi geworfen haben. Die Strömung ist stark und hat ihn bis hierher gebracht. Was meinst du? Oben bei Baton Rouge? Oder Vacherie?«

»Vielleicht. Der Pathologe kann sicher etwas Licht ins Dunkel bringen.«

Wie aufs Stichwort erschien der Polizeiarzt. »Wo zum Teufel ist der Wagen mit den Lampen? Was soll ich denn mit dem im Dunkeln machen?«

Er wirkte ziemlich sauer. Spencer ging zu ihm und stellte sich vor. »Sieht aus, als hätte sich Ihr Samstagabend gerade zum Negativen gewendet.«

»Ich hatte Theaterkarten.« Er runzelte die Stirn. »Wie viele Malones gibt es eigentlich?«

»Mehr als eine Gang, aber weniger als eine Meute.«

Er verzog den Mund zu einem Lächeln, dann blickte er zu Tony. »Ich dachte, Sie wären schon pensioniert.«

»Kein Glück in dieser Sache, mein Freund. Hier, Sie kennen sicher Terry Landry.«

»Jeder kennt den Terror.« Der Arzt nickte in dessen Richtung, dann ging er von Tony gefolgt zum Leichnam. Spencer klappte sein Handy auf und wählte Stacys Nummer.

»Hallo, Killian.«

»Malone.«

In seinen Ohren klang sie erfreut. Er lächelte. »Zu Ihrer Information, Pogo ist tot.«

Er hörte, wie sie scharf Luft holte. »Wie?«

»Weiß ich noch nicht genau. Er ist ans Ufer gespült worden. Die Kehle ist durchgeschnitten.«

»Wann?«

»Sieht aus, als wäre es vor zwei Tagen passiert. Schlecht zu sagen, weil unser Killer ihn in den Fluss geworfen hat. Sie wissen ja, warmes Wasser und Leichen ...«

Ihr Schweigen sagte alles: Sie hatten es versaut. Nach dem Tod des Mannes, der ihre beste Spur gewesen war, hatten sie gar nichts mehr in der Hand.

Pogos Mord war kein Zufall.

White Rabbit hatte ihn zum Schweigen gebracht.

Plötzlich flammten überall Scheinwerfer auf. Der Ausrüstungswagen war da. »Ich muss gehen, Stacy. Dachte nur, Sie wollten das vielleicht wissen.«

Er klappte das Handy zu und ging zu Tony hinüber, der ihn angrinste. »Was ist los?«

»Die stachlige Ms. Killian, nehme ich an?«

»Was ist mit ihr?«

»Du wirst mit einem Spaghetti-Bauch gut aussehen, Hübscher.«

»Leck mich, Sciamé.«

Tonys Lachen hallte über den Fluss, eine makabre Untermalung für den Anblick des verwesenden Körpers von Walter Pogolapoulos.

35. KAPITEL

Samstag, 12. März 2005 19:00 Uhr

Stacy klappte ihr Handy zu. Pogo war tot. Ermordet.

Sie atmete tief durch und ging wieder in die Villa der Nobles, wo Leo und Kay im vorderen Salon auf sie warteten. Obwohl die Beamten der NOPD Haus und Grundstück gründlich durchsucht hatten, war Stacy noch einmal selbst alles durchgegangen. Doch genauso wie die Polizisten hatte sie nichts gefunden.

Als sie den Raum betrat, sprang Leo auf. »Und?«

»Ich konnte nichts Außergewöhnliches finden. Keine Anzeichen von Einbruch. Ein paar offene Fenster, aber das ist um diese Jahreszeit nicht so ungewöhnlich. Und an den Fliegengittern scheint sich auch niemand zu schaffen gemacht zu haben.«

Kay saß auf dem großen, dick gepolsterten Wohnzimmersofa, die Beine angezogen, ein Glas Weißwein in der Hand. Sie blickte Stacy an. »Haben Sie alle Schränke und Nebenräume überprüft?«

»Ja.«

»Dachboden und unter den Betten?«

Stacy tat die Frau Leid. »Ja«, erwiderte sie leise. »Ich kann Ihnen garantieren, dass sich keiner im Haus versteckt hat.«

Leo gab einen Laut von sich, der fast wie ein Knurren klang. Sie drehte sich zu ihm um und beobachtete, wie er hin und her lief. Sie konnte seine Frustration nachvollziehen. Er war es nicht gewohnt, nicht zu wissen, was er unternehmen sollte.

»Sie sind nicht bedroht worden«, sagte sie. »Das ist die gute Nachricht.«

Er blieb stehen. Sah sie an. »Tatsächlich? Ich finde es jedenfalls ziemlich bedrohlich, wenn ein Fremder mir, vermutlich am hellichten Tag, mit Blut eine Nachricht auf den Fußboden meines Büros kritzelt, danke vielmals.«

Ihre Wangen wurden heiß. Sie erinnerte sich an den Katzenkopf in ihrer Dusche. »Natürlich haben Sie Recht. Aber Ihr Leben wurde nicht direkt bedroht. Und das ist gut.«

»Woher wollen Sie wissen, dass wir nicht die Spielkarten darstellen?« jammerte Kay.

»Weil ich es weiß. Wenn Sie die potenziellen Opfer wären, hätte er Ihnen das angekündigt. Es ist ein Spielzug.«

Natürlich war ihr nicht entgangen, dass diese Hypothese in ihrem Fall genauso zutraf.

Kay setzte ihr Glas so heftig ab, dass der Wein über den Rand schwappte. »Das gefällt mir überhaupt nicht.«

»Denken wir über das Spiel nach. Wir haben es heute Nachmittag gespielt. Versuchen wir herauszufinden, was er vorhat. Ihm zuvorzukommen.«

Leo nickte. »Es gibt eine Gruppe von Helden. Sie haben die Mission, Wunderland zu retten. Und letztendlich die ganze Welt.«

»Die Haselmaus ist tot. Sie stand unter der Kontrolle von White Rabbit, was bedeutet, dass einer der Helden sie getötet hat.«

»Die Spielkarten sind ebenfalls in Gefahr.«

»Oder bereits tot. Ich bin auch im Spiel. Entweder als Grinsekatze oder ...«

»Einer der Helden!« Leo schnippte mit dem Finger. »Natürlich! Sie können nicht die Katze sein, denn die ist ...«

»Unter der Kontrolle des White Rabbit.«

»Das Gleiche gilt für uns«, sagte Kay plötzlich und hob den Kopf. »Gott sei Dank.«

»Bevor du dich freust, Liebling, denk daran, dass die Helden ständig in Gefahr schweben. Durch White Rabbit oder seine Günstlinge. Und manchmal ...« Er zögerte. »Durch die anderen Helden.«

Kay stöhnte. Stacy schüttelte den Kopf. »Irgendjemand spielt das Spiel in der Realität. Eine Gruppe. So eine wie die, in der Cassie mitgemacht hat. Es ist unwahrscheinlich, dass Rosie Allen eine Spielerin war, was bedeutet, dass dieser Mistkerl einfach Leute aussucht, die eine Rolle repräsentieren.«

»Oder es ist das Werk eines einzelnen Verrückten.« Leo überlegte. »Wenn es eine Gruppe ist, könnten es Internet-Spieler sein.«

Stacys Gedanken rasten, während sie die verschiedenen Möglichkeiten durchdachte, einzelne Stücke zusammensetzte und sie analysierte. »Die Gruppe könnte aktiv an den Morden beteiligt sein. Oder ...«

»Unwissentlich ein Teil davon.«

Alle schwiegen. Sie musste ihnen von Pogo erzählen. »Der Künstler, der diese Karten gemalt hat, ist tot.«

»Tot?« wiederholte Leo verständnislos. »Aber Sie und Detective Malone haben gerade ...«

»Er ist ermordet worden, Leo. Seine Kehle war durchgeschnitten, und man hat ihn in den Mississippi geworfen.«

Kay stöhnte. »O mein Gott.«

»Mom?«

Sie drehten sich um. Alice stand an der Tür, die Augen weit aufgerissen, das Gesicht weiß.

»Ich hab Angst«, flüsterte sie.

Kay warf Leo einen ärgerlichen Blick zu, während sie beide gleichzeitig zu dem Mädchen gingen. Sie nahm ihre Tochter in den Arm, strich ihr über das Haar und versuchte, sie zu beruhigen.

Stacy hatte gedacht, Kay wäre eine kühl kalkulierende Perfektionistin. Doch jetzt sah sie die Frau mit anderen Augen. Dagegen stand Leo steif und schweigend daneben und wirkte wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Kay sah ihn wieder vorwurfsvoll an. »Ich bringe sie nach oben.«

Er nickte, offensichtlich aus der Fassung gebracht, und ging zur Couch hinüber. Schwerfällig ließ er sich darauf sinken.

»Kay macht mich dafür verantwortlich.«

Stacy stimmte ihm zu, wusste aber, dass es nicht gerade hilfreich wäre, ihm das auch noch zu sagen.

»Ich habe das nicht veranlasst. Es ist nicht meine Schuld.«

»Ich weiß«, sagte sie leise. »Sie hat Angst. Da denkt man nicht logisch.«

»Es macht mich fertig, dass ich nichts tun kann. Alice ist ... Sie ist das Wichtigste in meinem Leben. Zu sehen, wie durcheinander und verängstigt sie ist, und nicht in der Lage zu sein ...«

Er stöhnte frustriert auf. »Dieser Künstler war unsere beste Spur.«

Ihre einzige Spur. »Ja.«

»Was machen wir denn nun?«

»Warten. Und bei allem, was wir tun, Vorsicht walten lassen. Und hoffen, dass die Polizei ihren Job macht.«

»Zum Teufel mit den Cops. Was machen *wir*?«

»Wir wissen, dass der Künstler nicht unser Mann war. Er war nur ein angeheuerter Helfer.«

»White Rabbit hat es getan.«

»Kann sein. Wir wissen es nicht mit Sicherheit.«

Er lachte gequält auf. »Natürlich war es White Rabbit. Sie glauben genauso wenig an Zufall wie ich. Als Sie und Detective Malone nahe dran waren, hat der Killer den Künstler umgebracht, um seine Identität zu schützen.«

Sie erwiderte nichts. Das war auch ihre Einschätzung, nicht auf Grund von Fakten, sondern gesundem Menschenverstand.

»Es ist ein Bekannter«, sagte sie. »Jemand aus Ihrem Kreis. Davon bin ich immer noch überzeugt.«

»Also ziehen Sie hier ein.«

»Wie bitte?«

»Ich möchte, dass Sie hier bleiben. Bei uns.«

»Leo, ich glaube nicht, dass ...«

»Kay ist ziemlich fertig. Sie haben Alice erlebt. Sie würden sich sicherer fühlen, wenn Sie hier wohnen.«

»Stellen Sie einen professionellen Sicherheitsdienst ein. Schaffen Sie sich einen Hund an. Einen Elektrozaun. Das Videoüberwachungssystem, von dem Kay gesprochen hat. Bodyguard ist nicht mein Ding.«

»Ich würde mich mit Ihnen sicherer fühlen als mit irgendwelchen bezahlten Muskelprotzen.«

»Warum? Und sagen Sie mir nicht, weil ich Polizistin war, das zieht bei mir nicht.«

»Weil Sie nicht nur einfach uns beschützen würden. Sie würden sich auch um Ihre eigene Sicherheit sorgen.«

»Ich mache mir keine Gedanken darum, mich ...«

»Sie sind im Spiel, Stacy. Deshalb sollten Sie ein Interesse daran haben, sich zu schützen. Außerdem sind Sie an dem Ergebnis dieser Sache interessiert. Und wenn Sie hier bleiben, sitzen Sie an der Quelle.«

36. KAPITEL

Montag, 14. März 2005 Mittag

Letztendlich stimmte Stacy zu, in die Villa zu ziehen. Nicht, weil sie meinte, sie könnte die Nobles beschützen, und auch nicht, weil sie glaubte, dass es für sie sicherer wäre, in der Gesellschaft anderer Leute zu sein. Aber je näher sie den Nobles war, desto näher war sie den Ermittlungen. Wenn sie sich mitten im Geschehen befand, konnte Malone sie nicht ausschließen.

Sie hatte darauf bestanden, dass Leo das Videoüberwachungssystem installierte. Außerdem hatte sie dringend geraten, dass Alice und Kay aus dem Gästehaus in die Villa umzogen. Kay hatte das zwar für sich abgelehnt, jedoch Alice gebeten, es zu tun. Sie hatten Alices Bett in das Zimmer gebracht, in dem sie sonst Unterricht bekam.

Der Teenager hatte kaum einen Grund, das Zimmer, ausgestattet mit einem Computer, Highspeed-Internetanschluss und Kabelfernsehen, zu verlassen. Oder die Höhle, wie Stacy den Raum bei sich nannte.

Alice reagierte auf die typisch zynische Art eines Teenagers. Aus dem verängstigten Mädchen war eine störrische Sechzehnjährige geworden. Mit einem Teenager zusammenzuwohnen war so ähnlich wie sich in der Gesellschaft einer multiplen Persönlichkeit zu befinden.

Stacy sammelte die Bücher zusammen, die sie heute für die Uni benötigte, verließ ihr Zimmer in der Villa und schloss die Tür hinter sich ab.

»Das ist ein bisschen paranoid, was?«

Stacy blickte über die Schulter. Alice stand mit gelangweiltem Gesicht hinter ihr.

Stacy lächelte. »Sicher ist sicher.«

»Netter Spruch.«

»Wie geht es dir?«

»Wie immer bestens.« Sie grinste schief. »Wenn wir schon bei Sprüchen sind.«

Stacy versteifte sich angesichts des sarkastischen Tons des Mädchens. »Ich habe nicht vor, dir in die Quere zu kommen.«

»Was auch immer.«

»Neulich hattest du Angst. Jetzt nicht mehr?«

»Nein.« Sie hob die Schulter. »Ich hab's jetzt kapiert. Das haben Sie alles erfunden, um sich an meinen Dad ranzumachen.«

Stacy unterdrückte ein ungläubiges Stöhnen. »Und warum sollte ich das tun?«

»Promigeil.«

Clark kam aus dem Zimmer und holte das Mädchen in den Unterricht zurück. Er sah Stacys Blick und verdrehte die Augen. Offensichtlich hatte er die Unterhaltung gehört.

Der Rest des Tages verging ohne weitere Vorkommnisse. Stacy arbeitete an einem Referat, das sie am nächsten Nachmittag fertig haben musste. Statt in ihrem Zimmer zu bleiben, setzte sie sich in die Küche, um besser beobachten zu können, wer die Villa betrat und verließ.

Mrs. Maitlin war nicht gerade erfreut über dieses Arrangement.

»Kann ich Ihnen was anbieten?« fragte sie, als sie sich selbst einen Kaffee zubereitete.

»Sie brauchen sich nicht um mich zu kümmern.« Stacy lächelte. »Aber vielen Dank für das Angebot.«

Die Haushälterin stand mit ihrem Kaffee am Tresen und machte den Eindruck, als fühlte sie sich nicht ganz wohl in ihrer Haut.

»Setzen Sie sich doch.« Stacy deutete auf den Stuhl ihr gegenüber.

»Ich will Sie nicht stören.«

»Es ist Ihre Küche.« Stacy schaltete den Laptop aus, stand auf und machte sich ebenfalls einen Kaffee. Mrs. Maitlin setzte sich an den Tisch, aber erst nachdem sie eine Dose mit edlen Schokoladenkeksen hervorgeholt hatte.

Stacy nahm sich einen, dann kehrte sie zu ihrem Stuhl zurück. »Wie lange arbeiten Sie schon für die Nobles?«

»Etwas länger als siebzehn Jahre.«

»Sie müssen Ihre Arbeit mögen.«

Sie erwiderte nichts, und Stacy hatte den Eindruck, zu weit gegangen zu sein.

»Ich bin keine Spionin«, sagte sie freundlich. »Es sollte einfach nur Konversation sein.«

»Ja, ich mag es hier.«

»Sie sind mit ihnen umgezogen. Das muss eine schwere Entscheidung für Sie gewesen sein.«

Sie hob eine Schulter. »So schwer war es nicht. Ich habe ja keine eigene Familie.«

Stacy dachte an Jane. »Auch keine Geschwister?«

»Auch nicht.«

Die Nobles waren ihre Familie.

Die Frau blickte einen Moment in ihre Tasse, dann sah sie Stacy wieder an. »Warum sind Sie hier? Sie sind keine Beraterin.«

»Nein.«

»Es hat was mit diesen Karten zu tun. Und dieser merkwürdigen Nachricht.«

»Ja.«

»Habe ich Grund, mich zu fürchten?«

Stacy dachte kurz nach. Sie wollte ehrlich zu ihr sein, aber es war eine Gratwanderung zwischen Informieren und Panikmache. »Seien Sie vorsichtig. Und aufmerksam.«

Sie nickte, sah erleichtert aus. »Es hat sich hier verändert. Es ist nicht so ...« Sie verstummte, und Stacy drängte sie nicht.

»Ich habe schon für die Nobles gearbeitet, bevor Alice da war. Sie war so ein süßes Baby. Ein niedliches Kind. So klug. Sie ...«

Wieder brach sie mitten im Satz ab. Stacy spürte, dass die Frau tieftraurig war. »Das Haus war immer voller Lachen. Sie hätten Mr. und Mrs. Noble nicht wiedererkannt. Und Alice. Sie ...« Die Haushälterin sah auf ihre Uhr und stand auf. »Ich gehe besser wieder an meine Arbeit.«

Stacy griff nach ihrer Hand. »Alice ist jetzt ein Teenager. Das ist eine schwierige Phase. Für die Kinder und für die, die sie lieben.«

Die Frau sah sie überrascht an. Sie schüttelte den Kopf. »Es ist nicht das, was Sie denken. Als sie aufhörten zu lachen, hörte Alice auch auf.«

Man sah ihr an, dass sie sich unwohl fühlte, als sie ihre Tasse nahm und zum Waschbecken trug. Sie schüttete den Rest Kaffee in den Ausguss, spülte die Tasse ab und stellte sie in die Geschirrspülmaschine.

»Mrs. Maitlin?«

Die Frau drehte sich um. »Darf ich Sie beim Vornamen nennen?«

Sie lächelte. »Das wäre nett. Ich heiße Valerie.«

Stacy sah ihr hinterher und dachte über das Gespräch nach. Wie waren die Nobles wohl vor siebzehn Jahren gewesen? Warum hatten sie sich scheiden lassen? Sie hegten beide noch eine tiefe Zuneigung zueinander, das war nicht zu übersehen. Jeder fühlte sich mit dem anderen verbunden, und sie beide mit Alice, auch das war offensichtlich. Im Wesentlichen wohnten sie noch richtig zusammen.

Als sie aufhörten zu lachen, hörte Alice auch auf.

Sie blickte auf ihren Laptop, dann stand sie auf und ging hinaus an die frische Luft. Der Gedanke, an ihrem Referat zu arbeiten, reizte sie gerade überhaupt nicht, außerdem war es sicher eine gute Idee, alle ein, zwei Stunden eine kurze Runde über das Grundstück zu drehen.

Sie blickte in den Himmel. Dunkle Wolken sammelten sich am Horizont. Es sah aus, als würde der sonnige Nachmittag von einem stürmischen Abend abgelöst werden.

Zurzeit installierte eine Firma die Videoüberwachungsanlage. Troy unterhielt sich mit einem der Mitarbeiter, während er eine Zigarettenpause machte. Vorher hatte der Fahrer sich in einem Liegestuhl gesonnt, über dessen Rückenlehne er sein gelbes Polohemd gehängt hatte. Bisher hatte sie ihn nur ein paar Mal voll bekleidet gesehen.

Sie grinste in sich hinein. Soweit sie beurteilen konnte, hatte Troy den ruhigsten Job der Welt. Er hing herum und wartete darauf, dass Leo ihn für irgendetwas brauchte – einen Botengang erledigen, ihn irgendwohin fahren. Er sonnte sich, er wusch die Autos, er rauchte.

Wirklich ein hartes Leben. Sie fragte sich, wie viel der Mann verdiente und ob das nicht ein Job für sie wäre.

Troy entdeckte sie und lächelte, seine Zähne strahlten fast erschreckend weiß in dem gebräunten Gesicht.

»Hi, Stacy.«

Sie blieb stehen. »Hi, Troy. Immer noch beschäftigt?«

»Na ja, ein typischer Tag.« Er zeigte auf die Arbeiter. »Das ist ein echtes Hightech-System, was die da einbauen. Der Typ hat versucht, es mir zu erklären.« Troy zuckte die Schultern, um zu signalisieren, dass der Versuch misslungen war. »Wenn Mr. Noble sich was anschafft, dann ist das Spitzenklasse. Nur das Beste.« Er kratzte sich zerstreut die Brust. »Aber ich weiß nicht, warum er das macht. Ich bin ja so gut wie immer hier. Und halte meine Augen offen.«

»Vielleicht ist es für die Zeit, in der Sie nicht hier sind?«

Er nickte und machte ein Gesicht, als würde er angestrengt nachdenken. Wer auch immer das getan hatte, war ins Haus gelangt, als er und die Haushälterin nicht da gewesen waren.

Er schwieg in Gedanken versunken. Dann sah er sie an.

»Was geht hier vor? Das neue Sicherheitssystem. Alice ist ins Haupthaus gezogen. Sie. Hat jemand Leo oder Alice bedroht?«

»Jemand spielt ein makabres Spiel«, sagte sie. »Leo ist eben vorsichtig.«

Er starrte sie einen Augenblick an. Sie beide wussten, dass sie ihm nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte. Aber er fragte nicht nach.

Er ging wieder zu seinem Liegestuhl. »Wenn Sie was brauchen, ich bin hier.«

Sie beobachtete ihn, wie er es sich bequem machte, dann blickte sie zu den Fenstern im ersten Stock.

Und sah Alice, die sie von oben beobachtete.

Stacy hob die Hand, um dem Mädchen zuzuwinken. Statt die freundliche Geste zu erwidern, stürzte sie davon.

Stacy schüttelte halb amüsiert den Kopf. Es schien, als brauchte sie nicht viel zu tun, um die junge Ms. Noble zu verletzen. Sie hatte fast den Verdacht, dass es allein schon genügte, wenn sie atmete.

Das musst du aushalten, Kleine. Du hast mich jetzt am Hals.

37. KAPITEL

Montag, 14. März 2005 18:10 Uhr

Shannon's Tavern, Arbeiterkneipe und Treffpunkt für die NOPD-Leute, lag in einer Gegend von New Orleans, die Irish Channel genannt wurde. Die Bar war der ideale Ort, um auf das Ende eines Sturmes zu warten.

Wenn man es dort hinein schaffte, bevor der Sturm losging.

Was Spencer und Tony nicht gelungen war. Sie stürzten ins Lokal und brachten jede Menge Regen und Wind mit sich. Shannon warf ihnen nur kopfschüttelnd einen Blick zu. »Cops.«

Spencer fing das Handtuch auf, das der Barkeeper ihm zuwarf. Er trocknete sich das Haar so weit wie möglich und wischte an seinen Hosenbeinen herum. Shannon servierte mehr als eiskaltes Bier; er machte die besten Burger in der Stadt – groß, saftig und preislich genau das Richtige für die Brieftasche eines Polizisten.

Die Tür wurde aufgestoßen, und Tante Patti stürmte herein.

»Es ist fürchterlich draußen«, rief sie, klappte ihren Schirm zusammen und stellte ihn in den Ständer neben dem Eingang.

»Wir müssen uns unterhalten.«

Spencer runzelte die Stirn. »Was ist passiert?«

Sie sah abgespannt aus. Keine Farbe im Gesicht.

»Geht es dir gut, Tante Patti?«

»Ja. Die PID hat mich heute besucht.«

Public Integrity Division, die sich um innere Angelegenheiten bei der Polizeistelle kümmerte.

Ihn überlief es eiskalt, die Vergangenheit holte ihn wieder ein. Zwei Jahre zuvor, als er von seinem damaligen Vorgesetzten ins

Büro bestellt worden war, hatten zwei Typen von der PID auf ihn gewartet.

Es war ein Überraschungsbesuch gewesen. Spezialität der PID.

»Sie haben sich nach dir erkundigt, Spencer. Nach diesem Fall.«

»White Rabbit?«

»Ja.«

Er schüttelte den Kopf. »Warum?«

»Ich bin nicht sicher.« Abwesend rieb sie sich über den linken Arm. »Sie haben herumgestochert.«

»Warum das?«

»Erzähl du's mir.«

»Es gibt nichts zu erzählen.« Er dachte nach. »Alles stand im Bericht.«

»Da ist mehr. Der Boss hat mich angerufen. Deinetwegen. Wegen des Falls.«

Nicht gut, wenn der Chef sich für einen interessierte. Das bedeutete immer Ärger.

Wieder schüttelte er den Kopf. »Warum? Ich kapiert's nicht.«

Sie packte ihn am Arm. »Du und Tony«, sagte sie mit angespannter Stimme, »solltet besser aufpassen.«

Spencer wollte gerade etwas dazu sagen, stockte aber, als er sah, wie sie das Gesicht vor Schmerz verzog. »Tante Patti, was ist los?«

Sie brachte keinen Ton hervor. Presste nur die Hand auf ihre Brust. Alarmiert rief Spencer, jemand solle den Notarzt rufen.

Innerhalb von zwanzig Minuten hatte man Tante Patti mit dem Ambulanzwagen ins Touro-Krankenhaus gebracht, wo die Angehörigen erfuhren, dass sie einen Herzanfall hatte.

Der ganze Malone-Clan hatte sich versammelt, was den gepeinigten Gesichtsausdruck der Stationsschwester erklärte.

Seine Tante würde höchstwahrscheinlich rund um die Uhr Besucher haben. Zweifellos würden einige von ihnen versuchen, Unerlaubtes einzuschmuggeln. Sachen wie Krispy Kreme Doughnuts. Und Krystal Burger.

Das Warten erschien ihm endlos. Schließlich ließen sie zu, dass Onkel Sammy zu Patti hineinging, dann Spencers Mutter, die gerade angekommen war. Die anderen mussten noch ausharren.

Der Arzt erschien, ein Typ, der viel zu jung aussah, als dass man ihm die Pflege seiner Lieblingstante anvertrauen konnte, und erklärte, sie habe einen leichten Anfall gehabt, hervorgerufen durch eine blockierte Arterie. Sie hatten ihr eine Wunderdroge verabreicht, die den Klumpen auflösen sollte.

»Sie hat nach Spencer gefragt«, sagte er dann.

»Das bin ich.«

Der Mediziner sah ihn an. »Sind Sie Polizist?«

»Ja.«

»Nicht über die Arbeit reden. Ich will nicht, dass sie sich aufregt.«

»Sie haben es erfasst, Doktor.«

Spencer betrat das Zimmer. Für so einen zähen Vogel sah sie jetzt verdammt verletzlich aus.

Sie lächelte matt. »Ich habe das Gefühl, als hätte ich mir mit einem echt harten Ganoven einen Faustkampf geliefert.«

»Der Doktor sagt, du hast eine blockierte Arterie. Sie haben dir ein Wundermittel gegeben, das das Problem beseitigen soll. Du wirst dich wieder erholen.«

»Ich mache mir keine Sorgen um ... mich. Du ...«

»Pst.« Er nahm ihre Hand und drückte sie. »Ich kann schon auf mich aufpassen.«

»Aber ...«

Wieder drückte er ihre Hand. »Ich werde vorsichtig sein. Die Untersuchung ist am Laufen. Tony und ich werden dafür sorgen, dass es so bleibt. Du konzentrierst dich darauf, wieder gesund zu werden. Das ist im Moment dein Job.«

Sie dämmerte weg. Spencer blieb bei ihr und beobachtete, wie sie schlief.

Ihr solltet besser aufpassen.

Diese Worte beschworen wieder die schreckliche Zeit herauf, als ihm alle überall, wo er auftauchte, misstrauisch begegnet waren und es jeder irgendwie auf ihn abgesehen hatte.

Womit hatte er die Aufmerksamkeit des Chefs und der PID diesmal erregt?

Die Krankenschwester steckte den Kopf herein. »Die Zeit ist um, Mr. Malone.«

Er nickte, drückte seiner Tante einen Kuss auf die Stirn und ging wieder in den Warteraum zurück.

Tony und ein paar andere Jungs waren eingetroffen. Spencer nahm Tony zur Seite. »Tante Patti hat mir heute Abend erzählt, dass die PID und der Chef sich nach uns erkundigt hätten.«

Tony sah ihn mit großen Augen an. »Warum?«

»Sie weiß es nicht. Sie haben sie nach dem White-Rabbit-Fall ausgefragt.«

Tony würde wütend. »Der verdammte Pogo musste ausgerechnet im French Quarter auftauchen.«

Spencer nickte. »Das erklärt aber immer noch nicht, warum sich die PID einmischt. Die interessieren sich normalerweise nur für unsaubere Geschichten.«

»Lass mich nachforschen. Mal sehen, ob jemand was gehört hat.«

John Junior winkte Spencer zu sich herüber. Der drehte sich um, sah aber noch einmal zu Tony zurück, bevor er zu seinem Bruder ging. »Tu das. Und halte mich auf dem Laufenden.«

38. KAPITEL

Dienstag, 15. März 2005 9:30 Uhr

Alice platzte in die Küche, blickte kurz Stacy an, dann die Haushälterin. »Ich geh mal auf einen Moccaccino ins Café Noir.«

Stacy dachte angestrengt nach. *Alice ging ins Café Noir? Hatte sie das Mädchen jemals dort gesehen?* Eine Menge Kids hingen in dem Coffee-Shop herum, meist abends und direkt nach der Schule. Sie konnte sich nicht erinnern, dass Alice jemals darunter gewesen war.

Die Haushälterin stand am Waschbecken und sah über die Schulter zu dem Mädchen. »Was ist mit deinem Vormittagsunterricht?«

»Mr. Dunbar geht's heute schlecht. Er hat mich gefragt, ob wir ein bisschen später anfangen können.«

»Deine Eltern haben die strikte Anweisung gegeben, dass du das Haus nicht allein verlässt. Wenn du fünf Minuten wartest, werde ich ...«

Alice wurde rot. »Café Noir ist weniger als sechs Häuserblocks von hier! Sicher haben sie nicht gemeint, dass ...«

»Tut mir Leid, meine Liebe, aber nach allem, was passiert ist ...«

»Das ist doch nur ein blöder Vorwand!«

»Ich kann mitkommen«, sagte Stacy und stand auf. »Ein bisschen Laufen tut mir sowieso gut.«

»Nein danke.« Alice sah sie wütend an. »Ich gehe lieber ohne Sie.«

»Deine Entscheidung.« Sie zuckte die Schultern. »Ich muss wirklich einen Spaziergang machen. Soll ich dir einen mitbringen?«

Das Mädchen starrte sie einen Moment mit leicht zusammengekniffenen Augen an. »Okay. Aber ich gehe nicht mit Ihnen. Sie müssen hinter mir bleiben.«

Stacy ließ sich nicht anmerken, wie sie das amüsierte. »Wie du willst.«

Wenige Minuten später näherten sich die beiden dem Café Noir. Wie versprochen hatte sich Stacy ein paar Schritte hinter Alice gehalten. Sie hatte allerdings nicht ihr Wort darauf gegeben, dass sie den Abstand im Café ebenfalls wahren würde.

Als Stacy das Café betrat, stand Alice bereits am Tresen und bestellte. Billie sah auf und lächelte zur Begrüßung.

»Hallo, Mädels«, rief sie. »Lange nicht gesehen. Was ist los?«

»War beschäftigt.« Stacy lief zur Theke, Alice sah sie finster an. »Billie, das ist Alice, Leonardo Nobles Tochter.«

Billie lächelte das Mädchen an. »Tatsächlich? Jetzt kann ich ja das Gesicht mit einem Namen zusammenbringen.«

Alice steckte einen Strohhalm in ihren XXL-Eis-Moccaccino. »Bis später.«

Stacy drehte sich um und sah ihr nach, dann wandte sie sich wieder an Billie. »Sie ist die Teenager-Version von Dr. Jekyll und Mr. Hyde.«

Billie zog die Augenbrauen hoch. »Scheint mir mehr Hyde als Jekyll.«

»Kommt sie öfter hierher?«

»Manchmal.«

»Hat sie irgendwann mal mit Cassie gesprochen?«

»Ja, kann sein.«

Stacy wusste nicht, was sie mehr überraschte, ihr Gedanke, den sie laut ausgesprochen hatte, oder Billies Antwort. »Sie kannte Cassie?«

»Sie waren nicht direkt befreundet, aber ich denke, sie haben miteinander gesprochen. Das Übliche?«

Sie schüttelte den Kopf. »Einen Eiskaffee. Groß.«

Billie nickte, bereitete das Gewünschte vor, stellte es auf den Tresen und winkte ab, als Stacy bezahlen wollte. »Geht aufs Haus.«

»Danke.« Bei dem Gedanken an Cassie und Alice runzelte sie die Stirn. »Als du sagtest, sie hätten miteinander gesprochen, meintest du damit mehr als ›Hallo‹ und ›Tschüss‹?«

»Sie haben sich übers Spielen unterhalten.«

Natürlich. Und schon rasten ihre Gedanken. Könnte Alice diejenige gewesen sein, die Cassie versprochen hatte, sie White Rabbit vorzustellen?

»Was ist los?« sagte Billie mit gedämpfter Stimme. »Wo zum Teufel warst du? Und erzähl mir nicht diesen Mist von wegen du warst beschäftigt.«

Stacy blickte über ihre Schulter und stellte fest, dass sich niemand in Hörweite befand. »Es sind ein paar merkwürdige Dinge vorgefallen, seit wir das letzte Mal gesprochen haben. White Rabbit hat sich offen zu einem Mord bekannt, und zwar an einer Frau namens Rosie Allen. Nach der Nachricht, die er gestern hinterlassen hat, wird es wahrscheinlich zwei weitere Opfer geben. Und habe ich erwähnt, dass ich jetzt ins Spiel einbezogen wurde?«

»Ins Spiel?« wiederholte Billie verständnislos. »Hol weiter aus, Freundin. Viel weiter.«

»Leo Noble glaubt, dass vielleicht ein verärgerter Fan begonnen hat, das Spiel White Rabbit in der Realität nachzuspielen. Er hat ziemlich makabre Karten erhalten, aus

denen hervorgeht, dass er in das Szenarium des Killers aufgenommen wurde. Eine der Karten zeigte eine ertrinkende Maus. Eine Frau namens Rosie Allen wurde ertrunken in ihrer Badewanne gefunden. Der Killer hat eine Nachricht am Tatort hinterlassen: ›Arme kleine Maus, ertrunken in einem Tränenteich.‹ Die Frau hatte Noble gekannt. Sie hat Änderungsnäharbeiten für die Familie gemacht. Samstag hat er den Nobles eine Nachricht zukommen lassen: ›Die Rosen sind jetzt rot.‹ Mit Blut geschrieben.«

Billie sagte eine ganze Weile nichts. Als sie schließlich anfang zu reden, flüsterte sie fast, als wollte sie sichergehen, dass kein Angestellter oder Gast etwas mitbekam. »Hör auf herumzuschnüffeln, Stacy. Du bist keine Kripobeamtin. Du hast keine Rückendeckung von einer Polizeieinheit.«

»Zu spät. Offensichtlich hat der Killer Gefallen an mir gefunden. Donnerstagabend hat er mich ins Spiel aufgenommen. Hat mir einen Katzenkopf dagelassen. Die Grinsekatze, nehme ich an. Ich bin jetzt vorübergehend zu den Nobles gezogen, um ein Auge auf ...«

»Verdammt, Stacy, du spielst mit ...«

»Mit dem Feuer? Was du nicht sagst.« Sie sah zur Terrasse hinüber. Alice saß an einem der Tische draußen. »Ich muss los.«

»Warte!« Billie hielt sie am Arm zurück. »Versprich mir, dass du vorsichtig bist, oder ich schwöre dir, dass ich dir einen Tritt verpasse.«

Stacy grinste lakonisch. »Ich mag dich auch. Komme später noch mal bei dir am Tresen vorbei.«

Sie ging nach draußen zu Alice an den Tisch. »Willst du Gesellschaft?«

»Nein.«

Stacy setzte sich trotzdem. Der Teenager schnaufte verärgert. Stacy unterdrückte ein Grinsen.

»Ich hab gesehen, dass Sie Troy ausgecheckt haben«, sagte Alice plötzlich.

»Wirklich? Wann denn das?«

»Gestern. Vorm Haus.«

Als sie nach oben gesehen hatte und Alice am Fenster gewesen war.

»Sie brauchen es gar nicht abzustreiten, das machen doch alle Frauen. Sogar meine Mom.«

Interessant. War Kay womöglich auf den gut aussehenden Chauffeur scharf?

Sie trank von ihrem Eiskaffee. »Wie sieht es mit dir aus, Alice? Checkst du ihn auch aus?«

Sie errötete. »Sie würden Ihre Zeit mit ihm verschwenden. Er ist schwul.«

Das könnte sein, dachte Stacy. Aber sie glaubte es eigentlich nicht.

»Schwul oder nicht, er sieht gut aus.«

Das Mädchen sah sie skeptisch an. »Wollen Sie gar nicht fragen, woher ich das weiß?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Die Wahrheit war, dass sie sich verdammt gut vorstellen konnte, was los war. Alice hatte ein Auge auf den Mann geworfen und mit ihm geflirtet; er hatte sie zurückgewiesen. Entweder bezeichnete sie ihn als homosexuell, um ihre verletzten Gefühle zu lindern, oder sie versuchte so zu verhindern, dass andere Frauen sich für ihn interessierten.

»Weil es mir egal ist.«

Von ihrem Gesichtsausdruck konnte Stacy ablesen, dass Alice die Antwort nicht gefiel. »Ich hab das von Ihrer Schwester

gehört«, sagte sie. »Von dem Bootfahrer, der sie fast getötet hätte.«

»Und?«

Sie schwieg kurz. »Nichts. Ich weiß es eben, das ist alles.«

»Möchtest du mich etwas dazu fragen?«

Sie wollte Nein sagen, das merkte Stacy. Aber die Neugier siegte.

»Okay.«

»Wir haben die Schule geschwänzt. Oder ich sollte besser sagen, Jane schwänzte die Schule mit mir und ein paar meiner Freundinnen. Es war im März und ziemlich kühl. Wir haben sie herausgefordert, sie sollte schwimmen gehen.«

»Und ein Boot hat sie erwischt?« sagte Alice mit aufgerissenen Augen.

»Ja. Der Mann hat sie absichtlich angefahren. Jedenfalls sah es so aus. Er wurde nie gefasst.« Stacy atmete tief durch. »Sie hätte es fast nicht überlebt. Es war ... schrecklich.«

Alice lehnte sich vor. »Ihr Gesicht war ganz schön verhunzt, was?«

»Das ist eine ziemliche Untertreibung.«

»Ich habe ein Foto von ihr gesehen. Sie sieht normal aus.«

»Jetzt. Nach vielen, vielen Operationen.«

Alice zog an ihrem Strohalm. »Sie hat Ihnen die Schuld gegeben, oder?«

Stacy schüttelte den Kopf. »Nein, ich selbst habe mir die Schuld gegeben.«

Sie tranken schweigend ihren Kaffee. Dann runzelte Alice plötzlich die Stirn. »Ich habe mir immer vorgestellt, wie es wäre, eine Schwester zu haben.«

In dem Moment wurde Stacy klar, wie einsam Alice Noble sich fühlte.

»Es ist sehr schön«, erwiderte Stacy. »Jetzt. Obwohl wir uns nicht immer besonders nahe standen. Tatsächlich haben wir jahrelang kaum miteinander gesprochen.«

Alice betrachtete sie interessiert. »Wie kam das?«

»Eine Menge Missverständnisse und verletzte Gefühle.«

»Wegen dem, was ihr passiert ist?«

»Es gab noch andere Dinge, die dabei mitwirkten, aber ja. Ich erzähle dir irgendwann mal davon.«

Alice zog an ihrem Strohalm, offensichtlich fasziniert von der Geschichte. »Aber jetzt stehen Sie sich nahe?«

»Sie ist meine beste Freundin. Im Oktober hat sie ein Baby bekommen. Ihr erstes Kind. Apfel-Annie.« Stacy lächelte. »Das ist der Spitzname, den ich ihr gegeben habe. Sie hat so runde, rosige Backen.«

»Ein Baby«, sagte Alice wehmütig. »Süß.«

Stacy sah zur Seite, weil sie fürchtete, das Mädchen könne das Mitleid in ihren Augen lesen. So oft sie sich früher auch gewünscht hatte, ein Einzelkind zu sein, sie wollte ihre Schwester für nichts in der Welt missen.

Alice würde dieses schöne Gefühl nie kennen lernen.

»Vermissen Sie sie?« fragte sie.

»Und wie.«

»Warum sind Sie dann hierher gezogen?«

Stacy überlegte, wie viel sie erzählen sollte. »Ich wollte neu beginnen«, sagte sie schließlich. »Zu viele schlechte Erinnerungen.«

Das Mädchen sah sie überrascht an. »Aber Ihre Schwester, das Baby, das sind doch keine schlechten Erinnerungen.«

»Nein, das nicht.« Stacy lenkte das Gespräch auf Alice.

»Hast du denn Cousins oder Cousinen in deinem Alter?«

Sie schüttelte den Kopf. »Aber ich habe eine Tante, die echt cool ist. Die Schwester von Dad, Tante Grace.«

»Wo wohnt sie?«

»In Kalifornien. Sie ist Professorin für Anthropologie an der University of California in Irvine. Wir fahren manchmal zusammen weg.«

Die Intelligenz war offensichtlich ein Familienmerkmal.

Alice sah auf ihre Uhr. »Ich sollte besser gehen. Clark wollte, dass ich nach einer Stunde zurückkomme.«

»Warte mal. Ich glaube, du kennst eine Freundin von mir.«

Sie kniff zweifelnd die Augen etwas zusammen. »Wen denn?«

»Sie mochte Spiele. Kam oft hierher. Ihr Name war Cassie.«

Sie schien sich zu erinnern. »Lockiges blondes Haar?«

»Hm.«

»Ich habe sie in letzter Zeit nicht gesehen.«

Stacy hatte das Gefühl, ihr würde die Luft abgeschnürt. »Ich auch nicht.«

»Ist alles in Ordnung mit ihr?« erkundigte sich Alice mit gerunzelter Stirn.

Stacy ging nicht auf die Frage ein. »Hat sie irgendwann mal mit dir über White Rabbit gesprochen?« fragte sie stattdessen.

Alice schüttelte den Kopf. »Hat sie es gespielt?«

»Nein. Aber sie hat erwähnt, dass sie jemanden getroffen hat, der es spielt. Ich dachte, du warst das vielleicht?«

»Nein. Warum fragen Sie sie nicht einfach?«

Die Frage war wie ein Schlag ins Gesicht. Einen kurzen Moment konnte sie kaum atmen, geschweige denn etwas sagen.

»Vielleicht werde ich das«, brachte sie dann hervor, als sie ihre Stimme wiedergefunden hatte. Sie stand auf. »Vielleicht sollten wir jetzt zurückgehen?«

Alice blickte auf ihre Uhr und stand auf. »Sie müssen nicht mehr hinter mir laufen«, sagte sie etwas verlegen.

»Bist du sicher?« neckte Stacy sie. »Ich will dich nicht demütigen oder so was.«

»Ich schätze, ich war vorhin ein bisschen ätzend. Tut mir Leid.«

Sie klang nicht so, als täte es ihr sehr Leid, aber Stacy rechnete es ihr hoch an, dass sie überhaupt nachgab.

Als sie in der Villa ankamen, ging Alice zu Clark, und Stacy setzte sich wieder in die Küche. Mrs. Maitlin packte Lebensmittel aus.

Sie sah Stacy an. »Ist das vielleicht der Beginn eines Waffenstillstands?«

»Vorübergehend, denke ich. Gewöhnen Sie sich nicht zu sehr daran, der könnte sehr kurz dauern.«

Die Haushälterin lachte. »Mr. Noble hat Sie gesucht. Ich glaube, er ist in seinem Büro.«

»Danke, ich sehe gleich mal nach ihm.«

»Könnten Sie ihm seine Post mitbringen? Dann brauche ich nicht zu gehen.«

»Kein Problem.« Stacy nahm die Post und machte sich auf den Weg zu Leos Arbeitszimmer. Die Tür war angelehnt. Sie klopfte an. Dabei ging sie noch weiter auf, und Stacy steckte den Kopf hinein. »Leo?«

Er war nicht da. Die NOPD hatte den Raum zum Saubermachen freigegeben, vor zwei Tagen war ein Putzteam da gewesen. Das Blut hatte einen leichten Schatten auf dem Holzboden hinterlassen. Stacy stieg darüber und ging zum Schreibtisch, um den Stapel Briefe auf seinen geschlossenen Laptop zu legen. Sie betrachtete ihn einen Augenblick und blinzelte, als ihr plötzlich klar wurde, was vor ihren Augen lag:

Eine Postkarte von der Galerie 124. Die Ankündigung einer Kunstaussstellung.

Pogos Galerie.

Mit gerunzelter Stirn nahm sie die Karte vom Stapel. Sie war an Leo adressiert. Das hieß, er war auf der Adressliste. Er hatte die Galerie schon einmal besucht, vielleicht auch etwas gekauft.

Zufall?

Sie hasste Zufälle. Sie hatten immer einen komischen Beigeschmack.

»Hallo, Stacy. Kann ich Ihnen helfen?«

Sie wirbelte schuldbewusst herum, ihre Wangen wurden heiß.

»Leo. Valerie hat mich gebeten, Ihnen die Post zu bringen.«

»Valerie?«

»Mrs. Maitlin. Sie wollten mit mir sprechen?«

»Wollte ich?«

»Wollten Sie nicht?«

Lächelnd schloss er die Tür hinter sich. »Ich denke schon. Obwohl mir jetzt nicht mehr einfällt, warum. Was ist das?«

Er zeigte auf die Karte, die sie immer noch in der Hand hielt.

»Eine Einladung«, sagte sie.

Sie beobachtete ihn, während er sie las, suchte nach einem Zeichen von Unbehagen, Überraschung oder auf die Reaktion, wenn ihm die Verbindung klar wurde.

Es kam nichts. *Hatte sie ihm überhaupt den Namen von Pogos Galerie genannt?*

»Ich bin nicht besonders scharf auf abstrakte Kunst. Damit kann ich nichts anfangen.«

»Der Name der Galerie hat meine Aufmerksamkeit erregt. Nicht die Kunst.« Als er sie verständnislos ansah, fügte sie hinzu: »Galerie 124. Da hat Pogo ausgestellt.«

»Die Welt ist klein.«

So klein?

War er ein begnadeter Schauspieler? Oder tatsächlich unwissend?

»Sie sind auf deren Adressliste. Haben Sie da mal was gekauft?«

»Nicht dass ich wüsste.« Er warf die Karte auf den Schreibtisch. »Haben Sie gut geschlafen?«

»Wie bitte?«

Er lächelte auf eine jungenhafte Art. »Es war Ihre erste Nacht hier bei uns. Ich wollte mich nur erkundigen, ob Sie auch zufrieden sind.«

»Es ist alles in Ordnung.« Sie machte einen Schritt zurück, plötzlich überkam sie ein komisches Gefühl. »Alles bestens.«

Er griff nach ihrer Hand. »Rennen Sie nicht weg.«

»Ich renne nicht. Ich will nur ...«

Er küsste sie.

Sie keuchte überrascht auf und schob ihn mit aller Kraft von sich. »Leo, nicht, bitte.«

»Tut mir Leid.« Es sah fast komisch aus, wie enttäuscht er dastand. »Und dabei wollte ich das schon eine ganze Weile tun.«

»Tatsächlich?«

»Haben Sie das nicht gemerkt?«

»Nein.«

»Ich würde es gerne wiederholen.« Er sah auf ihren Mund.

»Aber ich werde es nicht tun ... wenn Sie was dagegen haben.«

Sie zögerte einen Augenblick zu lange, und er küsste sie erneut.

Die Bürotür wurde geöffnet. »Leo? Clark und ich ...«

Als sie Kays Stimme hörte, machte Stacy sich schnell von ihm los. Beschämt. Es war ihr so peinlich, dass sie sich am liebsten unter Leos Schreibtisch verkrochen hätte.

»Entschuldigung«, sagte Kay steif, »wir wussten nicht, dass ihr beschäftigt seid. Wir sind auf der Suche nach Alice.«

Stacy räusperte sich. »Ich war erst vor einer halben Stunde mit ihr zusammen, im Café Noir.«

Kay runzelte die Stirn.

»Wir sind übereinander gestolpert. Sie meinte, Clark fühlte sich nicht wohl. Ich bin froh, dass es Ihnen inzwischen besser geht.«

Die Nobles blickten ihn an. Offensichtlich war diese Information neu für sie.

Er legte eine Hand auf den Magen. »Ich habe gestern Abend Fisch gegessen. Wahrscheinlich war er nicht mehr ganz frisch. Man muss so vorsichtig damit sein.«

»Vielleicht sollten Sie Mrs. Maitlin fragen, ob sie Alice gesehen hat«, schlug Stacy vor.

»Das machen wir«, entgegnete Kay. »Danke.«

Die beiden schlossen nachdrücklich die Tür hinter sich.

»Es macht ihr nichts aus«, sagte er leise. »Wir sind nicht mehr verheiratet.«

Stacy sah Leo mit geröteten Wangen an. »Sie hat mich angesehen, als wäre ich eine Ehebrecherin.«

Leo lachte. »Nein, das hat sie nicht.«

»Dann muss das an meinem schlechten Gewissen liegen.«

»Sie haben keinen Grund, ein schlechtes Gewissen zu haben. Ich habe Sie geküsst. Außerdem bin ich ein freier Mann.«

Sie dachte daran, wie sich Kay und Leo zueinander verhielten, an die liebevolle Art, wie sie sich neckten, an den Respekt, den sie offensichtlich füreinander empfanden.

Wie ein verheiratetes Paar. Ein Paar, das sich sehr liebt.

»Ich bin an Ihnen interessiert, Stacy.«

Sie sagte nichts, und er nahm ihre Hände, »Ich habe das Gefühl, Sie sind auch nicht abgeneigt. Habe ich Recht?«

Er versuchte sie wieder in seine Arme zu ziehen, sie wehrte sich. »Darf ich Sie was fragen, Leo?«

»Bitte, immer.«

»Was ist zwischen Ihnen und Kay vorgefallen? Es ist offensichtlich, dass Sie sich mögen.«

Er zuckte die Schultern. »Wir sind zu unterschiedlich ... haben uns auseinander gelebt. Ich weiß nicht, vielleicht ist der Funke verloren gegangen, der uns angetrieben hat, etwas dagegen zu unternehmen.«

»Wie lange waren Sie verheiratet?«

»Dreizehn Jahre.« Er lachte. »Kay hat es länger ausgehalten, als irgendjemand anders es geschafft hätte.«

Als sie zu lachen aufhörten, tat Alice es auch.

»Kay und ich sind wie das Wunderland. Ordnung und Chaos. Die Vernünftige und der Verrückte. Die Verrücktheit hat sie schließlich erdrückt.«

Sie hatte die Scheidung gewollt. Er hatte sie verrückt gemacht.

Er liebte seine Frau immer noch, das wusste Stacy.

Sie machte sich von ihm los. »Das ist keine gute Idee.«

»Es gibt keinen Grund, warum wir nicht zusammen sein könnten.«

»Ich denke doch, Leo. Ich bin dafür nicht bereit. Und ich glaube, Sie auch nicht.«

Als er etwas darauf entgegen wollte, hob sie die Hand, um ihn zu stoppen. »Bitte, Leo. Lassen Sie es einfach auf sich beruhen.«

»Erst mal, ja. Aber ich kann nicht versprechen, dass ich mich für immer zurückhalte.«

Stacy verließ den Raum.

Und rannte direkt in Troy.

Er umfasste ihre Ellbogen, damit sie nicht stolperte. »Wow! Wo wollen Sie denn so eilig hin?«

»Hallo, Troy.« Verlegen ging sie einen Schritt zurück. »Tut mir Leid, ich war mit meinen Gedanken ganz woanders.«

»*No problemo*. Wir sehen uns später.«

Es dauerte eine Weile, bis Stacy anfang, sich zu fragen, warum Troy direkt hinter Leos Tür gestanden hatte. Und ob er gelauscht hatte.

39. KAPITEL

Mittwoch, 16. März 2005 Mitternacht

Stacy stand an ihrem Schlafzimmerfenster. Das Mondlicht beleuchtete den Garten neben dem Haus und den Hof. Nach dem Gewitter vor zwei Tagen war alles saftig und grün.

Sie konnte nicht schlafen. In der vergangenen Stunde hatte sie sich unruhig hin und her geworfen, bis sie es schließlich aufgegeben hatte. Es lag nicht am fremden Bett. Oder den falschen Kissen.

Sie fühlte sich unwohl. Als gehörte sie nicht hierher. In dieses Haus. In diese Stadt, an die Universität.

In ihre eigene Haut.

Sie runzelte die Stirn. Wie war sie nur an diesen Ort gekommen? Sie hatte in New Orleans einen neuen Anfang machen wollen. Ihr Leben ändern, etwas Besseres erreichen.

Und nun? Sie war in einen Mordfall verwickelt. Eine Zielscheibe in dem verdrehten Spiel eines Killers. Sie war überfallen worden. Jemand hatte den blutigen Kopf einer Katze in ihrer Wohnung hinterlassen. Eine Freundin war umgebracht worden. Sie hatte sie gefunden. Und sie war nahe daran, das Studium zu vermasseln.

Außerdem machte ihr Chef sie an.

Bei dem Gedanken ging ihr Spencer durch den Kopf. Sie hatte seit seinem Anruf, bei dem er ihr von Pogo berichtete, nichts mehr von ihm gehört. Zuerst dachte sie, er wäre zu sehr mit dem Fall beschäftigt. Jetzt fragte sie sich, ob er sie ausschließen wollte.

Sie hätte das Gleiche getan. Damals, als sie noch Polizistin war.

Was hielt sie hier noch? Sie vermisste Jane. Und die kleine Apfel-Annie, die jeden Tag wuchs und sich veränderte. Sie hatte ihr Leben hier zweifellos weniger in der Hand als in Dallas. Sie könnte das Studium aufgeben, ihre Sachen packen und nach Hause fahren.

Den Schwanz einziehen und wegrennen? Cassies Tod unaufgeklärt lassen und Leo und seine Familie ohne Schutz?

Der letzte Gedanke traf sie wie ein Schlag in die Magengrube. Sie war nicht die Beschützerin der Nobles. Das war nicht ihr Job. Die Polizei von New Orleans sollte diese Aufgabe erledigen, und Malone.

Verdammt noch mal. Warum fühlte sie sich dann verantwortlich? Warum hatte sie immer den Drang, diese ganze verdammte Welt zu beschützen?

Weil sie Jane an dem Tag damals am See nicht beschützt hatte.

Die Erinnerung an den Tag überfiel sie plötzlich und war so klar, als wäre es gestern passiert und nicht vor zwanzig Jahren. Janes Schreie. Ihre eigenen. Das eiskalte Wasser, als Stacy hineinsprang. Das Blut. Danach der Blick ihrer Eltern. Vorwurfsvoll. Enttäuscht.

Sie war siebzehn gewesen, Jane fünfzehn. Sie war die ältere Schwester. Sie hätte besser auf sie aufpassen sollen. Sie hätte verantwortungsvoller handeln müssen. Es war ihre Schuld, dass das alles passiert war.

Nein, verflucht. Stacy schüttelte den Kopf, als wollte sie sich selbst überzeugen. Es war nicht ihre Schuld. Damals am See war sie noch ein halbes Kind gewesen. Jane hatte sie nicht dafür verantwortlich gemacht; warum tat sie es selbst?

Eine Bewegung unten im Garten erregte ihre Aufmerksamkeit. Ein Mann lief aufs Gästehaus zu.

Sie griff nach ihrer Pistole, die im Nachttisch lag. Als sie die Finger darum schloss, erschien Kay vor der Tür des Gästehauses. Sie ging dem Mann entgegen. Er umarmte sie.

Es war nicht Leo. Aber wer dann? Sie versuchte angestrengt, die Gestalt zu erkennen. So leise wie möglich öffnete sie das Fenster. Die Stimmen der beiden wurden durch die Nachtluft zu ihr getragen. Kays heiseres Lachen. Die leisen, sanften Worte des Mannes.

Clark.

Kay Noble hatte eine Affäre mit dem Privatlehrer von Alice.

Sie beobachtete, wie die beiden zusammen zur Tür des Gästehauses schlenderten und dann im Haus verschwanden. Einen Augenblick konnte sie noch die Schatten hinter dem Fenster sehen, als sie sich umarmten.

Kurz darauf erlosch das Licht.

Stacy legte die Waffe vorsichtig zurück in die Nachttischschublade. Diese Beziehung überraschte sie nicht direkt. Clark war intelligent, weltgewandt. Ein Akademiker.

Farblos, dachte sie. Verglichen mit Leo.

Oder Malone, zum Teufel.

Aber vielleicht war das der Punkt. Falls das, was Leo ihr über seine Beziehung zu Kay erzählt hatte, stimmte.

Falls es stimmte? Warum dachte sie so etwas?

Und warum erschien es ihr nicht richtig, dass die Frau mit Clark eine Affäre hatte?

Kay und Leo waren geschieden. Aber Clark war ein Angestellter. Der Lehrer von Kays Tochter.

Und Leo liebte diese Frau ganz offensichtlich immer noch.

Stacy schloss das Fenster und wandte sich um. Hatte Kay sich wegen ihrer Affäre mit Clark geweigert, in das Haupthaus zu ziehen?

Alice war schlau und besaß einen guten Instinkt. Sie musste zumindest von der Beziehung geahnt haben.

Stacy runzelte die Stirn bei dem Gedanken an den Teenager. Das Mädchen verbrachte eine Menge Zeit am Computer, Tag und Nacht. Hin und wieder wachte sie durch den Signalton von Alices Computer auf, wenn der eine eingegangene Mail ankündigte.

Offenbar hatte Alice das Schlafverhalten ihres Vaters geerbt.

Noch während Stacy dieser Gedanke durch den Kopf ging, hörte sie aus dem Nebenzimmer ein Krachen. Gefolgt von einem Aufschrei.

Mit heftig pochendem Herzen riss sie die Glock wieder aus der Schublade und rannte zu Alices Zimmer. Sie drückte die Klinke hinunter, aber es war abgeschlossen, und sie hämmerte dagegen.

»Alice!« rief sie. »Ist alles in Ordnung?«

Der Teenager antwortete nicht, Stacy presste das Ohr an die Tür.

Stille.

»Ich habe dich schreien gehört. Ist alles okay?«

»Gehen Sie weg! Es ist alles in Ordnung!«

Ihre Stimme klang merkwürdig. Zittrig und unnatürlich hoch. Stacy wurde der Mund trocken.

»Öffne die Tür, Alice. Ich muss mich davon überzeugen, dass du nicht verletzt bist. Wenn du nicht aufmachst, muss ich ...«

Die Tür wurde aufgerissen. Alice stand vor ihr, die Augenlider geschwollen und das Gesicht gerötet vom Weinen. Ansonsten schien ihr nichts zu fehlen.

Stacy blickte hinter sie. Im Zimmer war sonst niemand zu sehen. Die Scherben einer zerbrochenen Statuette lagen auf dem Boden.

Alice hatte geweint. Das Krachen Ergebnis eines Wutanfalls. Typisches Teenager-Drama.

»Ich habe das Krachen gehört und deinen Schrei, und ...«

»Ist das ...« Alice stockte und riss die Augen auf. »O mein Gott, Sie haben eine Pistole!«

»Die muss dich nicht erschrecken.«

Alice wich zurück. »Bleiben Sie mir vom Leib, Sie Psycho!«

»Ich bin kein Psycho. Es gibt eine ganz einfache Erklärung für ...«

Das Mädchen schlug Stacy die Tür vor der Nase zu. Sie hörte noch, wie das Schloss zuklickte.

Sie starrte einen Moment auf die geschlossene Tür und musste plötzlich grinsen.

Sie zählte bis zehn, dann klopfte sie an die Tür. »Alice, ich habe eine Erlaubnis für diese Waffe. Außerdem genug Erfahrung, mit diesem Ding umzugehen, dein Vater weiß davon.«

Sie schwieg einen Moment, um ihre Worte wirken zu lassen.

»Ich wollte mich nur davon überzeugen, dass es dir gut geht. Wenn du irgendwas brauchst, egal wann, ich bin nebenan.« Sie ließ dem Mädchen einen Augenblick Zeit, um das zu verdauen, dann fügte sie dazu: »Gute Nacht, Alice.«

Sie ging in ihr Zimmer zurück und lauschte, aber das Mädchen hatte entweder aufgehört zu weinen oder bemühte sich, das Schluchzen zu unterdrücken. Das arme Kind dachte wahrscheinlich, dass es nicht mal mehr in Ruhe im eigenen Zimmer heulen konnte.

Sie ging zu ihrem Laptop, klappte den Deckel auf und schaltete das Gerät an. Es summte einen Augenblick, bevor der Bildschirm hell wurde. Stacy öffnete ihr E-Mail-Programm und die Mail, die sie heute von Jane erhalten hatte.

Bilder von Apfel-Annie, die einen Strampelanzug aus Jeansstoff trug, den Stacy ihr geschickt hatte, den mit den aufgestickten Äpfeln auf dem Latz und den Taschen.

Stacy betrachtete die Fotos, und mit Tränen in den Augen fragte sie sich, was sie hier eigentlich machte.

Geh nach Hause, Stacy. Zurück zu den Menschen, die dich lieben.

Zu den Menschen, die du liebst.

Sie wollte es, sie verspürte eine heftige Sehnsucht. Was hielt sie zurück? Zurückfahren war nicht Weglaufen. Es bedeutete nicht, dass sie einfach aufgab.

Es brauchte mehr als ein paar Drohungen und Tote, um sie zum Absturz zu bringen.

Stacy erstarrte.

Zum Absturz.

Leos Partner war von einer Klippe gestürzt.

Dabei umgekommen.

Sie hielt den Atem an. Könnte es sein, dass Danson noch am Leben war?

Stacy blickte auf die Uhr. 12:35 Uhr.

Es erwies sich jetzt als günstig, dass Leo eine Nachtteule war; sie musste ihm ein paar Fragen über seinen früheren Partner stellen.

Stacy griff nach ihrem Morgenmantel und lief über den Flur und die Treppe hinunter. Wie erwartet, sah sie einen Lichtstreifen unter Leos Bürotür. Sie klopfte an.

»Leo«, rief sie, »ich bin es, Stacy.«

Er öffnete mit einem jungenhaften schiefen Grinsen die Tür.

»Noch jemand, der um Mitternacht über die Flure wandert«, sagte er. »Was für eine nette Überraschung.«

»Darf ich hereinkommen?«

Bei ihrem geschäftsmäßigen Tonfall verblasste sein Lächeln.

»Sicher.«

Sie ließ demonstrativ die Tür offen.

»Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen«, sagte er. »Für heute Nachmittag.«

»Das haben Sie bereits. Es ist erledigt.«

»Tatsächlich? Ich bin mir nicht so sicher.«

»Leo ...«

»Ich fühle mich von Ihnen angezogen und denke, Sie sich von mir ebenfalls. Wo liegt das Problem?«

Stacy blickte kurz zur Seite, dann sah sie ihm direkt in die Augen. »Selbst wenn ich interessiert wäre, Sie lieben immer noch Ihre Exfrau.«

Er leugnete es nicht, versuchte keine Erklärungen abzugeben oder Ausreden zu finden. Sein Schweigen war Antwort genug.

»Deshalb bin ich aber nicht hier. Ich möchte, dass Sie mir von Ihrem Expartner erzählen.«

»Dick? Warum?«

»Ich weiß nicht genau. Mir ist etwas durch den Kopf gegangen, aber ich brauche dazu mehr Informationen. Er ist seit drei Jahren tot?«

»Ja. Von einer Klippe gestürzt, in Carmel, Kalifornien.«

»Sie haben wie von dem Unfall erfahren?«

»Ein Rechtsanwalt hat Kontakt zu uns aufgenommen. Durch seinen Tod wurden unsere Gemeinschaftsunternehmen aufgelöst, einschließlich White Rabbit.«

»Hat Ihnen der Rechtsanwalt noch mehr über seinen Unfall erzählt?«

»Nein. Aber wir haben auch nicht danach gefragt.«

Sie dachte darüber nach. »Sie sagten, Sie hätten sich aus persönlichen Gründen getrennt. Dass er nicht der Mann war, den Sie in ihm gesehen hatten.«

»Ja. Aber ...«

»Weichen Sie mir bitte nicht aus. Hatten diese persönlichen Gründe etwas mit Kay zu tun?«

Die Überraschung auf seinem Gesicht wich einer gewissen Bewunderung. »Woher wissen Sie das?«

»Ein Blick, den Sie und Kay am ersten Tag gewechselt haben. Aber das ist unwichtig. Sagen Sie mir, was passiert ist.«

Leo seufzte ergeben. »Von Anfang an?«

»Das ist meistens am besten.«

»Dick und ich haben uns in Berkeley getroffen. Wie Sie bereits wissen, waren wir gute Freunde. Beide waren wir hervorragend und kreativ, und beide mochten wir Rollenspiele.«

Keine falsche Bescheidenheit. »Wie passt Kay da hinein?«

»Dazu komme ich noch. Ich habe Kay durch Dick kennen gelernt. Sie gingen miteinander.«

Klassische Motivation. Eine Dreiergeschichte – aus der Eifersucht und Rachegefühle entstanden.

Aus der alle möglichen Bösartigkeiten erwachsen, inklusive Mord.

»Ich weiß, was Sie denken, aber so war es nicht. Sie hatten sich getrennt, bevor ich überhaupt auf der Bildfläche erschien. Und sie waren Freunde geblieben.«

»Bis Sie ein Paar wurden.«

Wieder sah er sie überrascht an. »Zuerst waren wir so etwas wie die drei Musketiere. Vollkommen aus dem Häuschen wegen des Erfolgs von White Rabbit. Dann begann Dick sich zu verändern. Seine Ideen wurden immer düsterer. Sadistisch und grausam.«

»Wie zum Beispiel?«

Er zögerte. »In den Spielen reichte es ihm nicht mehr aus, einen Feind zu töten. Er musste erst gefoltert werden. Und anschließend zerstückelt.«

»Wie nett.«

»Er behauptete, das wäre der Trend und dass wir nicht hinterherhinken dürften.« Wieder zögerte er, und Stacy spürte, wie unangenehm ihm die Sache war. »Wir haben uns ständig gestritten. Haben uns immer mehr voneinander entfernt ... nicht nur bezüglich unserer Ideen, sondern auch privat. Dann hat er ...« Leo verzog angewidert das Gesicht. »Dann hat er Kay vergewaltigt.«

Stacy war nicht überrascht. Sie hatte gespürt, dass es sich um mehr handelte als nur um eine Meinungsverschiedenheit. Der Hass zwischen ihnen war fast greifbar gewesen.

»Kay war völlig fertig. Sie und Dick haben sich nahe gestanden. Sie waren Freunde, dachte sie. Und sie hat ihm vertraut.« Auf seinem Gesicht zeigten sich Wut und Schmerz.

»An dem Abend hatte er sie rausgelockt, unter dem Vorwand, er wolle über mich reden. Er wollte sie um Rat bitten, wie er die Dinge zwischen uns beiden wieder in Ordnung bringen könnte.«

»Das tut mir Leid.«

Leo fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, das Übersäumende, das ihn so jugendlich wirken ließ, war verschwunden.

»Wir reden nicht darüber.«

»Nie?«

»Nie.«

»Musste er sich vor Gericht verantworten?«

»Sie hat ihn nicht angezeigt.« Als würde er ihre Reaktion voraussehen, hob er die Hand. »Sie sagte, sie könnte es nicht ertragen, das an die Öffentlichkeit zu tragen. Man hätte in ihrem

persönlichen Leben gekramt. Sie hatte mit einem Rechtsanwalt gesprochen. Er sagte ihr mehr oder weniger, dass ihre vorherige Beziehung zu Dick den Fall aussichtslos machte. Dass Dick alles abstreiten würde, und die Verteidigung würde sie auseinander nehmen.«

Stacy wünschte, sie könnte ihm widersprechen. Aber das konnte sie nicht. Zu oft fürchteten sich die Frauen aus diesen Gründen vor einer Anzeige.

Dazu kam, dass der Vergewaltiger nicht nur ohne Strafe davonkam, er konnte ohne Bedenken eine weitere Frau verletzen.

»Wir dachten, wenn wir es nur hinter uns lassen, würde alles gut werden. Dass Kay es vergessen könnte und ihr Leben weiterführen.«

Ein allgemein verbreiteter Irrtum. Den Schmerz zu verdrängen half nicht, die Wunde zu heilen. Es sorgte nur dafür, dass sie immer schmerzhafter wurde.

Aber vielleicht war es bei Kay anders.

»Und hat es funktioniert?«

Er sah sie betroffen an. »Nein.«

»Haben Sie ein Foto von ihm?«

»Wahrscheinlich. Ich könnte mal nachsehen, wo ...«

»Könnten Sie das gleich tun?«

»Jetzt?« fragte er nervös.

»Ja. Es ist vielleicht wichtig.«

Er durchwühlte Schreibtischschubladen und Aktenschränke. Als er die Hälfte der Akten durchgesehen hatte, hielt er inne. »Moment, ich weiß, wo ich ein Bild habe.« Er ging zum Bücherschrank und zog ein Jahrbuch vor.

Nachdem er ein paar Seiten durchgeblättert hatte, fand er, wonach er suchte. Da war ein Foto von dem sehr jungen Leo

und einem anderen Typ, den sie nicht erkannte. Beide grinnten und hielten eine Urkunde hoch, die mit einem, soweit sie erkennen konnte, Siegel der Universität versehen war. Darunter stand: »*Leo Noble und Dick Danson, Vorsitzende des ersten FRPG-Clubs der Universität*«.

Zwei befreundete junge Männer, die das Leben noch vor sich hatten. Nichts in Dick Dansons Lächeln oder Blick deutete auf den Mann hin, der zu dieser Gewalttätigkeit fähig war, die Leo beschrieben hatte. Braunes Haar, lang und zottig. Drahtbrille und verfilzter Spitzbart. Ziemlich dürr.

Sie betrachtete das Gesicht des jungen Mannes. Enttäuscht. Sie hatte gehofft, dass sie ihn wiedererkennen würde. Dass sie ihn schon mal irgendwo gesehen hatte.

Das war aber nicht der Fall, und sie musste sich eingestehen, was für eine abenteuerliche Idee das war. Doch trotzdem war sie noch nicht bereit, sie ganz zu verwerfen.

»Kann ich das eine Weile behalten?«

»Denke schon. Wenn Sie mir sagen, warum.«

Sie versuchte es anders. »Sind Ihnen die Rechte an dem Spiel gesetzlich übertragen worden?«

»Sicher.«

»Könnte ich die Papiere sehen?«

»Sie befinden sich in einem Safe bei der Bank. In der Innenstadt. Ich versichere Ihnen, sie sind echt.«

Sie blickte wieder auf das Foto. »Ich möchte Sie etwas fragen. Könnte es sein, dass Dick Danson noch am Leben ist?«

»Sie machen Witze, oder?«

»Ich bin todernst. Verzeihen Sie das Wortspiel.«

»Höchst unwahrscheinlich, meinen Sie nicht?« Als sie ihn nur schweigend ansah, lachte er. »Okay, sicher wäre es möglich. Ich meine, ich habe die Leiche nicht gesehen.«

»Vielleicht hat das niemand? Manche Beamte sind ziemlich nachlässig, besonders in ruhigen kleinen Orten. So wie Carmel-by-the-Sea.«

»Aber warum seinen Tod vortäuschen? Warum die Rechte an Projekten aufgeben, die wir gemeinsam aufgebaut haben? Das ergibt keinen Sinn.«

Diesmal lachte sie, wenn auch eher grimmig. »Leo, es ergibt sehr wohl einen Sinn. Was für eine bessere Möglichkeit gibt es, Rache zu üben, als aus dem Grab heraus?«

40. KAPITEL

Mittwoch, 16. März 2005 10:00 Uhr

Stacy betrat mit Leos altem Jahrbuch unterm Arm das Café Noir. Billie vergaß nie das Gesicht eines Kunden. Wenn Danson jemals in ihrem Café gewesen war, würde sie sich daran erinnern.

Billie bemerkte sie und lächelte. »Ich wusste, dass du kommen würdest.«

»Tatsächlich?«

»Ich habe übersinnliche Kräfte.«

Stacy lachte, dann verstummte sie abrupt. Etwas an Billies Gesichtsausdruck sagte ihr, dass sie es ernst meinte. »Ein weiteres deiner vielen Talente?«

»Absolut.«

Stacy bestellte einen Cappuccino. »Hast du eine Minute Zeit?«

»Klar. Ein Keks dazu? Schokoladensplitter?«

»Nein, danke, mir ist nicht danach.«

»Doch, ist dir.«

»Und woher willst du das wissen?«

»Weil ich übersinnliche Fähigkeiten besitze.«

Sie verzog das Gesicht. »Ich hasse dich.«

Billie lachte. »Such dir einen Tisch, ich bin gleich da.«

Sie brachte den Kaffee und das noch warme Gebäck zum Tisch. Stacy konnte nicht widerstehen. »Oh Mann, ich hasse dich wirklich, musst du wissen.«

Ihre Freundin lachte und nahm sich selbst einen Keks. »Stell dich hinten an, Freundin.«

Nachdem sie den Keks mit einem Schluck Cappuccino hinuntergespült hatte, klappte Stacy das Jahrbuch auf und schob es über den Tisch. »Hast du den Mann schon mal gesehen?« fragte sie, auf Dick Danson deutend.

Billie studierte das Gesicht eingehend, bevor sie den Kopf schüttelte. »Tut mir Leid.«

»Bist du sicher, dass er nie hier war? Er wäre jetzt fünfundzwanzig Jahre älter.«

Billie kniff die Augen zusammen. »Ich kann mir Gesichter gut merken, und das habe ich nie gesehen.«

Stacy sah enttäuscht aus. »Ich habe gehofft, du würdest ihn als einen deiner Kunden identifizieren.«

»Tut mir Leid. Wer ist das?«

»Leos früherer Geschäftspartner.«

»Und?«

»Er ist tot. Wahrscheinlich.«

Ein Lächeln umspielte Billies Lippen. »Nun kommen wir der Sache schon näher.« Sie brach sich ein weiteres Stück Keks ab. »Erzähl.«

Stacy lehnte sich zu ihr vor. »Die meisten halten Leo für den Obersten White Rabbit ...«

»Den Erfinder des Spiels.«

»Richtig. Aber er hat es nicht allein erfunden. Er hatte einen Partner.«

»Diesen Typ.«

»Ja. Ist vor drei Jahren in Carmel-by-the-Sea in Kalifornien über eine Klippe gefahren. Leo und Kay haben durch einen Rechtsanwalt davon erfahren. Durch seinen Tod sind die Rechte einiger Gemeinschaftsprojekte frei geworden.«

»Interessant. Erzähl weiter.«

»Es scheint vorher – wegen mehrer verschiedener Vorkommnisse – eine Menge böses Blut zwischen den Nobles und Danson, dem Geschäftspartner, gegeben zu haben.«

»Ich verstehe. Dieser Danson täuscht seinen eigenen Tod vor, damit er auf Noble eine Menge krankhafter Anschläge ausüben kann.«

»Bingo.« Stacy hatte das Gefühl, auf der richtigen Spur zu sein. »Womöglich will er Leos Leben zerstören.«

»Vielleicht sogar ihn umbringen«, sagte Billie leise.

»Wahrscheinlich ihn umbringen«, korrigierte Stacy. »Und Kay auch. Vielleicht sogar Alice. Er geht davon aus, damit davonzukommen. Schließlich ist er ja tot.«

»Ein genialer Plan.«

»Nicht ganz so genial. Immerhin bin ich ja dahinter gekommen.«

»Hast du dein Handy dabei?«

»Sicher. Warum?«

»Gib mal her.« Billie wählte. »Connor, hier ist Billie.« Sie lachte, es klang verdammt heiser und sexy. »Ja, *diese* Billie. Wie geht es dir?«

Stacy hörte ungläubig zu, wie ihre Freundin mit dem Mann am anderen Ende plauderte, flirtete und ihn umgarnte.

Diese Frau war ein männermordendes Phänomen. *Wo lernte man so etwas? Gab es dafür ein Diplom?*

»Ich habe hier eine Freundin, die ein paar Informationen benötigt. Sie heißt Stacy. Ich geb sie dir mal. Danke, Küsschen, du bist ein Schatz.« Noch ein Lachen von Billie, gefolgt von einem »Ja, das mache ich, versprochen«.

Sie hielt Stacy das Mobiltelefon hin. »Chief Connor Battard.«

»Chief?«

»Von der Polizei, Dummchen. In Carmel-by-the-Sea.«

Kannte diese Frau denn jeden? »Chief Battard, hier ist Stacy Killian. Danke, dass Sie mit mir reden.«

»Für Billie tu ich alles. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ich untersuche einen Todesfall, der vor drei Jahren passierte. Dick Danson.«

»Dansons Tod, kann ich mich dran erinnern. Ist vom Hurricane Point gefahren, ungefähr vor dreieinhalb Jahren.«

»Wie ich hörte, war es ein Unfall.«

»Selbstmord.«

»Selbstmord«, wiederholte sie überrascht. »Sind Sie sicher?«

»Absolut. Er hatte eine volle Propangasflasche im Kofferraum seines Porsche Carrera, dazu noch eine auf dem Rücksitz. Er wollte ganz sichergehen, und das hat auch funktioniert.«

»Es gab einen ziemlich großen Knall, nehme ich an.«

»Allerdings. Der Gerichtsarzt hat Danson aufgrund seines Gebisses identifiziert.«

»Sie haben die Leiche nicht gesehen?«

»Ich hab das gesehen, was davon übrig war.«

»Können Sie sich an etwas Ungewöhnliches an diesem Vorfall erinnern?«

»Von den Propangasflaschen und dem Haftbefehl abgesehen nicht.«

»Ein Haftbefehl? Weshalb?«

»Der Fall ist abgeschlossen, also können wir uns die Akten gern gemeinsam ansehen. Wenn Sie und Billie sich auf den Weg hierher machen.«

Mit anderen Worten, gib mir, was ich will, dann gebe ich dir, was du willst.

Nachdem sie sich bei dem Mann bedankt hatte, reichte sie Billie das Handy wieder. Die beiden sprachen noch einen kurzen Moment, dann beendete ihre Freundin das Telefonat.

»Und woher kennst du Chief Battard?« erkundigte sich Stacy.

»Ich habe ein paar Jahre dort gewohnt. Connor ist ein Süßer.«
Sie seufzte. »Er war in mich verliebt.«

Stacy zog die Augenbrauen hoch. *Waren das nicht alle? Und nach dem Gespräch eben zu urteilen, hatte sich an seinen Gefühlen nichts geändert.*

»Weiß er, dass du verheiratet bist?«

Billie hob die Schultern. »Sicher vermutet er es. Das bin ich doch fast immer.«

»Würdest du ihn gern wiedersehen?«

Ihre Augen leuchteten auf. »Ein Ausflug?«

»Ich möchte mir die Akte ansehen. Das hat er angeboten.«

Stacy lächelte. »Er hat allerdings klargemacht, dass ich ohne deine Begleitung nicht willkommen bin.«

»Rocky geht mir im Moment ziemlich auf die Nerven, eine Reise wäre genau das Richtige, um ihm wieder etwas Benehmen beizubringen.«

41. KAPITEL

Donnerstag, 17. März 2005 9:00 Uhr

Stacy und Billie buchten für den nächsten Tag Direktflüge nach San Francisco. Billie bestand darauf, dass sie dort einen Wagen mieten und zur Monterey Coast fahren sollten. Auf einen Verbindungsflug zu diesem winzigen Flughafen zu warten würde länger dauern als die zweistündige Fahrt mit dem Wagen.

Stacy schloss ihre Tasche, in die sie genug für einen Zwei-Tage-Ausflug gepackt hatte. Schnell sah sie sich im Schlafzimmer um, dann im Bad, um sicherzugehen, dass sie nichts vergessen hatte.

Als sie in die Diele kam, blickte Stacy nach links zu Alices Zimmer. Das Mädchen hatte höchstwahrscheinlich gerade Unterricht. Ohne zu überlegen, klopfte sie an die Tür. Clark öffnete.

»Tut mir Leid, dass ich unterbreche«, sagte sie, »aber könnte ich kurz mit Alice sprechen? Es dauert nur einen kleinen Moment.«

Er sah auf ihre Tasche. »Sicher.«

Kurz darauf erschien Alice. »Hallo«, sagte sie, ohne Stacy richtig anzusehen.

»Ich muss für zwei Tage wegfahren. Wenn du mich brauchst, ruf an.« Sie kritzelte ihre Handynummer auf ein Stück Papier und reichte es ihr. »Wenn du *irgendwas* brauchst, egal was. Das meine ich wirklich so.«

Alice starrte auf das Papier mit der Nummer und schluckte. Als sie Stacy ansah, glänzten Tränen in ihren Augen. Ohne ein Wort zu sagen, drehte sie sich um. Clark schloss die Tür, nicht ohne Stacy vorher einen Blick zuzuwerfen.

Einen Moment blieb sie wie erstarrt stehen, eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken.

Es klingelte.

Billie. Stacy atmete tief durch, rückte ihre Tasche zurecht und ging nach unten, um ihre Freundin zu begrüßen.

Die Fahrt zum Louis Armstrong International Airport dauerte nicht länger als zwanzig Minuten. Das war gut, denn im Gegensatz zu Stacy, die nur mit Handgepäck reiste, hatte Billie zwei Koffer, die sie aufgeben musste. Große Koffer.

»Was hast du da nur alles drin?« fragte Stacy.

»Nur das Allerwichtigste.« Billie lächelte den Gepäckträger an. Der Mann ignorierte einige Leute, die vor ihnen in der Schlange standen, und fragte, ob er helfen könne.

Erstaunlicherweise beschwerte sich niemand.

Weniger erstaunlich war, dass der Gepäckträger Stacy gar nicht beachtete, sie musste ihre Tasche selbst schleppen.

Als sie sich dem Gate näherten, klingelte ihr Handy. Stacy erkannte Malones Nummer. Sollte sie rangehen? Wenn sie ihm sagte, was sie vorhatte, könnte er ihr Treffen mit Chief Battard verhindern, Billie hin oder her. Er brauchte nur zu behaupten, dass sie sich in laufende Ermittlungen einmischte.

Außerdem war es seit Samstag das erste Mal, dass sie von Spencer hörte. Er hatte sie ganz offensichtlich ausgeschlossen. Also konnte sie ihn ebenfalls ausschließen.

Sie grinste in sich hinein. »Nein«, sagte sie und stellte das Handy ab.

42. KAPITEL

Donnerstag, 17. März 2005 10:25 Uhr

»Schon deine Steuererklärung gemacht, Hübscher?« fragte Tony beim Aussteigen.

Gelbes Plastikband war vor das Wohnhaus im French Quarter gespannt. Das Gebäude lag nur einen Block von den beiden berühmtesten Schwulenbars von New Orleans entfernt, »Oz and the Bourbon Pub« und »Parade«. Unzählige Männer standen vor der Absperrung, sie weinten, trösteten sich gegenseitig, andere wiederum waren wie versteinert, wütend oder schockiert.

»Nein. Ich habe noch einen Monat Zeit. Normalerweise warte ich immer bis zur letzten Minute. Sozusagen aus Trotz«, erwiderte Spencer.

»Tod und Steuern, Mann. Beidem kann man nicht entkommen.«

In diesem speziellen Fall handelte es sich um Tod.

Doppelmord. Gemeldet von einem Freund, der die Leichen entdeckt hatte.

Das wird er sein, dachte Spencer, als sein Blick auf einen Mann fiel, der zusammengekauert auf einer Bank im Garten des Hauses saß.

Sie gingen zuerst zu dem diensthabenden Polizisten. Der Junge sah ein bisschen grün im Gesicht aus. Das war kein gutes Zeichen. Die beiden Detectives wechselten einen Blick.

»Was haben wir?«

»Zwei Männer«, berichtete er mit leicht zittriger Stimme.

»Einer davon ein Schwarzer, der andere Latino. Im Badezimmer. Sind schon eine Weile tot.«

»Na großartig«, murmelte Tony und zog wieder die Mentholsalbe aus der Jackentasche. »Das wird wieder stinken.«

»Wie lange?« wollte Spencer wissen.

»Zwei Tage vielleicht. Aber ich bin kein Pathologe.«

»Namen?«

»August Wright und Roberto Zapeda. Innenarchitekten. Keiner hat sie in den letzten beiden Tagen gesehen, ihr Freund da drüben hat sich Sorgen gemacht. Kam her, um nachzusehen.«

Spencer überflog die Liste der Beamten. Der Spurendienst war noch nicht eingetroffen. Auch nicht der Gerichtsmediziner.

»Wir gehen hoch«, sagte er. Dann zeigte er zur Bank, wo der Mann saß. »Sie haben ein Auge auf unseren Freund da hinten. Wir werden ihm später noch ein paar Fragen stellen.«

Der Junge nickte.

Sie machten sich auf den Weg zu dem Apartment im ersten Stock. Kurz bevor sie eintraten, schmierten sie sich etwas Salbe unter die Nase. Und trotzdem drehte sich bei dem Gestank Spencer fast der Magen um. Er bemühte sich, tief durch die Nase zu atmen und zählte bis zehn, dann bis zwanzig. Als die Geruchsnerven langsam ermüdeten, war es zumindest auszuhalten.

Der erste Raum war elegant eingerichtet mit modernen Möbeln und antiken Stücken, wild gemusterten Bildern und atemberaubenden Blumenarrangements.

»Typisch«, bemerkte Tony, während er sich umsah. »Diese Homosexuellen haben's echt drauf, was?«

Spencer warf ihm einen Seitenblick zu. »Das waren Innenarchitekten, Spaghetti. Was hast du denn erwartet?«

»Hast du die Sendung mal gesehen? ›Schwuler Blick macht Hetero schick‹?« Spencer verneinte. »Sie nehmen einen normalen Typ wie mich und verwandeln ihn in einen schnieken Schönling. Das hat schon was.«

»Einen normalen Typ wie dich?«

Tony zog beleidigt die Augenbrauen hoch. »Du glaubst nicht, die könnten mich aufmotzen?«

»Ich glaube, die würden einen Blick auf dich werfen und sich umbringen.«

Bevor sein Partner etwas erwidern konnte, kamen die Leute vom Spurendienst. »He«, rief Tony. »Habt ihr Jungs mal die ›Schwuler-Blick-Show‹ gesehen?«

»Klar«, erwiderte Frank, der Fotograf. »Haben das nicht alle?«

»Der Junior hier behauptet, sie würden nur einen Blick auf mich werfen und sich umbringen. Seid ihr auch der Meinung?«

»So ziemlich«, sagte einer der anderen Typen grinsend.

»Wenn ich deine Frau wäre, würde ich mich auch umbringen.«

»Noch haben wir Tageslicht«, unterbrach sie Spencer. »Können wir jetzt?«.

Sie gingen ins Badezimmer. Die Opfer waren aneinander gefesselt, offensichtlich hatte man ihnen befohlen, in die Badewanne zu steigen und sich hinzuknien.

Dort hatte man sie getötet.

Aber das war nicht das Ungewöhnliche daran. Es war das Blut.

Überall. An den Wänden, den Installationen. Auf dem Boden. Als hätte es jemand dort mit einem Pinsel verteilt. Oder einer Farbrolle.

»Verdammte Scheiße«, schimpfte Tony.

»Du sprichst mir aus der Seele.« Spencer ging zur Badewanne, immer das Geräusch in den Ohren, das seine Gummisohlen auf dem blutgetränkten Boden machten.

Er bedauerte es, dabei womöglich ein paar Spuren zu verwischen, konnte es aber nicht ändern.

Die Toten hatten sich das Gesicht zugewandt, die Arme auf den Rücken gefesselt. Sie schienen beide etwas über dreißig zu

sein. In guter Kondition. Einer trug lediglich seine Unterwäsche, der andere eine Pyjamahose.

Beide hatten eine Schusswunde im Rücken.

Spencer zog die Stirn kraus. Es schien nicht so, als hätten sie sich gewehrt. Warum nicht?

»Was denkst du, Hübscher?«

Er sah seinen Partner an. »Ich frage mich, warum sie sich nicht gewehrt haben.«

»Wahrscheinlich dachten sie, so ihr Leben retten zu können.«

Spencer nickte. »Er hatte eine Pistole. Hat sie hier reingetrieben. Sicher gingen sie davon aus, dass er sie ausrauben wollte.«

»Warum hat er sie nicht gleich erschossen? Warum dieser Aufwand?«

»Er wollte das Blut.« Spencer zeigte in die Wanne. Der Killer hatte den Stöpsel eingesteckt, damit das Blut nicht abfließen konnte. »Teil eines Rituals vielleicht?«

»Detectives?«

Sie drehten sich um. Frank stand in der Badezimmertür. Und da sahen sie es. Eine Plastiktüte war an der Tür befestigt.

»Denkst du, was ich denke?« fragte Spencer.

»Dass mir das sehr bekannt vorkommt?«

»Hm.« Spencer zog die Schutzhandschuhe über und ging zur Tür. »Haben Sie Ihr Foto?« Als Frank nickte, löste Spencer die Tüte vorsichtig ab.

Er zog die Karte heraus. »*Die Rosen sind jetzt rot*«.

43. KAPITEL

Donnerstag, 17. März 2005 Monterey-Küste, Kalifornien 15:15 Uhr

Stacy hielt die Luft an, als sie vom Carmel Way auf den berühmten Seventeen Mile Drive abbogen. Die kurvenreiche Landstraße, auf beiden Seiten von dichtem Wald gesäumt, schlängelte sich durch eine atemberaubend schöne Hügellandschaft.

Billies Freund hatte ihnen ein Zimmer im weltbekannten Golf Resort Lodge at Pebble Beach gebucht.

Und schon eilte ihnen ein Mann entgegen. Er war groß, sehr elegant angezogen und gut aussehend, mit grauen Schläfen. Das musste der Hotelmanager sein.

»Max, Liebling«, sagte Billie, als er ihre Hände ergriff, »danke, dass du uns hier ein Zimmer organisiert hast.«

»Wie könnte ich nicht?« Er küsste sie auf beide Wangen. »Du warst so lange weg.«

»Und ich habe jede Minute davon bereut.« Sie lächelte. »Meine liebe Freundin, Stacy Killian. Es ist ihr erster Aufenthalt hier im Lodge.«

Er begrüßte sie, winkte dem Hotelpagen und wandte sich dann wieder an Billie. »Wirst du Golf spielen?«

»Leider nein.«

»Der Pro wird untröstlich sein.« Max überließ Billie der Obhut des Pagen – nachdem er sie ausdrücklich gebeten hatte, ihn anzurufen, wenn irgendetwas nicht ihren Vorstellungen entspräche. Egal was. Und egal, um welche Kleinigkeit es sich handelte.

Nachdem sie auf einem für die Gäste umgebauten Golfwagen Platz genommen hatten und sich auf dem Weg zu ihren Zimmer befanden, sah Stacy Billie an. »Ich bin überrascht, dass sie mich nicht gebeten haben, hinter dem Wagen herzulaufen.«

Billie lachte. »Entspann dich einfach und genieß es.«

»Kann ich nicht. Dein Freund Max weiß, dass ich nicht hierher gehöre.«

»Sei doch nicht albern. Wenn du deine Rechnung bezahlen kannst, gehörst du auch hierhin.«

»Aber das kann ich ja nicht.«

»Leo zahlt für dich. Das ist das Gleiche.«

Sie runzelte die Stirn, nicht ganz überzeugt. »Spielst du Golf?«

»Ja, sogar ganz gut.«

»Wie gut denn?«

»Ich war drei Jahre lang Meisterin der US Junior Amateurliga. Habe den Sport der Liebe wegen aufgegeben. Eduardo.«

Eduardo. Du meine Güte.

Sie hatten nebeneinander liegende Zimmer, die beide vom Foyer aus zu erreichen waren. Der Page öffnete zuerst Billies – was für eine Überraschung –, und sie traten ein.

»Mein Gott«, sagte Stacy. Der Raum war riesig, es gab eine Sitzecke mit einem großen Kamin. Schiebetüren aus Glas führten in einen schattigen Patio. Die Kissen auf dem breiten Bett sahen aus wie mit Daunenfedern gefüllt.

Billie klatschte begeistert in die Hände. »Ich wusste, dass es dir gefallen würde!«

Wie konnte es nicht? Sie mochte zwar ihre Probleme mit Reichtum und Luxus haben, aber sie war doch auch nur ein Mensch.

Der Page öffnete Stacys Zimmer, nahm Billies überaus großzügiges Trinkgeld an und ließ sie allein.

Stacy durchschritt den Raum, blieb am Kamin stehen und sah sich zu Billie um, die mit zufriedenem Gesicht an der Tür stand. »Ich will nicht wissen, was hier eine Nacht kostet.«

»Nein, willst du auch nicht. Aber Leo kann es sich leisten.«

»Das erscheint mir alles so ... extravagant. Und unnötig. Cops leben nicht so.«

»Zuerst mal, meine Süße, du bist kein Cop mehr. Zweitens, Extravaganz ist nie unnötig. Ich weiß das. Vertrau mir.«

Bevor Stacy etwas entgegnen konnte, fügte sie hinzu: »Ich habe Connor versprochen, sofort anzurufen, wenn wir angekommen sind. Hast du was dagegen?«

Hatte sie nicht. Sie nutzte die Zeit, um ins Bad zu gehen. Dabei checkte sie ihr Handy und registrierte, dass Malone es noch einmal versucht hatte. Er hatte keine Nachricht hinterlassen.

Als sie aus dem Bad herauskam, wartete Billie an der Tür, ihr Gesichtsausdruck wie der einer Katze vor einer Schüssel mit Sahne.

»Gute Nachrichten. Er hat jetzt Zeit.«

Die Fahrt in die Innenstadt von Carmel-by-the-Sea dauerte nicht einmal fünfzehn Minuten. Carmel-by-the-Sea war genauso malerisch, wie Stacy es sich vorgestellt hatte. Tatsächlich sogar noch schöner. Wie aus einem Märchen, nur dass sie von Menschen und nicht von Feen, Elfen und Hobbits bewohnt war.

Während sie die Ocean Avenue entlang schlenderten, informierte Billie sie über die Besonderheiten dieser Stadt. Dass es zum Beispiel keine Hausnummern gab. Jeder besaß ein Postfach, das nicht nur dazu diente, die Briefe zu lagern, sondern einen gesellschaftlichen Mittelpunkt bildete. Viele Neuigkeiten wurden im Postamt erzählt – und von dort aus ausgestreut.

»Und wenn man einen Notarzt braucht?« fragte Stacy ungläubig.

»Wird alles mit Erklärungen und Richtungshinweisen gehandhabt. Zum Beispiel ...« Sie zeigte in Richtung Junipero Avenue. »Das dritte Haus von der Kreuzung der Ocean und Junipero Avenue.« Sie deutete auf ein anderes. »Oder das Haus gegenüber dem Eastwood auf der Junipero.«

Stacy schüttelte den Kopf. »Wenn du Eastwood sagst, dann meinst du doch nicht ...«

»Clint? Natürlich meine ich den. Er ist ein großartiger Typ. Immer mit beiden Beinen auf der Erde.«

Ein großartiger Typ. Immer mit beiden Beinen auf der Erde. Billie sagte das, als wären sie persönlich bekannt. Vielleicht sogar Freunde.

Sie würde nicht etwa danach fragen.

Sie erreichten das Polizeihauptrevier. Chief Connor Battard war ein großer gut aussehender Man mit dunklem, ergrautem Haar. Er streckte Stacy die Hand hin.

»Danke, dass Sie uns empfangen, Chief Battard.«

»Ich freue mich, helfen zu können.«

Obwohl die Worte an sie gerichtet waren, konnte er kaum den Blick von Billie wenden.

»Wie ich am Telefon erklärt habe, betreibe ich Nachforschungen über den Tod von Dick Danson.«

»Ich habe die Akte hier. Sie können Sie gern durchsehen.«

Er schob sie über den Schreibtisch zu ihr herüber. »Es tut mir Leid, aber sie darf nicht außer Haus gebracht werden.«

Natürlich. Das Übliche. Stacy machte keine Anstalten, den Ordner zu nehmen. Sie wollte zuerst ein paar Fragen stellen.

»Am Telefon sprachen sie von einem Haftbefehl. Worum ging es?«

»Unterschlagung. Bei einer Firma, für die er Spiele entwarf.«

»Meinen Sie, die Anklage wäre erfolgreich gewesen?«

»Ist jetzt ziemlich egal, finden Sie nicht?«

»Vielleicht. Vielleicht nicht.«

Der Chief runzelte fragend die Stirn. »Was meinen Sie?«

Sie schüttelte den Kopf. Noch war sie nicht bereit, ihre Theorie zu verraten. Sie hatte keine Lust, ausgelacht zu werden.

»Wie sicher sind Sie, dass es sich um Selbstmord handelte?«

»Ziemlich sicher. Wir hatten einen Haftbefehl. Die Durchsuchung seines Grundstücks ergab, dass er überhaupt keinen Außengrill besaß. Oder irgendwelche anderen Geräte, die mit Propangas betrieben wurden. Diese Kanister befanden sich nur aus einem einzigen Grund im Wagen – um eine wirklich große Explosion herbeizuführen. Er ist vom Hurricane Point gefahren. Er hatte sich die richtige Stelle ausgesucht, um in seinem Vorhaben erfolgreich zu sein. Und der allerbeste Beweis: Er hinterließ eine Nachricht, dass er keinen Grund mehr habe, weiterzuleben.«

»Haben Sie das bei Ihren Untersuchungen bestätigt gefunden? Hatte er finanzielle oder emotionale Probleme?«

Der Chief kniff die Augen zusammen, offensichtlich über ihre Fragen ein wenig verärgert. Sie konnte es ihm nicht verübeln.

»Offen gestanden«, sagte er, »wurde der Fall gleich zu den Akten gelegt. Wir hatten einen Abschiedsbrief. Und ein anhängiges Verfahren. Danson war in psychologischer Behandlung. Sagen wir mal, der Seelenklempner war von der Nachricht nicht gerade überrascht. Ich habe keinen Anlass gesehen, noch tiefer zu graben. Es steht alles in der Akte.«

»Danke«, sagte sie enttäuscht. Sie hatte so fest daran geglaubt, auf der richtigen Spur zu sein. Jetzt fühlte sie sich wie ein Dummkopf. Und zwar einer, der viel Zeit und Geld für einen unbegründeten Verdacht vergeudet hatte.

Ihr Instinkt funktionierte wohl nicht mehr. Sie nahm den Ordner vom Schreibtisch. »Sicher wollen Sie und Billie sich in

Ruhe miteinander unterhalten. Gehen Sie doch zusammen essen. Ich sehe mir inzwischen die Akte an.«

»Gut.« Er rieb sich die Hände, erfreut, endlich mit Billie allein sein zu können. »Ich werde Sie in einem der Vernehmungsräume einquartieren.«

Stacy verbrachte die folgenden zwei Stunden mit dem Ordner, einer Cola und einer Tüte Maischips aus dem Automaten. Als die Chips und die Limonade schon längst Geschichte waren, las sie immer noch.

Und erfuhr wenig Neues. Sicher, Einzelheiten, genaue Uhrzeiten, aber nichts, das ihren Verdacht hätte bestätigen können.

Dick Danson war tot.

Sie rief Billie an, um sie wissen zu lassen, dass sie fertig war. Im Hintergrund hörte sie Musik und Lachen. Connor bot an, sie von einem seiner Leute zurück ins Hotel fahren zu lassen.

Offensichtlich hatte der Abend für die beiden erst begonnen.

In ihrem Zimmer angekommen, machte sie den Kamin an, bestellte den Zimmerservice und zog sich ihren Morgenmantel über.

Ihr Handy klingelte. Malone. Schon wieder. Diesmal nahm sie den Anruf an, bereit, zu Kreuze zu kriechen, wenn es notwendig sein sollte. Bereit zuzugeben, dass sie eine nichtsnutzige Expolizistin war, die ihren Instinkt für die richtige Fährte verloren hatte.

Sie musste seine Stimme hören.

»Malone.«

»Wo sind Sie?«

Er klang angespannt. Und die Antwort würde ihm auch nicht gefallen. »In Kalifornien. In der Lodge am Pebble Beach.«

Langes Schweigen folgte. »Zum Golfspielen?«

Sie lächelte über seine offensichtliche Verwirrtheit. »Nein, ich will einen Verdacht überprüfen. Mit Billie.«

»Die männermordende Billie?«

Witzig, so nannte sie Billie auch immer. »Genau die.«

»Alleskönnerin Killian. Mädchenwunder. Was für einen Verdacht?«

»Ich habe meine Lektion gelernt. Meine Theorien sind Mist.«

Er lachte, aber es klang angespannt. Humorlos. »Die Spielkarten sind tot – August Wright und Roberto Zapeda. Partner. Beruflich und privat.«

»Irgendeine Verbindung zu Leo?«

»Seine Innenarchitekten.«

»Scheiße.«

»Würde ich auch so sagen. Ihr Boss steckt im Moment knietief drin.«

»Leo? Was ...«

»Ich muss Schluss machen.«

»Nein, warten Sie ...«

Er legte auf. Sie klappte ihr Handy zu und blickte in das knisternde Feuer. Der ganze Luxus war an sie verschwendet.

Es wurde Zeit, nach Hause zu fahren.

44. KAPITEL

Freitag, 18. März 2005 Carmel-by-the-Sea, Kalifornien 6:30 Uhr

»Ich will noch nicht zurück«, sagte Billie, während sie auf den Beifahrersitz des Jaguars glitt. »Ich liebe dieses Zimmer. Ich liebe es, wenn man mich bedient. Ich liebe die Küste.«

»Hör auf zu nörgeln. Du hast ein Geschäft, um das du dich kümmern musst. Ganz zu schweigen von deinem Ehemann.«

Sie verzog das Gesicht. »Rockys Verhalten wird sich jetzt noch nicht geändert haben. Ich brauche noch zwei Tage, damit er mich wirklich zu schätzen weiß.«

»Sieh es ein«, sagte Stacy, »dieser Trip war ein Reinform. Nicht nur das, während ich hier im Luxus schwelgte, wurden die Spielkarten tot aufgefunden.«

»Wer ist denn jetzt am Nörgeln?«

Stacy sah sie finster an. »Bleib hier, wenn du möchtest. Ich fahre nach Hause.«

Billie seufzte dramatisch, setzte ihre Sonnenbrille auf und lehnte den Kopf gegen die Stütze. »Connor wird fürchterlich enttäuscht sein.«

Stacy warf ihr einen Seitenblick zu und startete den Motor.

»Und du?«

»Ich liebe meinen Mann.«

Stacy riss überrascht die Augen auf.

»Was ist denn?«

»Nichts. Es ist nur ...«

»Du dachtest, ich habe ihn wegen seines Geldes geheiratet? Weil er so viel älter ist als ich? Warum sollte ich das tun? Ich habe selbst Geld.«

»Entschuldige«, murmelte Stacy und fuhr aus der Parklücke, »ich wollte dich nicht beleidigen.«

»Hast du auch nicht. Aber wenn ich schon monogam werde, dann musst du mir zumindest Anerkennung dafür zollen.«

»Die hast du.«

»Danke.« Wieder seufzte sie. »Verdammt, ich werde die Küste vermissen.«

Stacy klappte ihr Handy auf und tippte Malones Nummer ein.

Er meldete sich sofort. »Malone.«

»Ich bin auf dem Weg zum Flughafen.«

»Sie vermissen mich sehr, was?«

»Wieso sagten Sie, dass Leo bis zum Hals in der ...«

»Das heißt, dass er sich inzwischen ziemlich verdächtig gemacht hat.«

»Leo verdächtig? Das stimmt nicht.«

»Wenn Sie meinen.«

»Was soll das nun wieder heißen?«

»Nichts.« Seine Stimme klang irgendwie schneidend. »Ich muss Schluss machen.«

»Warten Sie! Wie stichfest sind die Beweise?«

»Sagen wir es mal so, Süße. Wenn Sie in Louisiana landen, sind Sie vielleicht arbeitslos.«

Er legte auf, und sie runzelte die Stirn. »Das ist nicht richtig.«

»Was?« wollte Billie wissen.

»Malone meint, sie hätten Beweise, dass Leo schuldig ist.«

»Inwiefern schuldig? Weil er eine furchtbare Frisur hat?«

»Ich mag seine Haare.«

»Das tust du nicht!« Billie drehte sah sie entgeistert an. »Er sieht aus, als hätte er den Finger in die Steckdose gesteckt.«

»Es ist eben nur verrückt und wie vom Wind zerzaust. Wie ein Surfer.«

»Oder ein verrückter Killer, der ...«

Billie verschluckte den Rest, als ihr auffiel, wie unpassend die Bemerkung angesichts der Situation war. »Schlechte Frisur oder nicht, der Mann scheint mir eher harmlos zu sein.«

»Meine Meinung.«

Stacy verfiel in Schweigen. Sie blickte auf die Uhr am Armaturenbrett des Jaguars und fluchte. Sie musste mit Chief Battard sprechen, und zwar so schnell wie möglich. »Du hast nicht zufällig die Privatnummer von Connor?«

»Zufällig ja. Ich habe sie in meinem Handy gespeichert.«

»Könntest du ihn anrufen? Ich muss ihm eine letzte Frage stellen. Ich denke, es ist wichtig.«

Billie tat wie gewünscht, kurz darauf begrüßte Stacy den verschlafen klingenden Polizeichef. »Entschuldigen Sie, dass ich so früh anrufe, aber ich habe eine letzte Frage. Die Antwort habe ich in der Akte nicht finden können.«

»Schießen Sie los«, sagte er gähmend.

»Wie war der Name von Dansons Zahnarzt? Erinnern Sie sich daran?«

»Sicher«, erwiderte er. »Dr. Mark Carlson. Netter Typ.«

Sie blickte wieder auf die Uhr. Sie hatten noch genug Zeit bis zum Abflug. Jedenfalls genug, um bei dem Zahnarzt anzurufen.

»Meinen Sie, ich kann noch kurz mit ihm sprechen, bevor ich abreise?«

»Das könnte ziemlich schwierig werden, Ms. Killian. Dr. Mark lebt nicht mehr. Er wurde bei einem Raubüberfall getötet.«

»Wann?«

»Letztes Jahr.« Er schwieg kurz. »Es war der einzige Mordfall in Carmel in dem Jahr. Wir haben ihn nie aufgeklärt.«

Einen Moment später beendete Stacy das Gespräch. »Hab ich dich, du Arschloch«, sagte sie und fuhr von der Straße, um zu wenden.

»Was ist los?«

»Erinnerst du dich, als du zu mir gesagt hast, du wolltest schon immer mal eine Spionin sein?«

Billie sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Darauf kannst du wetten.«

»Was würdest du davon halten, doch noch ein paar Tage im Paradies zu verbringen?«

45. KAPITEL

Freitag, 18. März 2005 New Orleans 9:10 Uhr

Spencer klopfte an die Tür des Krankenzimmers seiner Tante. Er konnte hören, wie sie dem Arzt gerade eine Standpauke hielt und musste sich das Grinsen verkneifen. Sie bestand darauf, dass der Mann sie entließ. Verlangte mit jemandem zu sprechen, der mehr Autorität besaß. Mit jemandem, der tatsächlich ein ärztliches Diplom erworben hatte.

Man musste dem Arzt hoch anrechnen, wie ruhig er blieb. Er klang sogar amüsiert.

Spencer trat ein. »Guten Morgen, Tante Patti«, sagte er. »Störe ich bei irgendwas?«

»Ja«, sagte sie schnippisch. »Ich erzähle gerade diesem Quacksal...«

»Dr. Fontaine«, sagte der Mann und reichte Spencer die Hand.

»Detective Spencer Malone. Der Neffe Ihrer Patientin, Patenkind und Prügelknabe bei der ISD.«

Sie sah ihn finster an. Tante Patti sieht gut aus, dachte er. Gesund und stark. Das sagte er auch.

»Natürlich bin ich gesund. Fit wie ein Turnschuh.«

»Willst du, dass ich dich hier raushole?« fragte er.

»Himmel, ja.«

Der Arzt schüttelte amüsiert den Kopf. »Demnächst, Patti, das verspreche ich.« Er drückte ihr kurz die Schulter.

Kaum hatte der Arzt ihr Zimmer verlassen, da befahl sie Spencer, sich einen Stuhl zu nehmen und zu setzen. Sie wollte Informationen.

»Erinnerst du dich an Bobby Gautreaux, den Verdächtigen im Mordfall Finch?«

»Sicher, dieser kleine Wurm.«

»Genau der.« Spencer grinste. »Das Ergebnis des DNA-Tests kam heute Morgen. Das Haar, das wir auf Finchs T-Shirt gefunden haben, war von ihm.«

»Sehr gut.«

»Da ist noch mehr. Ich habe die Resultate des Bluttests mit den Proben verglichen, die wir nach dem Angriff auf Stacy Killian in der UNO-Bibliothek genommen haben, sie sind identisch.«

Sie wollte gerade eine Frage stellen, aber er hob die Hand, um sie zu stoppen. »Es wird noch besser. Sie haben die Resultate mit den Samenproben verglichen, die von den drei Vergewaltigungsopfern an der UNO genommen wurden. Alle identisch.«

Sie sah zufrieden aus. »Gute Arbeit.«

Das fand er auch. »Stacy Killian war davon überzeugt, dass ihr Angreifer sie davor warnen wollte, ihre Nase noch weiter in die Finch-Untersuchung zu stecken. Das passt jetzt.«

»Du hast es ihr damals nicht abgekauft.«

»Da hatten wir auch nicht die DNA-Verbindung zu Gautreaux.«

Sie nickte. »Du sagtest, sie hätte ihn ziemlich stark mit dem Kugelschreiber verletzt. Die Wunde müsste immer noch zu sehen sein.«

»Das stimmt. Was wir natürlich auf Fotos dokumentiert haben. Mit seinen Fingerabdrücken am Tatort, den Haaren von Finch auf seiner Kleidung und den Drohungen, die er gegenüber der Frau ausgesprochen hat, haben wir einen zwingenden Tatverdacht.«

Mr. Gautreaux würde den Rest seiner Jugendjahre hinter Gittern verbringen.

»Da stimme ich zu. Aber du wirst die Anklage wegen Mord zurückhalten und die Vergewaltigungen vorbringen.«

Er lächelte. »Du hast es erfasst. Wegen der serienmäßigen Durchführung seiner Taten wird der Richter keine Kaution zulassen, und wir haben genug Zeit, weitere Beweise zu sammeln, um ihm Mord Nummer eins anzuhängen.«

Sie nickte. »Ist er schon verhaftet?«

»Geschieht jetzt, während wir sprechen.«

»Gut. Was ist mit dem White-Rabbit-Fall?«

»Die Spielkarten sind tot.«

»Hab davon gehört. Gibt's einen Verdacht?«

»Wir arbeiten daran. Der Spiele-Erfinder.«

»Halte mich auf dem Laufenden.« Sie seufzte und blickte auf die Wanduhr. »Verdammt, es wird höchste Zeit, dass die mich hier rauslassen.«

»Es wird nicht mehr lange dauern. Wie geht es denn Onkel Sammy ohne dich?«

»Der Idiot isst jeden Abend Pizza. Er wird als Nächster mit einer verstopften Arterie hier eingeliefert werden.«

Lachend stand Spencer auf, beugte sich vor und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Ich komme später noch mal vorbei.«

Sie griff hastig nach seiner Hand. »Warte. Hast du im Moment irgendwie Ärger?«

Er wusste, was sie meinte – ob er von der PID gehört hatte.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Tony hat sich umgehört, keiner weiß was. Aber ich habe irgendwie ein unangenehmes Gefühl im Nacken.«

Sie nickte verständnisvoll. »Versprich mir, Malone, dass du dich an die Regeln hältst.«

Er salutierte und verließ das Zimmer. Als er im Erdgeschoss aus dem Fahrstuhl trat, klingelte sein Handy. Tony.

»Spaghetti.«

»Wo bist du?«

»Komme gerade von Tante Patti. Bin auf dem Weg in die Innenstadt.«

»Vergiss es. Fahr am besten gleich zur Villa der Nobles.«

Er blieb stehen. Dieses Gefühl im Nacken wurde stärker.

»Was ist los?«

»Kay Noble ist verschwunden.«

46. KAPITEL

Freitag, 18. März 2005 11:10 Uhr

Als Spencer bei der Villa ankam, führte ihn ein Polizeibeamter zum Gästehaus, wo Tony bereits auf ihn wartete.

»Hallo, Hübscher. Gut in der Zeit.«

»Landesrekord.« Er sah sich in dem ordentlichen, geschmackvoll eingerichteten Raum um. »Erzähl!«

»Offenbar ist Kay heute Morgen nicht zum Frühstück erschienen. Die Haushälterin hat sich nicht allzu viel dabei gedacht. Obwohl die Frau normalerweise eine Frühaufsteherin ist, schläft sie manchmal ein bisschen länger. Leidet wohl auch an Migräne. Aber nur sporadisch.« Er blickte auf seine Notizen.

»Gestern Nachmittag hat sie wohl darüber geklagt, dass eine im Anmarsch wäre.«

»Wer hat Alarm geschlagen?«

»Das Mädchen.«

»Alice?«

»Ja. Als Kay um halb elf immer noch nicht da war, hat Leo sie gebeten, nach ihrer Mutter zu sehen.«

»Die Tür war nicht verschlossen?«

»Nein.«

»Warum haben sie uns gerufen? Sie kann doch auch einen Spaziergang machen oder mit Freunden losgezogen sein.«

»Nicht sehr wahrscheinlich. Sieh dir das an.«

Sein Partner führte ihn zum Schlafzimmer. Eine umgestürzte Lampe. Schief hängende Bilder. Das Bett verwüstet. Spencer

betrachtete das Bettzeug. Der in Grünblau und Elfenbein gemusterte Seidenbezug hatte dunkle Flecken.

Blut. Er ging zum Bett hinüber. Es war nicht sehr viel, aber mehr als nur von einem Kratzer oder einer anderen kleinen Wunde. Weitere Blutflecken auf dem Boden führten zu einem Torbogen am hinteren Ende des Zimmers. Neben dem Türrahmen hob sich ein blutiger Handabdruck von der hellen Wand ab.

Spencer ging näher heran. Er studierte den Abdruck einen Moment. »Nach der Größe zu urteilen ist das eine Frauenhand.«

Tony nickte. »Wir sollten ihn mit den Abdrücken der anderen Haushaltsmitglieder vergleichen. Mal sehen, ob der Glasschuh jemandem passt.«

Könnte der Abdruck des Angreifers sein, nicht des Opfers. Das war zwar unwahrscheinlich, aber das musste nicht viel heißen.

Spencer lief zur anderen Tür. »Ein Arbeitszimmer«, erklärte ihm Tony. »Dahinter eine Terrasse.«

Im Arbeitszimmer waren ebenfalls die Spuren eines Kampfes zu erkennen. Als hätte sich Kay gewehrt, sich an Möbelstücke geklammert, gekämpft.

Das war ein gutes Zeichen. Das hieß, dass sie womöglich noch am Leben war.

Die Glasschiebetüren, die zur Terrasse hinausführten, standen offen. Noch mehr Blut, am Türrahmen und an der Glasscheibe.

»Ist der Spurendienst unterwegs?« wollte Spencer wissen.

»Hab ihn selbst angerufen.«

»Hast du schon mit irgendjemand gesprochen?«

»Nein. Ich weiß alles von Jackson.«

»Und Noble hat die Polizei gerufen?«

»Ja. Die Zentrale hat es zuerst der DIU gemeldet. Die Jungs haben den Zusammenhang mit unserem Fall bemerkt und mich angerufen.«

»Ich frage mich, warum Noble uns nicht direkt verständigt hat«, murmelte Spencer.

Vielleicht, um Zeit zu gewinnen.

»Ich will mit jedem auf dem Grundstück hier reden. Lass uns mit dem Oberhäuptling anfangen.«

»Willst du, dass wir das zusammen machen, oder sollen wir uns aufteilen?«

»Aufteilen, dann kommen wir schneller voran. Fang mit der Haushälterin an. Wir vergleichen unsere Notizen dann später.«

Tony erklärte sich einverstanden und ging im Haupthaus zuerst in die Küche. Spencer traf Leo in seinem Arbeitszimmer an. Er saß am Schreibtisch und starrte mit ausdrucksloser Miene in die Luft. Seine Tochter hatte sich auf der Couch in der Ecke zusammengekauert, die Knie angezogen. Auch sie sah niedergeschmettert aus.

»Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen, Mr. Noble.«

»Leo«, sagte er. »Schießen Sie los.«

»Wann haben Sie Ihre Frau zum letzten Mal gesehen?«

»Exfrau. Gestern Abend. Ungefähr um sieben.«

»Haben Sie lange gearbeitet?«

»Wir haben alle zusammen zu Abend gegessen. Stimmt's, Kleines?«

Das Mädchen blickte auf und nickte. »Wir sind Sushi essen gegangen, gleich hier um die Ecke.«

Ihre Stimme versagte, sie presste die Stirn gegen ihre Knie. Spencer ging zur Tür. »Vielleicht sollten wir im Flur weiterreden?«

»Sicher. Natürlich.«

Er ging zu seiner Tochter hinüber. »Kleines?« Sie sah hoch.
»Kommst du allein klar?«

Sie nickte mit ängstlich aufgerissenen Augen.

Die beiden Männer verließen den Raum und schlossen die Tür hinter sich.

»Ich dachte, es wäre besser, wenn sie uns nicht zuhört«, sagte Spencer leise. Was er auch so meinte – nur aus einem anderen Grund, als Noble vermutete. Er wollte nicht, dass die Antworten des Vaters die Aussage der Tochter beeinflussten.

»Ich hätte daran denken sollen«, sagte Leo. »Ich habe sie rübergeschickt, um Kay zu holen. Es ist meine Schuld, dass sie gesehen hat, wie ...« Er schluckte. »Warum bin ich bloß nicht selbst gegangen?«

Er schien sich tatsächlich Vorwürfe zu machen. Aber weshalb? Vielleicht, weil er seine Tochter versehentlich in seine Verbrechen hineingezogen hatte?

»Lassen Sie uns über gestern Abend sprechen«, sagte Spencer.
»Wie hieß das Sushi-Lokal?«

»Japanese Garden. Nur ein Stück weiter die Straße runter.«

Spencer notierte es. »Gehen Sie öfter zusammen essen?«

»Mehrere Male in der Woche. Schließlich sind wir immer noch eine Familie.«

»Aber nicht gerade eine normale Familie.«

»Die Welt ist voller Ausnahmen, Detective.«

»Und nach dem Dinner haben Sie sie nicht mehr gesehen?«

»Nein. Ich war um Mitternacht auf der hinteren Terrasse und ...«

»Um Mitternacht?«

»Eine Zigarre rauchen. Ihr Licht war an.«

»Hat sie beim Abendessen Kopfschmerzen erwähnt?«

»Kopfschmerzen? Nein, nicht dass ich wusste. Warum?«

Spencer ging nicht auf seine Frage ein. »Ist das normal, dass sie so spät noch auf ist?«

»Nein, das ist eher mein Ding.«

»Lässt sie die Tür immer unverschlossen?«

»Nie. Ich habe sie deshalb immer aufgezogen. Sie war sehr penibel.«

Spencer horchte auf. »War? Wissen Sie etwas, das uns entgangen ist, Mr. Noble?«

Der Mann errötete. »Natürlich nicht. Ich habe mich auf die Jahre bezogen, als wir verheiratet waren.«

»Was ihre Geschäfte betrifft, welche Rolle spielt Kay?«

»Im Grunde ist sie meine Managerin. Sie verhandelt mit den Steuerberatern und Rechtsanwälten, überprüft die Verträge, kümmert sich um die Angestellten ... so habe ich die Zeit, kreativ zu sein.«

»Kreativ zu sein«, wiederholte Spencer. »Wenn Sie mir verzeihen, aber das klingt ziemlich überheblich.«

»Für Sie, nehme ich an. Die meisten Leute verstehen nicht, wie kreative Arbeit abläuft.«

»Warum erklären Sie es mir nicht?«

»Das Hirn hat zwei Hälften, die linke und die rechte. Die linke Seite kontrolliert die Logik, Organisation. Außerdem Sprache, kritisches Denken und so weiter.«

»Also hatten Sie Kay für die ganzen Kleinigkeiten der linken Hirnhälfte. Hätten Sie jemand anders anstellen können für den Job?«

Die Frage schien ihn zu erstaunen. »Sicher. Aber warum sollte ich?«

Spencer zuckte die Schultern. »Ich nehme an, das würde sie weniger kosten. Als Ihre Exfrau wird sie wahrscheinlich Anspruch auf die Hälfte von allem erheben, was ihnen gehört.«

Leo errötete. »Sie hat die Hälfte. Daraus habe ich nie ein Geheimnis gemacht. Ohne Kay wäre ich niemals so weit gekommen.«

»Sie sagten, sie hat Anspruch auf die Hälfte. Bekommt sie die auch?«

»Ja.«

»Von allem?«

Sein Gesichtsausdruck verriet, dass er jetzt verstanden hatte.
»Sie glauben, ich hätte etwas damit zu tun?«

»Bitte beantworten Sie die Frage.«

»Von allem.« Er ballte die Fäuste. »So einer bin ich nicht, Detective.«

»Was für einer denn?«

»Einer, dem Geld über alles geht und dem Menschen weniger wert sind. Geld bedeutet mir nicht allzu viel.«

»Das kann ich sehen.«

Angesichts Spencers Sarkasmus wurde er wieder rot. »Ich weiß, wer es war, und Sie sollten es auch wissen!« rief er aufgebracht.

»Und wer sollte das sein, Mr. Noble?«

»White Rabbit.«

47. KAPITEL

Freitag, 18. März 2005 15:30 Uhr

Spencer legte den Hörer auf und grinste. Kay Nobles Verschwinden hatte einen Richter dazu veranlasst, ihnen einen Durchsuchungsbefehl für die Villa, Büro, Fahrzeuge und Steuererklärungen auszustellen.

»He, Spaghetti.« Sein Partner saß am Schreibtisch und starrte auf ein kleines Terminheft. »Was ist los?«

Statt zu antworten, grunzte er nur.

Spencer runzelte die Stirn und zeigte auf das Heft. »Was ist das?«

»Ein Punktezähler.«

»Wie bitte?«

»Weight Watchers. Meine Frau hat mich angemeldet.« Er seufzte. »Alles, was ich esse, hat eine festgelegte Punktzahl. Du trägst jede Mahlzeit ein und ziehst die Punkte von dem täglichen Limit ab.«

»Und wo ist das Problem?«

»Ich habe bereits meine ganzen Punkte verbraucht.«

»Bis heute Abend?«

»Ja. Und dazu noch ein paar von den wöchentlichen Zusatzpunkten.«

»Zusatz...« Er verkniff sich seine Bemerkung. »Vergiss das jetzt. Wir machen einen Ausflug.«

»Wohin?«

»Zu den Nobles. Und vorher zum Gericht.«

Tony grinste. »Hat der Richter einem Durchsuchungsbefehl zugestimmt?«

»Bingo.«

Sie holten den Durchsuchungsbefehl ab, und da sie sich bereits in der Innenstadt befanden, besuchten sie Nobles Rechtsanwalt, Winston Coppola.

Die hübsche junge Frau am Empfang lächelte, als die beiden Männer auf sie zukamen. »Spencer Malone, was für eine Überraschung.«

Er erwiderte ihr Lächeln, ohne die geringste Ahnung zu haben, wer sie eigentlich war. Glücklicherweise entdeckte er ihren Namen auf dem Schreibtischschild. »Trish? Du bist das?«

»Das bin ich.«

»He, sieh mal einer an. Wie lange ist das her?«

»Viel zu lange. Ich habe eine andere Frisur.«

»Das sehe ich. Gefällt mir.«

»Danke.« Sie zog einen Schmollmund. »Du hast mich nicht angerufen. Wir haben uns an dem Abend bei Shannon so gut amüsiert, ich hatte fest damit gerechnet, dass du dich meldest.«

Shannon's. Kein Wunder.

Musste damals in seiner Saufphase gewesen sein.

»Ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen«, erwiderte er in einem Tonfall, von dem er hoffte, er würde aufrichtig klingen. Er stellte sich vor, wie Tony neben ihm die Augen verdrehte.

»Ich habe deine Nummer verloren.«

»Das kann man ändern.«

Sie griff nach seiner Hand und drehte sie mit der Innenfläche nach oben. Dann kritzelte sie ihre Telefonnummer darauf und drückte seine Finger herunter. »Ruf mich an.«

Tony räusperte sich. »Wir sind hier, um Mr. Coppola zu sprechen. Ist er da?«

»Mr. Coppola? Haben Sie einen Termin?«

»Das ist ein offizieller Besuch.«

»Oh ... verstehe«, sagte sie aufgeregt. »Ich rufe ihn an.«

Sie tat es, und einen Augenblick später schickte sie die beiden zu Coppolas Büro. Auf dem Weg dorthin beugte sich Tony zu ihm. »Gut aus der Affäre gezogen, Hübscher.«

»Danke.«

»Wirklich sehr attraktiv. Wirst du sie anrufen?«

Tatsache war, dass er im Moment an alles andere dachte, als die attraktive Trish anzurufen. Na gut, vielleicht würde er es in Erwägung ziehen, aber es war nicht so dringend. »Ich wäre verrückt, wenn nicht, oder was?«

Tony beantwortete seine Frage nicht, denn sie hatten gerade das Büro des Rechtsanwalts erreicht, der an der Tür auf sie wartete.

Spencer begrüßte ihn. »Detective Malone und Detective Sciamè. Wir müssen Ihnen ein paar Fragen über Kay Noble stellen.«

»Kay?« Er runzelte die Stirn. »Können Sie sich ausweisen?«

Nachdem er ihre Polizeimarken überprüft hatte, führte er sie in sein Büro. Keiner von ihnen setzte sich.

Spencer registrierte eingerahmte Diplome; Fotos auf dem Schreibtisch, einem kleinen Seitentisch und an den Wänden. Eines zeigte den Rechtsanwalt beim Skifahren, ein anderes am Strand. Kein Wunder, dass der Kerl so braun war.

Tony sah sich anerkennend im Büro um. »Sehr nett hier.«

»Danke.«

»Sie haben einen interessanten Namen, Mr. Coppola.«

»Englische Mutter, italienischer Vater.«

»Irgendwelche Verbindungen zu Francis Ford?«

»Traurigerweise nicht. Was ist jetzt mit Kay Noble?«

»Sie wird vermisst. Wir haben Anlass zu der Annahme, dass sie in der Gewalt eines Verbrechers ist.«

»Mein Gott. Wann ...«

»Gestern Nacht.«

»Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?«

»Anfang der Woche.«

»Darf ich fragen, worum es bei Ihrem Treffen ging?«

»Um eine Lizenz.«

»Wie läuft das Geschäft der Nobles?«

»Sehr gut.« Er steckte die Hände in seine Hosentaschen. »Sie verstehen, dass ich keine vertraulichen Informationen weitergeben kann.«

»Doch, das können Sie. Wir haben die Befugnis.« Spencer reichte ihm das Dokument. Der Rechtsanwalt studierte es und gab es ihm zurück.

»Zuerst einmal, dieses Dokument entbindet mich nicht von der Schweigepflicht. Es erlaubt Ihnen Zugang zu Leonardo Nobles Haus und Fahrzeugen und zu den Geschäftspapieren, die Sie hier finden.« Er lehnte sich zu ihnen vor. »Sie sind bei der falschen Adresse. Wenn Kay irgendetwas zugestoßen sein sollte, dann hat Leo nichts damit zu tun.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut.«

»Warum?«

»Sie hängen aneinander.«

»Sie sind geschieden, Mr. Coppola.«

»Die beiden sind Freunde. Partner sowohl bei der Erziehung ihrer Tochter als auch in ihrem Geschäftsunternehmen.«

»Und wie läuft ihr Geschäft?« wiederholte Spencer seine vorherige Frage.

»Sehr gut. Leo und Kay haben gerade ein paar wichtige Lizenzen unterschrieben.«

»Für richtig großes Geld?« wollte Tony wissen.

Nach kurzem Zögern nickte er. »Ja.«

»Reden wir über Millionenbeträge?« hakte Spencer nach.

»Ja.«

»Wer bezahlt Ihre Rechnungen, Mr. Coppola?«

»Wie bitte?«

»Ihre Rechnungen, wer bezahlt sie? Leo oder Kay?«

Er errötete leicht. »Diese Frage ist eine Beleidigung, Detective.«

»Aber ich bin sicher, das Geld ist keine.«

»Noble ist nicht einfach nur ein Klient, sondern auch ein Freund. Bezahlte Stunden haben damit nichts zu tun. Oder damit, wie ich Ihre Fragen beantwortet habe. Es tut mir Leid, aber ich bin schon spät dran.«

Spencer gab ihm die Hand. »Danke, dass Sie mit uns gesprochen haben. Wir bleiben in Verbindung.«

Tony reichte ihm eine Visitenkarte. »Wenn Ihnen irgendetwas einfällt, rufen Sie uns an.«

Der Rechtsanwalt brachte sie nach draußen. Trish saß an ihrem Schreibtisch, war aber so beschäftigt, dass sie nur aufsah und lächelte, als sie vorbeikamen. Kaum hatte sich die Fahrstuhltür hinter ihnen geschlossen, wandte sich Tony zu Spencer um. »Interessant, wie die Reichen immer versichern, dass Geld für sie unwichtig ist. Wenn es nicht wichtig ist, warum arbeiten sie dann so verzweifelt dran, es zu behalten?«

Spencer nickte. »Ich denke, dass Coppola glaubt, Leo wäre die treibende Kraft hinter dem Imperium. Hast du das bemerkt?«

»Ja, habe ich. Du meinst, das hat seine Aussagen beeinflusst?«

»Vielleicht. Immerhin ist er Rechtsanwalt.«

Die Türen glitten auf, sie stiegen aus. »Du bist verheiratet, Spaghetti, gib mir doch mal einen Einblick.«

»Schieß los.«

»Mich macht das alles ein bisschen konfus mit diesem ›sie lieben und respektieren sich‹. Dieses ›ich verdanke ihr alles, deshalb gebe ich ihr die Hälfte‹. Sagen wir mal, deine Lady lässt sich von dir scheiden. Was würdest du davon halten?«

Sie kamen an ihrem Wagen an. »Ich bin seit zweiunddreißig Jahren verheiratet, wir lieben und respektieren uns, streiten und widersprechen uns, aber wir bleiben zusammen. Es ist eben so, dass wir eine Vereinbarung miteinander getroffen haben, die uns zusammenhält, und wir arbeiten daran. Wenn sie sich von mir scheiden lassen würde, wäre ich ziemlich sauer.«

»Und wenn sie, nachdem sie sich hat scheiden lassen, von allem, was dir gehört, die Hälfte bekäme – von dem, was war und dem, was kommt, was würdest du davon halten? Könntest du dann immer noch mit ihr befreundet sein?«

»So was würde nicht passieren, mein Lieber.«

»Warum nicht?«

»Wenn du mit einer Frau geschlafen hast, kannst du nicht mit ihr befreundet sein.«

»Du Neandertaler.«

»Und wie viele solche Freundinnen hast du?«

Spencer zog nachdenklich die Stirn kraus. *Genau gesagt ... keine einzige.*

Er sah Tony an. »Jeder, der die beiden kennt, singt das gleiche Lied. Ihre Freunde. Ihre Angestellten. Die Tochter.«

»Und du denkst, das wäre alles nur Theater.«

Spencer machte sich nicht die Mühe, zu antworten. »Wer gewinnt am meisten, wenn Kay Noble stirbt?«

»Leo Noble.«

»Verdammt richtig. Bestell ein paar Uniformierte, die uns vor seinem Haus treffen sollen. Höchste Zeit, loszulegen.«

48. KAPITEL

Freitag, 18. März 2005 16:45 Uhr

Das Flugzeug landete planmäßig in New Orleans. Während es auf das Gate zurollte, ging Stacy die Ereignisse des Tages noch einmal durch. Nachdem sie erfahren hatte, dass der Zahnarzt ermordet worden war, war sie zum Hotel zurückgefahren. Billie hatte sich wieder eingetragen und ihr Zimmer zurückbekommen, noch bevor es gereinigt worden war. Von dort aus hatten sie Chief Battard angerufen – ihn darüber informiert, dass Billie noch blieb, und gefragt, ob Stacy ihn kurz treffen könne.

Billie sollte die Akten der vermissten Personen zu der Zeit von Dansons Selbstmord durchsehen, und wenn sie jemanden fand, herausfinden, ob er ein Patient Dr. Mark Carlsons gewesen war. Außerdem sollte sie sich irgendwie Zugang zu den Akten des Zahnarztes verschaffen und die Dateien mit den Angaben der Identifikationsmerkmale von Dansons Leiche vergleichen.

Sie trafen Chief Battard in seinem Büro im Hauptquartier. Stacy erklärte ihm ihren Verdacht. Sie musste ihm zugute halten, dass er nicht lachte.

Stattdessen versprach er, ihr zu helfen.

Stacy nahm an, dass die Aussicht auf ein paar Tage mehr mit Billie etwas mit seinem Entgegenkommen zu tun hatte.

Stacy stieg aus dem Flugzeug. Sie war sich ganz sicher: Dick Danson war am Leben. Er war White Rabbit.

Und ein Mörder.

Sobald sie den Terminal verlassen hatte, schaltete sie ihr Handy ein. Drei Nachrichten warteten auf sie. Alle von Leo.

Während sie ins Parkhaus ging, hörte sie die Nachrichten ab. Der erste Anruf war wie erwartet von Leo. Er war aufgeregt. Seine Stimme zitterte.

»Kay ist ... verschwunden. Sie ist ... jemand hat ... White Rabbit ... vielleicht ist sie tot. Rufen Sie mich sofort an, wenn Sie gelandet sind.«

Der zweite war nicht von Leo, sondern von Alice. Sie weinte so sehr, dass Stacy kaum verstehen konnte, was sie sagte. Die dritte Nachricht war wieder von Leo. Nach der Zeitangabe ihres Handys musste er kurz vor ihrer Landung angerufen haben. Malone hatte einen Durchsuchungsbefehl und war gerade im Haus. Er wusste nicht, was er tun sollte.

Ein Durchsuchungsbefehl.

Der Stein war ins Rollen gekommen.

Sie verließ das Flughafengebäude, die feuchte Luft von New Orleans erdrückte sie fast. Wenige Minuten später saß sie im Auto, die Fahrt würde ungefähr fünfzehn Minuten dauern, gesetzt den Fall, es gab keine Unfälle, Baustellen oder ein Spiel im Superdome.

Stacy wählte Leos Nummer, bekam nur den Anrufbeantworter und hinterließ eine Nachricht. Dann versuchte sie es bei Malone, wo sie auch kein Glück hatte. Den Rest der Fahrt nutzte sie, um sich auf das vorzubereiten, was sie erwartete.

Die Spielkarten waren tot. Kay wurde vermisst. Malone und sein Partner hatten einen Durchsuchungsbefehl – was bedeutete, sie besaßen genug Beweise, um einen Richter zu überzeugen.

Was hatten sie gegen Leo in der Hand?

Stacy erreichte die Villa in Rekordzeit. Mrs. Maitlin, blass und verstört, öffnete ihr. »Valerie.« Stacy streckte die Hand aus. »Ich hab davon gehört. Was ist passiert?«

Die Frau ergriff ihre Hand, blickte über die Schulter, dann sah sie Stacy an. »Sie nehmen das Haus auseinander. Als wenn Leo

seiner Exfrau was angetan haben könnte. Und die arme Alice, sie war diejenige, die ... das Blut ...«

»Stacy!« Leo lief auf sie zu. »Gott sei Dank. Das kann nicht wahr sein. Verrückt. Erst verschwindet Kay. Jetzt diese Durchsuchung ...«

»Haben Sie ihren Anwalt angerufen?«

»Ja. Sie haben ihn schon aufgesucht und ihm den Durchsuchungsbefehl gezeigt. Er meint, dass mir nichts anderes übrig bleibt, als zu kooperieren.«

»Wenn Sie unschuldig sind, haben Sie nichts zu ...«

»Wenn ich unschuldig bin?« unterbrach er sie verletzt. »Zweifeln Sie daran, Stacy?«

»So habe ich das nicht gemeint. Bleiben Sie ruhig, Leo. Sie werden nichts finden – und dann müssen sie sich woanders umsehen.«

Aus dem Augenwinkel erblickte sie Alice, die auf dem Wohnzimmersofa kauerte. Sie sah ziemlich verloren aus.

Obwohl sie Mitleid mit dem Teenager hatte, konzentrierte sie sich weiterhin auf Leo. »Wurde irgendeine Nachricht hinterlassen?«

»Nein, nicht dass ich wüsste.«

»Sie gehen von einem Verbrechen aus. Weshalb?«

Er sah sie ausdruckslos an.

»Gab es Anzeichen für einen Kampf? Blut?« fragte sie leise.

Er nickte. »Ja, und ich ... ich habe Alice rübergeschickt, um nach ihr zu sehen.« Seine Stimme versagte. »Sie hat gesehen ... Es war meine Schuld.«

Sie legte ihm tröstend die Hand auf den Arm. »Ich bin gleich zurück. Bleiben Sie hier.«

Stacy stieg die Stufen hoch und folgte dem Klang der Stimmen. Sie sah, dass alle Zimmer völlig auseinander

genommen worden waren. Typisch Cops, dachte sie. Und nun nahmen sie sich Stacys Zimmer vor, durchwühlten ihre Schublade mit Unterwäsche.

»Na, macht es Ihnen Spaß, Detective?«

Malone blickte über die Schulter. »Killian.«

»Sie haben Größe fünf. Nicht besonders sexy, aber sehr bequem.« Tony lachte laut.

Malone schloss die Schublade und sah etwas verlegen aus.

»Der Durchsuchungsbefehl betrifft das ganze Anwesen. Sie kennen das ja.«

»Ja, kenne ich. Könnte ich mal kurz mit Ihnen sprechen?«

Sie betraten den Flur.

»Meine Zeit ist begrenzt.«

»Dann werde ich gleich zum Thema kommen. Sie irren sich, was Leo betrifft.«

»Tatsächlich? Und was macht Sie so sicher?«

»Dick Danson lebt. Er ...«

»Wer?«

»Leos ehemaliger Partner. Er und Leo sind im Streit auseinander gegangen. Angeblich soll er vor dreieinhalb Jahren Selbstmord begangen haben.«

»Ist von einer Klippe in Carmel gerast. Jetzt erinnere ich mich. Deshalb sind Sie dort hingefahren.«

»Ja.«

Schnell berichtete sie ihm von den Einzelheiten des Selbstmords und der Tatsache, dass Danson lediglich durch die zahnärztlichen Unterlagen identifiziert worden war.

»Für mich ist das vollkommen ausreichend«, sagte er und blickte betont auf die Uhr.

»Für mich auch. Bis ich heute Morgen herausfand, dass der Zahnarzt nicht lange danach ermordet wurde.« Sie machte eine effektvolle Pause. »Der Mörder wurde nie überführt.«

Einen kurzen Herzschlag lang glaubte sie, ihn überzeugt zu haben. Dann packte er sie am Ellbogen und führte sie weiter von dem anderen Polizeibeamten weg. »Ich hab mir die Finanzen Ihres Freundes ein bisschen angesehen. Die Geschäfte scheinen gut zu laufen. Sehr gut. Hat erst vor kurzem ein paar Lizenzen erworben. Im Wert von Millionen, Stacy. Millionen!«

»Und? Was hat das damit zu tun, dass ...«

»Kay bekommt die Hälfte. Von allem. Vergangenheit. Gegenwart. Und Zukunft.«

Sie starrte ihn an und verstand. *Habsucht. Eines der ältesten Motive für Mord.*

Dann schüttelte sie den Kopf. »Er liebt sie. Sie ist die Mutter seines Kindes und seine beste Freundin.« Noch während sie das sagte, bemerkte sie, wie naiv das klang. Doch sie sprach trotzdem weiter. »Diesmal gab es keine Nachricht von White Rabbit, oder?« An seinem Gesichtsausdruck konnte sie erkennen, dass sie Recht hatte. »Keine Nachricht. Keine Leiche. Das passt nicht in die Vorgehensweise von White Rabbit. Diesmal war er es nicht.«

»Alle Opfer standen in irgendeiner Weise mit Leo in Verbindung. Er hat die ersten drei Nachrichten bekommen, die letzte wurde in seinem Büro gefunden. Und er kennt das Spiel besser als irgendeiner sonst.«

»Clark Dunbar hat eine Affäre mit Kay. Wussten Sie das?«

Sie sah sofort, dass das neu für ihn war.

»Ich habe sie zusammen beobachtet. Spät in der Nacht. Von meinem Fenster aus kann ich die Tür des Gästehauses sehen.«

Er zog seinen Notizblock hervor. »Wann war das?«

»Mittwoch.«

Er schrieb es auf. »Sind Sie sicher, dass es Dunbar war?«

»Absolut. Ich habe zuerst nicht sehen können, wer es war, deshalb habe ich das Fenster geöffnet. Ich habe seine Stimme gehört.«

Spencer zog die Augenbrauen hoch. »Das Fenster geöffnet?«

»Meine Neugier hat gesiegt. Haben Sie mit Dunbar gesprochen?«

»Er ist nicht in der Stadt. Hatte ein verlängertes Wochenende.«

»Und die Frau, mit der er eine Affäre hat, verschwindet. Wie passend.«

Spencer klappte den Block wieder zu und schob ihn in seine Jackentasche zurück. »Wir werden das überprüfen und Clark Dunbar befragen, sobald er zurückkommt.«

Diesmal packte sie ihn am Ellbogen. »Danson lebt«, sagte sie. »Er ist White Rabbit. Und er rächt sich an Leo und seiner Familie.«

»Seien Sie doch nicht so naiv, Stacy. Noble hat dieses ganze White-Rabbit-Ding erfunden, um mit dem Mord an seiner Frau davonzukommen.«

»Das ergibt keinen Sinn.«

»Und ob. Es ist genial. Was für eine großartige, wohl durchdachte Tarnung. Und selbst Sie sind ein Teil von diesem Plan.«

Er schüttelte ihre Hand ab und ging zurück ins Zimmer.

49. KAPITEL

Freitag, 18. März 2005 18:30 Uhr

Stacy blickte ihm mit einem Kloß im Hals hinterher. Die Vergangenheit stürzte wieder auf sie ein, so unerbittlich und quälend, dass sie zu ersticken glaubte. Dies wäre nicht das erste Mal, dass ihre Urteilskraft sich als miserabel herausstellte. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie betrogen und ihre Hilfsbereitschaft ausgenutzt wurde.

Sie bemühte sich, gleichmäßig zu atmen. Ihre Gefühle in den Griff zu bekommen.

Die Vergangenheit wiederholte sich *nicht*. Sie hatte sich geändert.

»Stacy?«

Sie drehte sich um. Alice stand an ihrer Zimmertür. Alles an ihrer Körperhaltung deutete darauf hin, dass sie kurz vor einem Zusammenbrechen war. Sie hielt den Finger warnend an die Lippen, zeigte auf das Zimmer, in dem die Polizisten sich gerade aufhielten, und machte ihr ein Zeichen, zu ihr zu kommen.

Stacy sah zu den Beamten hinüber, dann schlüpfte sie schnell in Alices Zimmer.

Alice zog sie durch den Raum. Ihre zitternden Finger waren feucht und kalt. Sie blieb am Schreibtisch stehen und schaltete den Computer ein. Stacy sah, dass Alice den Tränen nahe war.

»Ich weiß, was die Polizei glaubt. Ich habe gehört, was sie gesagt haben. Das ist nicht wahr. Dad hat Mom nichts angetan. Oder irgendjemand anderem. Ich weiß es.«

»Woher denn? Woher willst du das wissen?«

Sie deutete mit dem Kopf auf den Computerbildschirm. Mit ein paar Eingaben rief sie ihre E-Mails auf. Sie öffnete die letzte, die nachmittags um drei Uhr gekommen war.

Die Maus, Fünf und Sieben wurden eliminiert. Die Königin ist gefährdet. Grinsekatze macht ihren Zug; sie hat lange Krallen und scharfe Zähne.

Wie reagierst du?

Das Spiel.

»Ich dachte, ich sollte besser ... Ich wollte, dass Sie es erst sehen. Wegen Mom. Und Dad.«

Ihre Mutter. Die Herz-Dame, die Königin.

Stacy unterdrückte ihre Aufregung und den Drang, Informationen aus dem Mädchen herauszupressen. »Wer ist White Rabbit, Alice?«

»Ich weiß es nicht. Ich hab ihn im Chatroom gefunden. Aber er ist mein Freund, er würde mir nichts tun oder jemand anderem.«

»Dein Freund?« Stacy bemühte sich, ruhig zu sprechen. »Es werden Leute ermordet, Alice.«

»Ich weiß, wie es aussieht, aber es kann nicht ...« Sie presste die Hände zusammen. »Das ist doch nur ein Spiel. Oder nicht?«

»Rosie Allen ist tot. Ihr Killer hat eine Nachricht neben ihrer Leiche hinterlegt: ›Arme kleine Maus, ertrunken in einem Tränenteich‹. August Wright und Zapeda sind ebenfalls tot. Auch da hat der Killer einen Brief hinterlassen: ›Die Rosen sind jetzt rot‹. Nach den Karten und der Nachricht, die in dem Büro deines Vaters gefunden wurden, zu urteilen, repräsentierten die beiden die Pik-Sieben und die Pik-Fünf.«

Sie machte eine Pause, um ihre Worte wirken zu lassen.

»Jetzt wird deine Mutter vermisst. Und die Herz-Dame hier in deinem Spiel ist gefährdet. Das soll nur ein Spiel sein, Alice?«

Das Mädchen sackte in sich zusammen. »Ich hab ... ich hab's

nicht gewusst«, brachte sie schluchzend heraus. »Bis Mom ... dann hab ich ... dann wusste ich, dass White Rabbit mich benutzt, um ... Entscheidungen zu fällen ...«

»Wir werden eine Lösung finden«, sagte Stacy leise. »Zusammen. Wir versuchen herauszubekommen, wer es ist, und halten ihn auf.«

Alice wischte sich die Tränen aus den Augen. »Wie denn? Sagen Sie mir, was ich machen soll.«

Stacy nickte. »Zuerst mal, die Herz-Dame ist gefährdet. Was heißt das?«

»Das ist eine Spielstrategie. Einen Spieler außer Gefecht setzen, dann zum nächsten gehen. Später zu dem ersten zurückkehren, um ... ihn auszuschalten.«

Zurückkehren, um ihn auszuschalten. Natürlich. Kay war noch am Leben.

»Du weißt, was das bedeutet, Alice. Deine Mutter lebt noch.«

Das Mädchen riss die Augen auf, wieder kamen ihr die Tränen. Diesmal vor Erleichterung, wie Stacy vermutete.

»Wer ist es?« fragte Stacy erneut. »Du musst doch irgendeine Idee haben.«

»Keine Ahnung. Ehrlich. Wir haben uns im Chatroom getroffen. Wir sind ... Freunde geworden. Er hat mich eingeladen, mit ihm zu spielen.«

»Seit wann habt ihr Kontakt miteinander?«

»Seit acht Monaten. Vielleicht ein Jahr.«

»Hat er jemals vorgeschlagen, sich persönlich zu treffen?«

»Nein.« Sie hob das Kinn. »Darauf wäre ich auch nicht eingegangen. So blöd bin ich nicht.« Sie errötete, womöglich begriff sie, dass sie es doch war. »Ich weiß, dass er echt schlau ist. Wir haben alles Mögliche diskutiert, von anthropologischen Themen über Psychologie bis zur Kunst. Er kennt sich überall aus.«

Ein richtiger Alleskönner.

Stacy betrachtete das Bücherregal über dem Computer. Las die Titel der unterschiedlichsten Themenbereiche, alles Denkbare von Romanen bis hin zu Gesetzestexten und Spielanleitungen. Alice hatte dort sogar ein Handbuch über psychische Krankheiten. Der Polizeipsychologe im Dallas-Department hatte dasselbe in seinem Büro.

»Wie alt ist er schätzungsweise?« fragte Stacy.

Alice runzelte nachdenklich die Stirn. »Älter als ich, da bin ich ganz sicher. Er scheint ziemlich erfahren.«

Erfahren. Was wieder zeigt, wie gefährlich es sein konnte, Leute online zu kontaktieren. Nicht in der Lage zu sein, das Alter und den Charakter einer Person abzuschätzen. Abhängig zu sein von den Informationen, die diese Person einem zukommen ließ.

»Älter? So alt wie dein Vater?«

»Nicht *alt*.« Sie schüttelte den Kopf. »Wir mögen die gleiche Musik und so was alles. Als ich von meinen Eltern erzählt habe, verstand er mich. Voll.«

»Von deinen Eltern«, wiederholte Stacy. »Was hast du ihm über sie erzählt?«

Alice sah sie peinlich berührt an. »Ich habe mich darüber beschwert, dass sie mich wie ein Baby behandeln. Dass sie mich nicht zur Uni gehen lassen und so.« Wieder kamen ihr die Tränen. »Wenn ich überlege, was alles passiert ist, wünschte ich, ich könnte es rückgängig machen.«

»Online spielen«, drängte Stacy weiter, »wie geht das vor sich?«

»Es ist eine direkte Gegenüberstellung. Ich kämpfe gegen die Monster aus dem Wunderland.«

»Die Maus, die Pik-Sieben und Pik-Fünf und so weiter.«

»Genau. Die Geschichte ist dieselbe, aber ich bin die Einzige, die die Zukunft sicherstellen kann.«

»Es ist deine Aufgabe, den Bösen, also White Rabbit, zu töten und alle seine Gefolgsleute aus Wonderland und damit die Welt zu retten.«

Sie nickte. »White Rabbit kontrolliert das Spiel vollkommen. Er denkt sich die Fallen aus, die Monster, alles. Bevor das Spiel beginnt, werde ich über jedes Monster informiert, dem ich begegnen werde. Aber nicht über den Zeitpunkt und den Ort der Konfrontation. Mir wird auch gesagt, welche besonderen Fähigkeiten, Kräfte und Waffen der Gegner hat. Das hilft, den Schwierigkeitsgrad zu bestimmen. Und verhindert, dass man unvorbereitet ist und improvisieren muss, um in dem Moment die nötige Kraft oder Waffe zu finden, wenn man einen Spieler retten will.«

»Wird bei dem Spiel gewürfelt?«

»Ja. Es ist ein elektronischer Würfel. Ich werde über sämtliche Züge, die gegen mich unternommen wurden, von White Rabbit unterrichtet. Und über meine eigenen Züge gegen die anderen.«

»Woher weißt du, dass seine Angaben richtig sind? Er hat doch den Würfel.«

»Warum sollte er lügen?«

In einem richtigen Spiel, mit einem normalen Game-Master, war das vielleicht unwahrscheinlich. Aber bei einem offensichtlich kranken Typen wie diesem?

»Meine Freundin Cassie, könnte sie ein Teil dieses Spiels gewesen sein?«

»Das weiß ich nicht genau, aber ich glaube nicht.«

»Hast du mit ihr im Café Noir über das Spiel White Rabbit gesprochen?«

»Nein.«

»Du sagst mir doch die Wahrheit, oder? Es ist wirklich wichtig.«

»Ich habe nicht mit ihr darüber geredet, ich schwöre es. Wir haben ganz allgemein übers Spielen gesprochen, aber nicht über White Rabbit. Es ist ja nicht offiziell, und sicher nichts, worüber ich mit Fremden rede.«

Stacy glaubte ihr. »Wer weiß, dass du spielst?«

»Niemand.«

Das konnte sie sich nun nicht wirklich vorstellen.

»Es stimmt aber! So ist das bei White Rabbit. Na ja, Dad ahnt vielleicht was. Er kennt das Spiel. Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Online-Spieler an mehreren Szenarien gleichzeitig beteiligt ist.«

»Weißt du, welche Monster noch auftauchen?«

Alice tippte einen Code ein, um Zugang zum Spiel zu bekommen. Sie las laut vor: »Mad Hatter und Märzhase. Der Herz-König. Die Grinsekatze. Und White Rabbit.«

»Wann musst du deinen nächsten Zug machen?«

»Bald.«

»Kannst du ihn ein bisschen hinhalten? Deinen Zug verzögern?«

»Nicht länger als vierundzwanzig Stunden. Wenn ich nicht reagiere, werde ich automatisch eliminiert.«

Und in diesem Spiel bedeutete es den Tod, wenn man eliminiert wurde.

»Ich glaube, ich weiß, wer es ist, Alice.«

»Wer? Nicht Dad.«

»Nein, nicht dein Vater. Dick Danson.«

»Dads früherer Partner? Aber er ist ...«

»Tot? Vielleicht nicht.« Stacy berichtete ihr von dem Recherche-Trip nach Kalifornien und was sie dort alles über

Dick Danson herausgefunden hatte. »Ich habe bisher zwar noch keine Beweise, aber das kommt noch.«

»Bald?«

»Ich bin am Ball. Das Erste, was wir tun müssen, ist Detective Malone und Sciame herholen. Zeig ihnen, was du mir gerade gezeigt hast.«

Furchtsam sah sie auf. »Was ist, wenn sie mir nicht glauben? Wenn sie denken ...«

»Das werden sie nicht«, unterbrach Stacy sie und drückte ihr sanft die Hand. »Ich werde hier bleiben.«

»Versprochen?«

Stacy versprach es, dann ging sie zur Tür und rief nach Spencer und Tony. »Ich denke, Sie sollten mal einen Blick auf das hier werfen«, sagte sie und winkte die beiden herüber.

Sie stellten sich vor den Computer. Stacy drehte den Bildschirm in ihre Richtung und beobachtete Spencer, während er die Texte überflog. Sie konnte an seinem Gesicht ablesen, wann ihm klar wurde, was er da las.

Er blickte Alice an. »Da hast du uns einiges zu erklären, Ms. Noble.«

Stacy erklärte ihnen, was Alice ihr erzählt hatte: Wie sie dazu gekommen war, bei dem Spiel mitzumachen, wo sie White Rabbit kennen gelernt hatte, wie das Spiel online gespielt wurde. Und dass, wenn sie richtig gefolgert hatten, Kay noch am Leben sei. »Alice hat erst bemerkt, dass sie daran beteiligt ist, als ihre Mutter verschwunden ist«, beendete sie ihre Ausführungen. »Dann hat sie das Richtige getan und sich mir anvertraut.«

Spencer warf ihr einen Blick zu, der ihr deutlich zu verstehen gab, dass er derjenige war, der das zu beurteilen hatte.

»Du weißt nicht, wer White Rabbit ist?«

»Nein.« Alices Lippen zitterten.

»Wir müssen deinen Computer konfiszieren«, sagte er. »Dann können wir die Spur ...«

Stacy unterbrach ihn. »Kann ich Sie mal kurz vor der Tür sprechen? Jetzt gleich?«

Er nickte, obwohl er ziemlich verärgert wirkte. Nachdem er ihr nach draußen gefolgt war, stemmte er die Hände in die Hüften und sah sie an. »Was gibt es?«

»Sie können ihr den Computer nicht wegnehmen.«

Er zog fragend die Augenbrauen hoch. »So? Und warum nicht, wenn ich fragen darf?«

»Alice muss White Rabbit innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden eine Antwort geben, sonst wird ihre Figur eliminiert. Und in diesem Spiel bedeutet eliminiert tatsächlich das Ende.«

»Verdammter Mist.« Er sah zur Seite, dann blickte er Stacy wieder an. »Haben Sie einen Vorschlag, Killian?«

»Kopieren Sie ihre sämtlichen Dateien. Sicher hat sie einen CD-Brenner im Rechner, dann dürfte das nicht allzu lange dauern. Dann können Sie sich alles in Ruhe ansehen.«

»Einfach die Tür zwischen ihr und diesem Mistkerl offen lassen?«

»Sie zu schließen könnte noch gefährlicher für sie sein. Es würde ihm auch den Wink geben, dass ihm jemand auf der Spur ist. In der Zwischenzeit lassen Sie sich eine richterliche Genehmigung ausstellen, um ihren Provider zu zwingen, den Namen und die Adresse des E-Mail-Kontoinhabers White Rabbit rauszugeben.«

Er sah sie mit zusammengekniffenen Augen an, dann nickte er kurz.

Einige Minuten später organisierte Tony mit seinem Handy alles Nötige. Alice saß zusammengesunken auf ihrem Bett, die Arme um sich geschlungen.

»Was ist denn hier los, Stacy?«

Bevor Stacy antworten konnte, sah Alice auf und rief: »Dad!«

Sie lief zu ihrem Vater, um sich in seine Arme zu werfen. »Ich wollte es nicht! Ich hatte keine Ahnung, ehrlich, ich schwöre es!«

»Kleines, was ...«

»Mr. Noble«, unterbrach ihn Spencer, »ich muss Sie mit zum Revier nehmen, um Ihnen weitere Fragen zu stellen.«

»Nein!« schrie Alice. Sie wirbelte zu Spencer herum. »Er hat doch nichts getan! Sehen Sie denn nicht, dass ...«

»Ist schon gut, Kleines.« Leo machte sich von ihr los. »Sie wollen mir nur ein paar Fragen stellen. In einer Stunde bin ich wieder zurück.«

50. KAPITEL

Freitag, 18. März 2005 20:10 Uhr

Stacy blieb bei Alice und tat ihr Möglichstes, um das Mädchen zu beruhigen. erinnerte sie daran, dass ihr Vater nichts verbochen hatte und als Unschuldiger nichts befürchten musste.

Nach einer Weile schien Alice gar nicht mehr zuzuhören. Es war, als wäre sie an einen Ort abgedriftet, wo man sie nicht mehr erreichen konnte. Wenn ihr aufgefallen sein sollte, dass schon über eine Stunde vergangen war, seit die Kripo ihren Vater mitgenommen hatte, so sagte sie nichts.

Stacy schwieg nun auch. Sie sorgte dafür, dass sie das Essen zu sich nahmen, das Mrs. Maitlin für sie vorbereitet hatte, und räumte danach die Küche auf. Die ganze Zeit über ging sie im Kopf die Fakten durch, immer in dem Bewusstsein, dass die Uhr tickte.

Die E-Mail von White Rabbit war um fünfzehn Uhr gekommen. Was hieß, sie hatten bis morgen Nachmittag um drei Zeit, ihn zu schnappen.

Warum vergeudete Malone kostbare Zeit, indem er Leo befragte? Danson steckte dahinter. Das sagte ihr ihre Intuition.

Jetzt brauchte sie Beweise.

Sie blickte auf ihre Uhr. Warum rief Billie nicht an? Sie hatte gehofft, ihre Freundin würde schon nach kurzer Zeit etwas herausgefunden haben.

Sie wählte ihre Handy-Nummer, hinterließ eine Nachricht und begann im Raum hin und her zu wandern.

»Ich hab's raus«, sagte Alice plötzlich.

Stacy blieb stehen und sah sie an. Alice saß am Küchentisch, einen Füller in der Hand, und starrte auf die Figuren, die sie auf ihre Serviette gekritzelt hatte. »Was hast du raus?«

»Was White Rabbit vorhat.« Sie zeigte auf die Serviette. »Wunderland ist ein Irrgarten in der Form einer Spirale.«

Stacy ging zu ihr hinüber und entdeckte, dass es sich bei den Kritzeleien um eine Art Diagramm handelte. »Erzähl weiter«, sagte sie.

»Ich habe das Spiel gespielt und mich dabei durch Wunderland geschlagen. Jedes Opfer war einen Schritt näher am Zentrum als ich. Die Herz-Dame und der Herz-König.« Sie zögerte kurz. »Mom und Dad. Und ich.«

Stacy staunte über die ruhige Art des Mädchens. »Aber du hast die Herz-Dame bereits erreicht. Wenn sie sich im Zentrum befindet ...«

»Ich bin in den Wald gegangen, habe sie kampfunfähig gemacht und bin zurückgesprungen, weil der Wald eine Einbahnstraße war. Kein Weg führte zum König.«

»Was ist mit der Grinsekatze? In der E-Mail stand, sie würde ihren Zug machen.«

»Es ist absolut logisch. Die Grinsekatze ist schlau und stark. Und eine wilde Kämpferin.«

»Mit langen Krallen und scharfen Zähnen.«

Sie nickte. »Ich habe mich in den Ex-Partner von Dad reinversetzt. Wenn er es ist, will er Rache. Er will Dad bestrafen. Und Mom. Und wie ginge das besser, als das Spiel zu benutzen, das Dad ihm gestohlen hat, um ihn zu töten?«

»Gestohlen hat? So hatte ich das aber nicht verstanden.«

»Ich bin in seinem Kopf. Versuche so zu denken wie er. Er ist wütend. Aufgebracht. Er ist in seinem Leben nicht weiter gekommen. Dad hat viel Erfolg.«

»Dann ist er nicht verrückt«, murmelte Stacy. »Er will nur den Anschein erwecken.«

»Nein, nicht verrückt«, war Leos Stimme hinter ihnen zu hören. »Er ist brilliant.«

»Dad!« rief Alice und rannte zu ihm. »Geht es dir gut?«

Er nahm sie in die Arme und drückte sie fest an sich. »Ja, mir geht's gut, Kleine.«

Aber das stimmt nicht, dachte Stacy. Er sah aus, als wäre er in den letzten Stunden um zehn Jahre gealtert. Die Linien um seinen Mund und die Augen wirkten noch tiefer als vorher, das Leuchten in seinen Augen schien erloschen.

Die Kripobeamten hatten ihn offenbar auf Herz und Nieren überprüft.

»Wie ist es gelaufen?« erkundigte sich Stacy leise.

»Ich bin zu Hause.« Dieser einfache Satz sprach Bände.

Alice umfasste seine Hand. »Hast du Hunger?«

Als er den Kopf schüttelte, zog sie einen Flunsch. »Ich mach dir ein Sandwich. Es ist auch noch was von Mrs. Maitlins Hühnersuppe übrig.«

»Lieber ein Sandwich.«

Sie fragte nicht, was für eins. Stacy sah ihr zu, wie sie für ihren Vater ein riesiges Brot mit Erdnussbutter, Honig und Banane zurechtmachte. Dazu goss sie ihm ein Glas Milch ein. Es war eine merkwürdig anrührende Szene, die Tochter sorgte für den Vater. Trotz all ihrer jugendlichen Meuterei betete Alice ihren Vater an.

Sie sah zu Stacy. »Dad und ich haben das hier jeden Samstagmorgen zum Frühstück gegessen.«

»Während wir uns Zeichentrickfilme angesehen haben.« Er nahm einen Bissen und spülte ihn mit einem Schluck Milch hinunter.

»Roadrunner mochte er am liebsten.«

»Wegen Wile E. Coyote«, sagte er.

Alices Augen wurden auf einmal glasig. »Irgendwas Neues von Mom?«

»Nicht dass man es mir gesagt hätte.« Er legte den Rest von seinem Sandwich auf den Teller. »Ich bin sicher, sie suchen überall.«

Ihre Wangen wurden knallrot. »Nein, das tun sie nicht! Sie vergeuden Zeit, indem sie dich befragen.«

Da musste Stacy ihr zustimmen. Sie hielt aber den Mund.

»Sie haben mir viele Fragen gestellt«, murmelte Leo. »Über meine Beziehung zu Kay. Unsere finanzielle Vereinbarung, meine letzten Lizenzen, die ich erworben habe. Was ich letzte Nacht getan habe.«

»Hat die Durchsuchung irgendwas ergeben?«

»Natürlich nicht.«

Er rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her und starrte an ihr vorbei. Gab es da etwas, was er nicht sagen wollte?

Er sah sie an und nickte ganz unauffällig. Als wollte er andeuten: Nicht hier.

Sie verstand. Außerdem brauchte er ein bisschen Zeit allein mit seiner Tochter.

Und sie musste mit Malone reden. Sie entschuldigte sich, nahm ihre Tasche und die Autoschlüssel und verließ das Haus. Während sie in ihren Wagen stieg, rief sie Malone an.

»Wo sind Sie?« fragte sie.

»Zu Hause.« Er klang genauso müde, wie Leo ausgesehen hatte.

»Wo ist zu Hause?«

»Warum?«

»Wir müssen reden.«

Einen Moment herrschte Schweigen. »Ich hab mich schon kaputt geredet, Killian.«

»Alice hat mir noch mehr von dem Spiel erzählt.« Eine kleine Übertreibung, aber damit konnte sie leben. »Und mein Kurzzeitgedächtnis ist nicht das beste.«

Er ratterte seine Adresse herunter und legte auf.

51. KAPITEL

Freitag, 18. März 2005 22:30 Uhr

Stacy erreichte Malones Wohnung im Irish Channel in Windeseile. Er lebte in einem kreolischen Cottage. Die Haustür wurde geöffnet, noch bevor sie klopfen konnte. Malone lehnte am Türpfosten, die Arme vor der Brust verschränkt. Sein dünnes, abgetragenes T-Shirt spannte sich über den Schultern.

»Wollen Sie mich nicht reinbitten?«

»Muss ich das?«

»Mistkerl.«

Er lachte und trat zur Seite.

Er hatte Pizza gegessen, wie sie sehen konnte. Direkt aus der Schachtel vor dem Fernseher. Der Sportkanal, »ESPN«, lief.

Typisch Mann.

»Bier?« fragte er.

»Ja, danke.«

Er reichte ihr eins und stellte den Fernseher ab. »Das Mädchen hat weitere Informationen?«

»Sie kennt sich aus, wirklich.«

Er zog die Augenbrauen hoch. Sie hatte den Verdacht, bereits durchschaut worden zu sein – dass sie nicht hier war, weil sie etwas wusste, sondern um ihn von ihrer Theorie zu überzeugen. Mal wieder.

Sie erklärte ihm trotzdem, dass Alice ihr Wunderland wie eine Spirale beschrieben hatte und dass Herz-Dame und Herz-König sich im Zentrum befanden.

»Und?«

»Insofern scheint es logisch, dass Danson ...«

»Wieder diese Geschichte vom Ex-Partner?«

»Was soll ich sagen, ich habe nur die eine.«

»Richtig.« Er verzog die Mundwinkel. »Weiter.«

»Alice spielt zwar das Spiel, aber die Zeichnungen, die Sie in Pogos Atelier gefunden haben, beweisen, dass die Morde vorherbestimmt waren. White Rabbit führt seinen gut durchdachten Plan aus, um Terror auszuüben.«

»Oder eine Tarnung zu errichten.«

Sie ignorierte seine Bemerkung. »Offensichtlich, um in der Lage zu sein, das Spiel zu kontrollieren, benötigte er jemanden, der sich in mit den Regeln sehr gut auskennt. Einen Meisterspieler.«

Er wollte sie unterbrechen, aber sie sprach weiter. »Es muss außerdem jemand sein, der nicht davor zurückschreckt, Alice als Werkzeug für seine Morde zu benutzen.«

»Und ihr Vater würde das nicht tun?«

»Denken Sie darüber nach, Spencer. Ein Vater, der seine Tochter in einen Mord verwickelt, und zwar nicht nur an irgendwem, sondern an ihrer Mutter. Das müsste ein ...«

»Ein Monster sein?«

»Ja.«

»Wie würden Sie jemanden bezeichnen, der bereit ist, nur für einen finanziellen Gewinn zu töten? Wo ziehen Sie die Grenze?«

»Lassen Sie mich ausreden. Danson ist der Miterfinder des Spiels. Er und Leo sind im Streit auseinander gegangen. Leo gewann Ruhm und wurde reich, und Danson ...«

»Hat sich umgebracht.«

»Oder auch nicht. Er ist brillant. Heckt einen Plan aus, um Leo zu bestrafen und ...«

»Sie sehen wunderschön aus, wenn Sie so entschlossen sind.«

»Versuchen Sie nicht, mich abzulenken.«

»Warum nicht? Es hat doch funktioniert.«

Sie seufzte frustriert.

»Müssen Sie immer Recht behalten, Killian? Können Sie immer nur selbst hinter dem Steuer sitzen?«

»Jetzt werden Sie persönlich.«

Er stellte seine Bierflasche auf den Küchentresen. »Okay, die Fakten. Leo ist ebenfalls Miterfinder. Er ist derjenige, der die erste Nachricht von White Rabbit empfangen hat. Er kannte jedes der Opfer. Er profitiert am meisten von Kays Tod.«

»Sagen Sie.«

»Überlegen Sie doch mal, Stacy. Die Zeichnungen stellten alle Hauptfiguren dar, bis auf den Herz-König. Was soll das wohl bedeuten?«

Dass er ein besserer Cop war, als sie gedacht hatte.

Sie beschloss, sich trotzdem über diese Logik hinwegzusetzen. »Vielleicht, dass der Künstler diese Zeichnung einfach noch nicht angefangen hat.«

»Das ist Blödsinn. Und das wissen Sie auch. Keine vorhandene Zeichnung bedeutet, dass der Tod des Herz-König nicht vorgesehen ist. Weil er der Killer ist.«

Das klang sinnvoll. Vollkommen. Warum konnte sie sich nur nicht davon überzeugen lassen?

»Leo ist in der Adressenliste der Galerie 124«, fügte er hinzu. »Aufgenommen zu der Zeit, als Pogos Ausstellung lief.«

»Was ist mit Cassie? Wo ist da die Verbindung?«

»Es gibt keine«, sagte er ausdruckslos. »Wir haben Bobby Gautreaux heute Morgen verhaftet. Er wird beschuldigt, die drei Vergewaltigungen an der Uni begangen zu haben. Und es ist

geplant, ihm demnächst die Morde an Cassie Finch und Beth Wagner anzuhängen.«

Sie hielt die Luft an. »Auf Grund welcher Beweise?«

»DNA-Tests. Es wurde ein Haar am Tatort gefunden. Wir haben es im Labor überprüfen lassen, es ist zweifellos von ihm. Ich habe das Blut Ihres Angreifers in der Bibliothek mit seinem vergleichen lassen ...«

»Und es stimmt überein.«

»Genau. Mit dem Blut, das dort gefunden wurde ... und dem Samen von den Vergewaltigungen.«

Er nahm einen Schluck Bier. »Dazu kommt noch, dass er einen Fingerabdruck in der Wohnung von Finch und Wagner hinterlassen hat. Er hat Cassie bedroht und ihr aufgelauert. Wir fanden Haare von ihr auf seiner Kleidung.«

Sie konnte kaum glauben, was sie hörte. Bobby Gautreaux war derjenige gewesen, der sie überfallen hatte. Er war ein Serienvergewaltiger. Und er hatte solide Spuren hinterlassen, die ihn mit dem Mord in Zusammenhang brachten. Die einzelnen Teile fügten sich zu einer schlüssigen Beweiskette zusammen.

Sie war froh. Erleichtert.

Ihr Ziel war es gewesen, sicherzustellen, dass Cassies Mörder gefasst wurde.

Aber es fühlte sich nicht richtig an. Warum?

»Was sagt er dazu?« fragte sie.

»Dass er unschuldig ist. Dass er an dem Abend dort war, sie aber nicht umgebracht hat. Was er Ihnen ins Ohr geflüstert hat, haben Sie ganz richtig verstanden. Er wollte Sie davor warnen, Ihre Nase in die Untersuchung zu stecken. Aber er behauptet, keine der Frauen getötet zu haben.«

Das behaupten alle Mörder. »Warum ist er an dem Abend bei Cassie gewesen?«

»Er wollte mit ihr reden. Über ihre Beziehung.«

»Es gab keine Beziehung. Sie hatten sich ein Jahr vorher getrennt.«

»Natürlich gab es keine Beziehung. Er lügt. Was anderes erwartet man nicht von Typen wie Bobby Gautreaux. Was sollte er mir denn erzählen? Dass er dorthin ging, um sie umzubringen?«

»Sie meinen, er ging zu ihr mit der Absicht, sie zu töten?«

»Die Theorie gefällt mir. Mit Absicht heißt, es handelt sich um Mord ersten Grades.«

»Haben Sie eine Waffe gefunden?«

Er runzelte die Stirn. »Nein.«

Sie nahm einen großen Schluck von ihrem inzwischen lauwarmen Bier. »Warum haben Sie mir das nicht vorher gesagt?«

»Ich war etwas beschäftigt.«

»Das ändert aber nicht meine Meinung zu Leos Un...«

»Vielleicht aber das.« Er machte einen Schritt auf sie zu. »Erinnern Sie sich, wie ich Leo beschuldigte, eine gut durchdachte Tarnung aufzubauen, um den Mord an seiner Frau zu vertuschen? Und dass er Sie zur Unterstützung seiner Pläne extra aussuchte?«

»Wie könnte ich das vergessen?«

Er kam noch näher. »Er schreibt ein Drehbuch, Stacy. Über einen Spiele-Erfinder, der Drohbriefe erhält, die den Tod der Charaktere seines berühmtesten Spiels ankündigen.«

Sie hatte das Gefühl, Spencer hätte ihr in den Magen geboxt.

»Sie sind ein Teil dieser Story, Stacy«, sagte er leise und trat hinter sie. »Eine Expolizistin mit verletzten Gefühlen, die vor ihrer Vergangenheit davonläuft.«

Leo hatte sie von Anfang an manipuliert.

Die Vergangenheit wiederholte sich.

Sie ging zum Fenster hinüber und starrte in die Dunkelheit. Was sollte das? Hatte sie ein Zeichen auf der Stirn, das besagte ›Leicht reinzulegen. Dumm und naiv‹?

»Und letzten Endes«, fuhr er fort, »kann sie dem Charme des Erfinders nicht widerstehen und sinkt bereitwillig in seine Arme ...«

»Hören Sie auf!« Sie wirbelte herum. »Halten Sie einfach den Mund.«

Sie blickte ihm standhaft in die Augen, während sie sich dagegen sträubte, die Dinge, wie er es ausdrückte, im richtigen Verhältnis zueinander zu sehen. Alle Teile des Puzzles zusammenzusetzen.

Sie bekam keine Luft mehr.

Leo hatte ein Drehbuch geschrieben. Die ganze Zeit. Er hatte es genau geplant und sie benutzt.

»Das haben Sie heute bei der Durchsuchung entdeckt.«

Es war keine Frage gewesen, doch er antwortete trotzdem.

»Ja. Verschlissen in seinem Schreibtisch.«

»Haben Sie ihn dazu befragt?«

»Ja. Er hat behauptet, es gerade angefangen zu haben. Dass er das ›erzählerische Potenzial‹ daran entdeckt hätte.«

Daher rührte der schuldbewusste Gesichtsausdruck Leos. Deswegen war er ihrem Blick ausgewichen.

»Erzählerisches Potenzial«, wiederholte sie und hörte selbst, wie verbittert sie klang. »Wenn Leute sterben.«

»Für einen brillanten Kopf«, sagte Spencer leise, »ist er ziemlich dumm.«

»Ein so erdrückendes Beweisstück herumliegen zu lassen scheint nicht das Werk eines Superhirns zu sein, oder?«

»Ziemlich dumm, diese krumme Tour bei einer so intelligenten, schönen Frau abzuziehen«, korrigierte er sie.

Sie stöhnte auf. »Im Moment fühle ich mich absolut nicht so. Besser passt naive Idiotin.«

Er zögerte einen Moment, dann ging er zu ihr und umfasste ihr Gesicht mit den Händen. »Stark. Intelligent. Entschlossen.«

Als sie ihn anblickte, zog sich etwas in ihrem Innern zusammen. Oder öffnete sich. Ohne lange darüber nachzudenken, küsste sie ihn. Dann zog sie sich wieder zurück. »Ich dachte, du willst dich nicht an mich ranmachen, weil ich dir einen Tritt verpassen würde?«

»Du hast dich an mich rangemacht. Tritte verpassen gilt nicht mehr.«

Stacy lächelte. »Damit kann ich leben.«

52. KAPITEL

Samstag, 19. März 2005 7:15 Uhr

Stacy wachte früh auf. Als sie sich gähmend streckte, wurde ihr schlagartig klar, wo sie sich befand. Und was sie getan hatte.

Mist. Mist. Verdammt. Verdammt. Was hatte sie nun bloß wieder angestellt?

Sie riss die Augen auf. Spencer lag neben ihr – er schlief. Er hatte die Decke halb von sich geworfen, und sie sah, dass er nackt war. Herrlich, sagenhaft nackt.

Sie presste die Augen zusammen. Er hatte nicht übertrieben, was seine Fähigkeiten im Bett betraf. Der Mann war so heiß, dass ein Stück Butter auf seinem Hintern glatt schmelzen würde.

Was hielt er wohl von ihr?

Nein. Es war ihr egal, was er von ihr hielt. Letzte Nacht war ein großer, dummer Fehler gewesen. Ein weiterer auf der schnell länger werdenden Liste.

Früher mal in ihrem Leben war sie so schlau gewesen. So qualifiziert.

Sie konnte sich kaum noch erinnern, wie sich das angefühlt hatte.

Vorsichtig, um ihn nicht zu wecken, rutschte sie von ihm weg. Sie wollte sich ihre Sachen schnappen und verschwinden, bevor er wach wurde.

Das würde ihr Zeit geben, sich auf ihre Vergessen-wir-was-geschehen-ist-Rede vorzubereiten.

Sie bewegte sich zum äußersten Bettrand, berührte mit den Händen den Boden und glitt mit dem Oberkörper über die Matratze.

Als sie gerade den Rest folgen lassen wollte, wurde sie an den Knöcheln gepackt.

Mist. Mist. Verdammt. Verdammt. Er war wach. Und hier hing sie nun, halb auf dem Boden, halb auf dem Bett. Nackt. Mit dem Po nach oben.

»Könntest du mich bitte loslassen?« brachte sie so würdevoll wie möglich vor.

»Muss ich das?« Sie hörte an seiner Stimme, dass er sich köstlich amüsierte, und verzog das Gesicht. »Die Aussicht ist fantastisch.«

»Danke. Aber ja, du musst.«

»Bitte, bitte.«

Als sie stöhnte, ließ er sie los. Sie rutschte vom Bett und landete etwas unelegant auf dem Boden.

Er lehnte sich über die Matratze und grinste nach unten. »Du bewegst dich ja enorm langsam heute Morgen, Killian. Müde? Oder sind die Beine zu wacklig, um zu stehen?«

Sie wurde rot. »Ich war gerade auf dem Weg ... ich wollte ...«

»Zum Bad.«

»Nach Hause.«

»Dich rausschleichen und noch nicht mal Wiedersehen sagen? Ohne ein Dankeschön für das Vergnügen? Ganz schön schäbig, Killian. Wirklich.«

Sie riss das Laken vom Bett, wickelte sich darin ein und stand auf. »Mach es nicht noch schwieriger, als es schon ist.«

Er stützte sich auf den Ellbogen. »Das ist schwierig?«

»Du weißt, was ich meine. Unangenehm. Peinlich.«

»Ach so, sicher.« Er warf die Decke ganz von sich und stieg aus dem Bett. Stellte sich splitternackt vor sie. »Ich weiß genau, was du meinst. Absolut peinlich.«

Dieser Mann verdiente den Tod. Dummerweise hatte sie ihre Glock in der Noble-Villa gelassen.

Sie schnappte sich die erstbeste Waffe, ein Kissen. Als er zum Bad gehen wollte, schleuderte sie es in seine Richtung. Sie verfehlte ihr Ziel, das Kissen landete an der Badezimmertür und fiel auf den Boden.

Mit seinem Lachen in den Ohren griff sie nach ihrem Slip und zog ihn an, sorgfältig darauf achtend, dass ihr Laken an Ort und Stelle blieb. Sie entdeckte ihren BH, vergewisserte sich, dass die Tür zum Bad noch geschlossen war, und ließ das Laken fallen. Dann suchte sie ihre Jeans.

Sie fand sie auf einer Kommode, von der sie halb herunterhing. Ihre Wangen röteten sich, als ihr wieder einfiel, wie sie die Hosen von sich gezerrt und über ihre Schulter geworfen hatte.

Ihr Handy, das am Gürtel befestigt war, summte. Sie hatte es auf Stumm geschaltet, erinnerte sie sich. Sie klappte es auf und sah, dass eine neue Textmeldung angekommen war.

Das Spiel ist aufregend, nicht? Es wird noch aufregender für dich. Bald, Stacy. Sehr bald.

Sie las die Nachricht erneut, das Blut hämmerte in ihren Schläfen. Von White Rabbit. Eine Warnung.

Sie war die Nächste.

Stacy blickte auf die Uhr. Es war zwanzig nach sieben. In etwas mehr als sieben Stunden musste Alice ihren Zug machen. Gegen die Grinsekatze.

Wer hatte ihr diese Meldung geschickt? Leo? Danson?

Oder keiner von beiden?

Die Badezimmertür wurde geöffnet. Spencer kam heraus. Er hatte ein Handtuch um seine Hüften geschlungen. Es bedeckte nicht gerade sehr viel, aber sie war froh, dass er sich bemüht hatte.

»Netter Aufzug«, kommentierte er mit Blick auf ihren Slip und BH.

»Wir haben Kontakt.«

»Wie bitte?«

»Eine Textmeldung auf meinem Handy. Sieh sie dir an.«

Er stellte sich neben sie und las die Nachricht. »Willst du ihm antworten?«

»Würde ich gerne.«

Sie tippte die Nummer ein. Es klingelte einmal, dann schaltete es um zur Mailbox. Sie hielt das Handy so, dass Spencer mithören konnte.

»Hallo, Sie haben die Nummer von Kay Noble von Wonderland Creations gewählt. Hinterlassen Sie eine Nachricht, dann rufe ich Sie zurück.«

Stacy schaltete die Verbindung aus. »Keine gute Wendung der Ereignisse.«

»Mist.« Er ging zum Bett hinüber, griff nach seinem eigenen Handy und tippte eine Nummer ein. »Auf geht's, Spaghetti. Wir haben Post.«

Während er mit seinem Kollegen telefonierte, hob Stacy den Rest ihrer Kleidung auf und ging ins Bad, um sich dort fertig anzuziehen. Als sie herauskam, schnallte sich Spencer gerade sein Schulterhalfter um.

»Tony arbeitet daran, den Anruf zurückzuverfolgen. Die Mobilfunkfirma wird zumindest in der Lage sein, einen Winkel einzugrenzen. Im besten Fall können sie sogar den exakten Punkt mit GPS-Technik bestimmen.«

»Du denkst, sie ist tot, oder?«

Er sah sie kurz schweigend an. »Himmel, ich hoffe doch nicht.«

Aber es sah nicht gut aus. Nicht für Kay Noble.

Und für sie auch nicht.

Sechs Stunden, fünfundvierzig Minuten. Und die Uhr lief.

»Ich möchte dich um was bitten«, sagte sie.

Er zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Ich möchte mit Bobby reden.«

»Das wird etwas schwierig werden, er sitzt bereits im Old-Parish-Gefängnis. Und ich bezweifle, dass er dich auf die Besucherliste setzt.«

»Du könntest mir Zugang verschaffen.«

»Und warum sollte ich das?«

»Weil du mir was schuldest?«

»Nach der letzten Nacht würde ich denken, es wäre anders herum.«

Da hat er Recht, dachte sie und lächelte. »Wenn ich den jungen Mr. Gautreaux nicht verletzt hätte, hättet ihr nicht die Blutprobe gehabt und könntet ihn nicht mit mir und den drei Studentinnen in Zusammenhang bringen.«

Spencer verschränkte die Arme vor der Brust. »Stimmt.«

»Hör zu, ich will einfach nur mit ihm sprechen. Ich will es aus seinem eigenen Mund hören. Dass er Cassie und Beth nicht umgebracht hat.«

Er zögerte, dann seufzte er. »Okay, ich will sehen, was ich machen kann. Aber du hast nur bis zwei Uhr nachmittags Zeit, um dein Ding zu machen.«

»Und dann? Verwandle ich mich in einen Kürbis?«

»Dann setze ich ungefähr ein Dutzend Männer auf dich an. Wenn der Typ dich angreift, werden wir da sein.«

53. KAPITEL

Samstag, 19. März 2005 8:10 Uhr

Malone tätigte ein paar Anrufe und schaffte es, Stacy auf die Liste von Personen zu setzen, die Zugang zum Old-Parish-Gefängnis bekamen. Aber bevor sie Bobby Gantreaux dort einen Besuch abstattete, wollte sie sich zuerst, wenigstens am Telefon, nach Alice erkundigen.

»Wie sieht es bei Ihnen aus?« fragte Stacy, als Mrs. Maitlin ans Telefon kam.

»Ich habe Mr. Leo noch nie so bedrückt erlebt.«

»Und wie geht es Alice?«

»Sie ist sehr ruhig.«

»Kann ich mal mit ihr reden?«

Einen Augenblick später meldete sich Alice. »Stacy? Wo sind Sie?«

»Ich überprüfe eine Spur. Geht es dir gut?«

»Ja. Die Polizei hat jemanden hergeschickt. Er steht draußen und hält Wache.«

»Gut.«

»Sie sind gestern nicht nach Hause gekommen.«

»Ich habe bei einem Freund übernachtet. Wie geht es deinem Dad?«

»Er macht sich für eine Verabredung in der Innenstadt fertig. Wollen Sie mit ihm reden?«

Sie dachte an sein Drehbuch. »Nein, lieber nicht.«

Einen Moment lang schwieg Alice, dann sprach sie mit gesenkter Stimme weiter. »Dad hat Angst. Er würde es nie zugeben, aber ich merke es.«

Angst davor, getötet zu werden? Oder gefasst? »Es geht schon in Ordnung, Alice. Ich werde nicht zulassen, dass euch was passiert.«

»Wann kommen Sie zurück?«

»Bald. Unternimm nichts, bevor ich nicht da bin. Verstanden? Keine Nachrichten an White Rabbit.«

»Ja, Ma'am.«

Stacy lächelte über ihren Versuch, sie zu necken. Was war aus dem mürrischen Teenager geworden, der sie anfangs davor gewarnt hatte, ihr bloß nicht in die Quere zu kommen?

Spencer hatte ihr den Besuch im Gefängnis mit Hilfe einer Cousine ermöglicht, die dort arbeitete. Als sie Bobby vor dem kugelsicheren Glas gegenüber stand, nahm sie das Sprechgerät in die Hand. Er tat dasselbe. »Hallo, Bobby.«

Er schnaubte nur. »Was wollen Sie denn hier?«

»Mit Ihnen reden.«

»Kein Interesse.«

Er wollte schon den Hörer auflegen, aber sie hielt ihn zurück. »Ich bin davon überzeugt, dass Sie Cassie und Beth nicht getötet haben.«

Sie war über ihre Worte mindestens genauso erstaunt wie er. Er setzte sich wieder.

»Soll das ein Witz sein?«

»Nein. Sie sind vielleicht ein Vergewaltiger, aber ich glaube nicht, dass Sie ein Mörder sind.«

»Warum?«

Nur ein Gefühl, du Idiot.

»Ich möchte Ihnen ein paar Fragen stellen.«
 »Was auch immer.« Er fläzte sich in seinen Stuhl.
 »Warum sind Sie an jenem Abend zu Cassie gegangen?«
 »Ich wollte mit ihr reden.«
 »Worüber?«
 »Ich wollte es noch mal mit ihr versuchen.«
 »Aha.«
 Er hob eine Schulter. »Nennen Sie mich ruhig romantisch.«
 »Sie sind also nicht zu ihr gegangen, um sie zu töten?«
 »Nein.«
 »Warum dann? Um sie zu vergewaltigen?«
 »Nein.«
 »Ich sehe schon, warum die Polizei Sie verhaftet hat. Sie sind nicht glaubwürdig.«
 »Lecken Sie mich.«
 »Nein danke.« Sie stand auf. »Einen schönen Tag noch.«
 »Warten Sie! Ich hab gesehen, wie sie aus dem Luigi's kam, draußen auf dem Campus. Da bin ich ihr nach Hause gefolgt.«
 »Nur so?«
 »Ja. Wie ein idiotisches Arschloch.«
 »Und?«
 »Ich habe eine Weile draußen vor dem Haus gegessen.«
 Sie konnte sich gut vorstellen, wie er vor Cassies Tür saß und von Minute zu Minute wütender wurde. Sie hasste. Sie bestrafen wollte. Sie dafür bezahlen lassen wollte, dass sie ihm wehtat.
 »Und?«
 »Und hab beschlossen, die Sache durchzuziehen.«
Die Sache durchziehen. Merkwürdiger Ausdruck für einem Serienvergewaltiger.

»Was ist passiert?«

»Sie hat aufgemacht. Mich reingelassen. Wir haben geredet.«

»Das können Sie mir nicht erzählen.« Er erwiderte nichts darauf. »Sie hätte Sie niemals freiwillig in die Wohnung gelassen, Bobby.«

»Nein?«

»Nein. Also, Sie haben sich reingedrängt. Sie waren sauer. Sie wollten sich dafür rächen, dass sie Sie abgewiesen hat. Erniedrigt.« Sie lehnte sich vor. »Was hat Sie zurückgehalten?«

»Jemand hat geklingelt.«

Sie spürte plötzlich eine prickelnde Erregung. »Wer?«

»Keine Ahnung. Irgendein Typ. Hab ich nie vorher gesehen.«

»Könnten Sie ihn auf einem Foto wiedererkennen?«

»Vielleicht.« Als sie ihn ungläubig ansah, verteidigte er sich. »Ich war wütend. Eifersüchtig. Dachte, dass sie was mit ihm hatte. Ich bin gegangen.«

»Hat sie ihn beim Namen genannt? Denken Sie nach, Bobby. Es ist wichtig. Der Unterschied beim Strafmaß für Vergewaltigung und Mord beeinflusst den ganzen Rest Ihres Lebens.«

»Sie hat keinen Namen gesagt.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja, verdammt!«

»Haben Sie das der Polizei erzählt?«

»Ja, habe ich.« Er zuckte die Schultern. »Sie behaupten halt, ich würde lügen.«

Also haben sie nicht weiter nachgefragt. Sie hatten ja ihren Täter. »War er groß? Klein? Mittelgroß?«

»Mittelgroß.«

»Dunkles Haar oder ...«

»Er hatte eine Mütze auf.«

»Eine Mütze?«

»Ja, eine Strickmütze. So eine wie dieser Hip-Hop-Typ, Eminem. In Schwarz.«

»Hatte er etwas in der Hand?«

Bobby runzelte nachdenklich die Stirn. »Nein.«

»Haben Sie Caesar gesehen?«

»Ihren Köter?« Er nickte. »Der kleine Scheißkerl hat versucht, auf meine Schuhe zu pissen.«

Cassie hat Caesar also eingeschlossen, nachdem Bobby die Wohnung verlassen hatte. »Haben Sie eine Ahnung, was für einen Wagen der Typ gefahren hat?«

Er schüttelte den Kopf, und sie fluchte innerlich. Großartig.

»Warum haben Sie mich in der Bibliothek überfallen?«

»Weil Sie da waren«, erwiderte er einfach. »Und weil ich sauer auf Sie war. Ich wollte Ihnen Angst machen.«

»Ich habe Sie hoffentlich nicht zu sehr enttäuscht.«

Er sah sich zu den Wärtern um, dann blickte er Stacy an. Seine Augen funkelten vor Zorn. »Sie sollten besser hoffen, dass ich hier nicht rauskomme.«

»Da mache ich mir nicht allzu große Sorgen.«

»Sie finden sich wohl sehr cool, was? So stark.« Er beugte sich vor. »Ich hätte Ihnen ohne weiteres wehtun können, wenn ich es gewollt hätte. Ich hätte Sie Idiotin ficken können.«

Stacy stand auf. Ruhig hängte sie sich ihre Tasche über die Schulter. Sie wusste, je weniger sie sich durch seine Drohungen beeindruckt zeigte, desto wütender würde er werden.

Als sie die Tür erreicht hatte, drehte sie sich zu ihm um.

»Wenn Sie das versucht hätten, Bobby, hätte ich Ihnen den Kuli ins Auge gerammt. Oder direkt in den Arsch.«

Sie verließ das Parish-Gefängnis. Das Sonnenlicht wärmte sie. Stacy atmete tief durch und hatte das Gefühl, als müsste sie sich erst mal gründlich reinigen.

Bobby Gautreaux war eine dreckige kleine Ratte.

Aber hatte er Cassie umgebracht?

Es konnte sein. Aber möglicherweise sagte er die Wahrheit.

Sie ging über den Parkplatz, schloss ihren Wagen auf und stieg ein. Sie war eine Woche lang nicht in ihrer Wohnung gewesen, und sie sollte besser mal vorbeifahren und alles überprüfen.

Das Erste, was ihr auffiel, war der überquellende Briefkasten. Das Zweite, dass ihre Anrufe nicht zu ihrer Handynummer weitergeleitet worden waren.

Der Anrufbeantworter blinkte. Sie drückte auf Play und hörte, wie einige Male der Hörer aufgelegt wurde, dann kam eine Nachricht von ihrer Schwester und eine von ihrem Professor.

»Stacy. Professor McDougal. Ich mache mir Sorgen um Sie. Bitte rufen Sie zurück.«

Professor McDougal. Großartig. Einfach wunderbar.

Sie starrte auf den Anrufbeantworter, in der Gewissheit, dass sie noch bis Weihnachten darauf starren konnte und sich trotzdem nichts ändern würde. Sie steckte in Schwierigkeiten. Wann war sie eigentlich das letzte Mal in der Uni gewesen? Für Montag war ein Referat fällig. Sie hatte es kaum angefangen. Wann war der letzte Termin, um sich von den Seminaren abzumelden, ohne eine Verwarnung zu erhalten? Sie könnte wetten, dass sie den schon verpasst hatte.

Stacy rieb sich die Augen. Sie ging zu ihrer Couch hinüber und ließ sich darauf sinken. Erschöpft lehnte sie den Kopf an die Rückenlehne und schloss die Augen. Sie würde ihr erstes Semester an der Uni nicht bestehen, und wenn sie es nicht bestand, würde man sie nicht zum zweiten zulassen. Selbst wenn ihre Professoren ihr die Chance geben würden, sich auf den

laufenden Stand zu bringen, hatte sie gar nicht die Zeit, sich dem Studium zu widmen. White Rabbit zu finden hatte Vorrang. Alice zu beschützen, Kay zu retten. Dafür zu sorgen, dass sie das nächste Semester überhaupt erlebte.

Vielleicht machte ihr das Studieren ja im Grunde auch gar keinen Spaß.

Ihr Handy klingelte. »Killian.«

»Billie Bellini, Superspionin.«

Stacy setzte sich auf, alle Gedanken an das Studium waren vergessen. »Was haben wir denn herausgefunden?«

»Keine vermissten Personen, aber ich denke, das könnte dich interessieren: Dr. Carlson hat den Armen und Mittellosen regelmäßig seine Zeit und sein ärztliches Können gewidmet. Einmal die Woche hat er Personen behandelt, die ihm durch die Obdachlosenheime und Missionen vermittelt wurden.«

Stacy wusste, worauf Billie hinaus wollte: Wohnungslose wurden normalerweise nicht als vermisst gemeldet. Kein Arbeitgeber, der Alarm schlug, keine Familien oder Freunde, die nach ihnen suchten.

Der Zahnarzt konnte jemanden von ähnlicher Statur wie Danson ausgesucht und ihre zahnärztlichen Protokolle vertauscht haben. Dann hatte Danson den Rest erledigt.

Er hatte alles sorgfältig geplant. Einen Abschiedsbrief hinterlegt. Propangasflaschen in seinen Kofferraum gepackt. Dem Stadtstreicher eine Autofahrt angeboten. Oder ihn gefügig gemacht. Der verkohlte Leichnam war dann durch den dentalen Bericht identifiziert worden.

»Hat der Chief etwas zu deiner Entdeckung gesagt?«

»Er geht durch die Patientenkartei des Zahnarztes und sieht sich die Bankbewegungen an. Er wird den Fall offiziell wiederaufnehmen, wenn er was Verdächtiges findet.« Sie klang stolz. »Er hat Kontakt zu Malone von der NOPD aufgenommen

und versprochen, mit uns ebenfalls in Verbindung zu bleiben. Wenn Charles Richard Danson lebt, werden wir ihn schnappen.«

Stacy horchte bei dem Namen auf. Sie runzelte die Stirn.

»Wie hast du ihn genannt?«

»Charles Richard Danson. Das war sein voller Name, aber jeder hat ihn Dick genannt.«

Charles Richard Danson.

Stacy erstarrte, als sie sich an ein Gespräch erinnerte, das sie mit Alices Lehrer über dessen Namen geführt hatte. Er hatte Scherze darüber gemacht, dass seine Eltern ihm so langweilige Namen gegeben hätten.

Clark Randolph Dunbar.

Initialen C. R. D.

»Verdammter Mist«, sagte Stacy. »Ich weiß, wer es ist.«

»Wie bitte?«

»Ich muss Schluss machen.«

»Wage es nicht aufzulegen, bevor du mir ...«

»Danson hat einen fatalen Fehler begangen. Den gleichen, den viele machen, die untertauchen oder eine neue Identität annehmen. Er hat einen Namen gewählt, der die gleichen Initialen hat wie sein richtiger. Eine menschliche Schwäche. Die Sehnsucht im tiefsten Inneren, an der Vergangenheit festzuhalten, die sie hinter sich lassen.«

»Und wer ist es?« flüsterte Billie anerkennend.

»Clark Dunbar«, sagte Stacy, »Alices Privatlehrer.«

54. KAPITEL

Samstag, 19. März 2005 9:30 Uhr

Stacy rannte zu ihrem Auto. Fluchend musste sie feststellen, dass sie zwischen zwei Wagen eingekellt war, die ihr nicht mal zehn Zentimeter zum Manövrieren ließen.

Definitiv nicht genug.

Leos Haus war kaum einen Kilometer entfernt. Sie konnte hinlaufen – ohne irgendwelche Kotflügel zu zerbeulen.

Unterwegs rief sie Malone an. Er war sofort am Apparat.

»Malone.«

»Lass den Privatlehrer von Alice überprüfen, Clark Dunbar«, sagte sie.

»Dir auch einen Guten Morgen, Killian. Ein bisschen unfreundlich heute Morgen, wie?«

»Tu es einfach.«

Nun wurde er ganz geschäftsmäßig. »Das habe ich bereits. Ich habe ihn bereits durch das Vorstrafenregister gejagt. Es gibt keine Eintragungen.«

»Das reicht nicht.«

»Was ist los?«

»Clark Dunbar ist White Rabbit.« Ein Auto fuhr vorbei, die Fenster heruntergekurbelt, Hip-Hop-Musik dröhnte heraus.

»Ich kann das jetzt nicht weiter erklären, vertrau mir einfach.«

»Wo bist du?«

»Auf dem Weg zu Leos Haus. Zu Fuß.« Sie wartete kurz, sah nach beiden Seiten und überquerte die Fahrbahn – von wildem

Hupen begleitet. »Stell jetzt keine Fragen. Halt mich einfach auf dem Laufenden.«

Sie unterbrach die Verbindung, bevor er etwas erwidern konnte, und wählte Leos Handynummer. »Leo, Stacy hier. Clark ist White Rabbit. Wenn Sie ihn sehen, halten Sie sich von ihm fern. Rufen Sie mich an, wenn Sie die Nachricht erhalten haben.«

Als Nächstes rief sie in der Villa an. Mrs. Maitlin nahm ab.

»Valerie, haben Sie etwas von Clark gehört?«

»Stacy? Geht es Ihnen gut? Sie klingen so ...«

»Alles in Ordnung. Haben Sie? Von Clark gehört?«

»Er ist hier.«

Stacy sank das Herz. »Er ist da? Ich dachte, er wäre übers Wochenende außerhalb der Stadt.«

»War er auch. Ich war sehr überrascht, ihn zu sehen. Er sagte irgendwas von verwechselten Reservierungen. Warten Sie eine Sekunde.«

Stacy hörte eine männliche Stimme im Hintergrund, dann wie die Haushälterin etwas darauf erwiderte. Kurz darauf war sie wieder am Telefon. »Tut mir Leid. Wo waren ...«

»War das eben Clark?« unterbrach Stacy sie.

»Nein. Troy.«

»Valerie, es ist wichtig. Wo ist Clark jetzt?«

»Draußen. Mit Alice.«

O Gott, nein. Die Ampel schaltete auf Grün, und Stacy rannte quer über die Kreuzung zur Esplanade. Zu ihrer Linken befand sich der City Park mit seinen Tennis- und Golfplätzen, Lagunen und dem New Orleans Kunstmuseum.

»Was ist mit dem Polizisten? Ist der noch da?«

»Vor dem Haus.«

»Gut. Ich möchte jetzt, dass Sie sofort Alice holen«, sagte Stacy und versuchte ruhig zu bleiben. »Rufen Sie sie zum Telefon. Aber erwähnen Sie dabei vor Clark nicht meinen Namen! Verstanden?«

»Ja, natürlich.«

»Wenn Alice im Haus in Sicherheit ist, holen Sie den Polizeibeamten. Sagen sie ihm, er soll bei dem Mädchen bleiben, bis ich da bin.«

»Was ist denn los?« Die Haushälterin klang verunsichert. »Soll ich vielleicht ...«

»Holen Sie einfach Alice. Jetzt, Valerie!«

Stacy hörte, wie die Frau den Hörer beiseite legte und losging, um das Mädchen zu holen. Stacy zählte die Sekunden, die vergingen, sie konnte nur beten, dass Clark dem Mädchen nichts antat.

Gerade als sie zu schwitzen anfang, meldete sich Alice.

»Stacy, was ...«

»Clark ist White Rabbit, Alice ... Mrs. Maitlin holt den Polizeibeamten, und ich bin nur noch zwei Häuserblocks entfernt.«

»Clark? Das kann nicht ...« Alice klang verwirrt.

»Es ist so. Bleib, wo du bist, hast du verstanden? Bis der Polizist kommt, tust du einfach so, als würdest du noch telefonieren.«

Alice versprach es. Stacy verstaute ihr Handy und begann zu rennen. Alles passte wunderbar zusammen. Clark hatte uneingeschränkten Zugang zum Haus. Als Alices Lehrer kannte er Alices geheimste Gedanken und Gefühle. Er konnte jederzeit an ihren Computer. Und als Kays Liebhaber war er in deren intimste Geheimnisse eingeweiht.

In der Nacht, als sie verschwunden war, hatte Kay ihn zu sich ins Gästehaus gelassen. Deshalb gab es auch keine Anzeichen von Einbruch.

Er hatte alle getäuscht. Sehr geschickt.

Aber das war es, was ein Spielmeister nun mal tat.

Spencer und Tony kamen nur wenige Sekunden nach ihr an. Sie wartete am Eingangstor auf die beiden.

»Clark ist hier«, sagte sie, ohne die Männer zu begrüßen.

»Gute Arbeit«, sagte Tony.

»Danke.« Sie sah Spencer an. »Hast du Dunbar noch mal gründlich überprüft?«

»Clark Dunbar existiert nicht. Falscher Name. Nicht registriert. Wie viel willst du darauf wetten, dass die Nobles seine Unterlagen nicht überprüft haben?«

Stacy musste immer wieder darüber staunen, wie vertrauensselig die Leute waren. Sogar solche, die so viel zu verlieren hatten wie Leo Noble.

»Wie hast du es rausgefunden?«

»Durch Billie. Sie hat mir gesagt, dass Dick Danson mit vollem Namen Charles Richard Danson hieß. Rate mal, mit welchem Buchstaben der Mittelname Clarks beginnt?«

»Mit einem R.«

»Bingo. Billie erfuhr auch, dass der ermordete Zahnarzt, der Danson anhand der zahnärztlichen Aufzeichnungen identifiziert hatte, auch Obdachlose behandelte.«

»Obdachlose«, wiederholte er. »Die Leute, die verschwinden können, ohne dass jemand Alarm schlägt.«

»Du hast eine Auszeichnung verdient.«

»Also hat er seinen Tod vorgetäuscht und sein Gesicht durch plastische Chirurgie verändert ...«

»Und ist nach New Orleans aufgebrochen, um seinem früheren Partner und seiner Exfreundin seine absonderliche Art von Gerechtigkeit zukommen zu lassen.«

Sie erreichten die Haustür, die wie immer von Mrs. Maitlin geöffnet wurde. Alice stand neben ihr und hatte sich in ihren Arm gekrallt. »Er ist weg«, schluchzte Mrs. Maitlin. »Als ich Alice reingerufen habe, ist er zu seinem Auto gegangen, eingestiegen und weggefahren. Ich habe Officer Nolan gerufen, aber es war zu spät.«

»Wo ist Nolan?«

»Er ist hinter Clark her.«

Spencer wirbelte zu Tony herum. »Ruf ihn über Funk an!«

Tony schoss los. Stacy hätte nie gedacht, dass der Mann sich so schnell bewegen konnte. Sie machte Spencer ein Zeichen, dass sie sich um Alice und Mrs. Maitlin kümmern würde. Als er nickte, schob sie die beiden ins Haus.

Sie warteten in der Küche. Mrs. Maitlin beschäftigte sich, indem sie eifrig begann, Kekse zu backen. Gerade als der köstliche Duft des ersten Schubs durch den Raum zog, erschien Spencer an der Tür. Er winkte Stacy zu sich.

»Esst nicht alle auf, während ich weg bin«, scherzte sie und bemühte sich um einen unbekümmerten Tonfall.

Spencer führte sie in den Flur. »Nolan hat ihn verloren. Wir haben eine Fahndung nach Danson und seinem Wagen über Funk herausgegeben. Ein Durchsuchungsbefehl für sein Zimmer ist in Arbeit.«

Ihr Handy klingelte. Sie sah, es war Leo. »Leo, wo sind Sie?«

»In der Innenstadt.« Die Verbindung war schlecht. »Ich habe Ihre Nachricht erhalten. Clark ist White Rabbit? Mein Gott, wie haben Sie ...«

»Es gibt noch mehr, Leo. Clark ist Danson.«

»Dick? Sie meinen doch nicht etwa ...«

»Doch. Er hat seinen Tod vorgetäuscht. Er muss sein Aussehen durch plastische Chirurgie verändert haben. Er will wohl Sie dafür bestrafen, dass Sie ihn, wie er meint, betrogen haben.«

Leo schwieg. Er schwieg so lange, dass Stacy schon dachte, die Verbindung wäre unterbrochen. »Leo? Sind Sie noch ...«

»Ja, ich bin noch dran. Ich musste das nur verarbeiten. Es ist schwer zu glauben ...« Er brach mitten im Satz ab, keucht auf. »Was zum ... mein Gott, du bist ...«

Stacy hörte einen lauten Knall.

Ein Schuss.

»Leo!« rief sie. »Verdammt, Leo ...«

Spencer riss ihr das Telefon aus der Hand. »Mr. Noble? Hier ist Detective Malone. Ist alles in Ordnung? Mr. Noble?«

Stacy sah Spencer hoffnungsvoll an, obwohl sie wusste, wie sinnlos es war.

Er sah sie grimmig an. »Das Mädchen sollte nicht allein sein«, sagte er, als er ihr das Handy zurückgab.

Sie blickte auf das Display.

Verbindung unterbrochen.

9:57 Uhr.

Stacy schluckte. »Ich werde bei ihr bleiben.«

»Besser ist, wenn ich sie zu Tony rüberschicke. Da ist sie sicherer.«

55. KAPITEL

Samstag, 19. März 2005 17:20 Uhr

Spencer wartete in einer schmalen Gasse hinter dem abgesperrten Areal gegenüber dem International House Hotel. Sie hatten Leo gefunden. Sie hatten die Nachricht bekommen, als sie gerade Dansons Zimmer und Schließfach durchsuchten. Die Durchsuchung hatte wenig zu Tage befördert, bis auf den Beweis, dass Clark tatsächlich Dick Danson war. Spencer hoffte, dass sie hier mehr Glück hätten.

Leo war erschossen worden. Direkt zwischen den Augen.

»Wie geht es dem Mädchen?« erkundigte sich Spencer.

»Verängstigt«, erwiderte Tony. »Carly hat sie unter ihre Fittiche genommen.«

»Hast du was von ihrer Tante gehört?«

»Noch nicht. Hab ihr eine Nachricht hinterlassen.«

Man hatte Alice nichts von ihrem Vater erzählt – noch nicht. Spencer betete, dass ihre Mutter noch lebte, um sie trösten zu können, aber er hegte nicht allzu viel Hoffnung.

Sie gingen zu dem ersten Officer, meldeten sich an und schlüpfen unter dem Absperrband durch. Die Leute vom Spurendienst und der Fotograf waren schon bei der Arbeit; sie blickten nur kurz auf und nickten Spencer und Tony zur Begrüßung zu, als sie ankamen.

Sie gingen zum Leichnam hinüber, der sich keine zehn Meter von der Gasse entfernt befand.

Noble lag flach auf dem Rücken, die Augen geöffnet, mit leerem Blick. Nach der Wunde zu urteilen war er aus nächster

Nähe erschossen worden, wahrscheinlich mit einer Kleinkaliberpistole.

Tony hockte sich neben ihn. »Hat immer noch seine Rolex um. Die Aktentasche scheint unangetastet.«

Spencer streifte sich Latexhandschuhe über und suchte nach der Brieftasche. Er fand sie, zog sie heraus und öffnete sie. »Dreihundert Dollar. Kreditkarten. Das Motiv war ganz sicher nicht Raub.«

»Überrascht dich das?«

Spencer verzog den Mund. »Sehe ich so aus?«

»Verdammter Mistkerl. Hat es im hellen Tageslicht getan. In der Innenstadt, nicht weit von der Camp Street.«

Spencer betrachtete den Leichnam eingehend, dann seine nähere Umgebung. »Wo hat er denn wohl diesmal seine Visitenkarte hinterlassen?«

Wie aufs Stichwort wurden sie von einem Beamten des Spurendiensts gerufen: »Hallo, Jungs, das hier wollt ihr euch sicher gern mal ansehen!«

Sie gingen zu dem Kollegen hinüber. Er hatte den Strahl seiner Taschenlampe auf einen Hauseingang gerichtet, wo der Wind eine Ansammlung von Abfall in die Ecke getrieben hatte.

Spencer sah sofort, was die Aufmerksamkeit des Beamten erregt hatte: eine Plastiktüte, auf die der Killer einen Smiley gemalt hatte. Drinnen lag ein einziger Gegenstand. Eine Herz-König-Spielkarte.

Tony rieb sich abwesend über die Bartstoppeln. »Ich mag Psychopathen, die uns genau sagen, dass es ihr Werk war. Da braucht man nicht zu viel nachzudenken in diesem Job.«

»Eintüten und beschriften bitte«, sagte Spencer zu dem Mann vom Spurendienst.

»Wenn es Dunbar war, weiß er, dass wir hinter ihm her sind. Er will seine Arbeit noch zu Ende bringen, auch wenn das bedeutet, dass wir ihn danach fassen.«

Spencer kniff die Augen zusammen. »Ich bin froh, dass wir das Mädchen weggeschafft haben. Bis wir dieses Arschloch in Gewahrsam haben, ist sie in Gefahr.«

»Vielleicht will der Killer nur die großen Häuptlinge ausschalten?«

»Erinnerst du dich nicht an Pogos Zeichnung von Alice? Da war sie aufgehängt und ganz offensichtlich tot.«

»Stimmt. Aber es gab keinen Herz-König. Und der musste dran glauben.«

Spencer blickte in den dunklen Himmel. »Stacy glaubt, dass der Künstler einfach nicht mehr dazu gekommen ist, die Zeichnung anzufertigen. Ich habe ihr das zu der Zeit nicht abgekauft. Aber jetzt schon.«

»Kluge Lady. Vielleicht solltest du ihr sagen, was los ist?«

»Das wäre gegen die Vorschriften.«

»Scheiß auf die Vorschriften. Sie ist eine von den Guten.«

Tony zeigte auf den ersten Officer. »Ich werde mal eine Befragung in der Gegend einleiten. Vielleicht hat jemand aus diesen Geschäften irgendwas gesehen.«

Spencer sah seinem Kollegen hinterher. Stacy war in der Tat eine von den Guten.

Aber deshalb wollte er sie nicht anrufen.

Er wählte ihre Nummer. »Hallo«, sagte er, als sie sich meldete. »Geht es dir gut?«

»Ja, ich bin okay. Ist Leo ...«

»Ja. Tot ... Schuss zwischen die Augen.«

»White Rabbit?«

»Wenn eine gewisse Spielkarte hier am Tatort ein Hinweis ist.«

»Verdammt. Arme Alice. Ihr müsst Kay finden.«

»Wir tun unser Bestes.« Er blickte über die Schulter zurück. Der Leichenbeschauer und sein Fahrer waren eingetroffen.

»Ich muss wieder auflegen, Killian. Ich melde mich später noch mal.«

56. KAPITEL

Samstag, 19. März 2005 20:45 Uhr

Spencer überlegte es sich. Er rief Stacy nicht an, sondern besuchte sie.

Als sie nach dem zweiten Läuten öffnete, sah sie aus, als hätte sie geweint.

»Hast du's nicht mitbekommen? Das Spiel ist aus. Leo ist tot.«

Er hielt eine Tüte mit Essen hoch. »Ich habe Sandwiches mitgebracht. Hast du schon gegessen?«

»Ich bin nicht hungrig.«

»Wie wäre es mit ein bisschen Gesellschaft?«

»Warum nicht?« Sie drehte sich um und ging voraus in die Küche. Auf dem Tisch stand eine Flasche Bier, die Glock lag daneben.

Stacy ging zum Kühlschrank, holte noch ein Bier heraus und reichte es ihm.

»Danke.« Er nahm einen kräftigen Schluck. »Nichts von alldem ist deine Schuld«, sagte er leise.

»Nein? Bist du sicher?« Ihre Stimme klang gleichzeitig traurig und wütend. »Leo ist tot. Kay wahrscheinlich auch. Sie hatten mich angeheuert, damit sie sicher sind. Und nun ist Alice womöglich ...« Sie schluckte. »Ein Waisenkind. Da habe ich eine großartige Leistung vollbracht, was?«

»Du hast dein Bestes getan.«

»Soll ich mich jetzt besser fühlen?« Sie ballte die Hände zu Fäusten. »Er war direkt vor meiner Nase. Die ganze Zeit hat er ...«

Spencer ging zu ihr, zog sie hoch und umfasste ihr Gesicht mit

den Händen. »Wir alle hatten ihn die ganze Zeit vor unserer Nase. Du warst die Einzige, die überhaupt geahnt hat, was wirklich los war.«

Tränen traten in ihre Augen. »Das hat ja auch ziemlich viel gebracht.«

Sie versuchte so sehr, hart zu sein. Sich auf ihren Ärger zu konzentrieren. So zu tun, als wäre sie nicht verletzt. Als fühlte sie sich nicht hilflos.

Er fuhr ihr mit den Daumen über die Wangen. »Tut mir Leid.«

»Hör auf. Sieh mich nicht so an.«

»Tut mir Leid, Killian. Ich kann nichts dagegen machen.«

Er beugte sich hinunter und küsste sie. Ihre Lippen zitterten. Er schmeckte die salzigen Tränen.

Sie legte ihm die Handflächen auf die Brust. »Hör auf«, wiederholte sie. »Da fange ich nur an, mich schwach zu fühlen.«

»Und du musst ja stark sein.«

Sie hob das Kinn an. »Ja.«

»Damit du gegen die bösen Jungen kämpfen kannst. Ihnen in den Hintern treten und vielleicht sogar die Welt retten.«

Sie trat einen Schritt zurück. »Ich glaube, du solltest jetzt besser gehen.«

»Und dich hier mit Mr. Glock allein lassen?«

»Ja.«

»Wie du willst, Stacy. Wenn du deine Meinung ändern solltest, du hast ja meine Nummer.«

Er trank sein Bier aus, nahm die Tüte mit dem Essen und verließ ihre Wohnung. Dann lief er zu dem Streifenwagen der NOPD, der vor dem Haus parkte, beugte sich runter und begrüßte den Polizisten, der im Auto saß. »Passen Sie gut auf das Haus hier auf. Ich werde mich mal ein paar Stunden aufs Ohr legen, danach komme ich wieder.«

57. KAPITEL

Sonntag, 20. März 2005 2:00 Uhr

Stacy wachte mit einem Ruck auf. Ihr war unangenehm heiß. Sie schwitzte wie verrückt. Langsam ließ sie den Blick durch den dunklen Raum schweifen und blickte auf die beleuchtete Digitalanzeige der Uhr auf ihrem Nachttisch.

Als sie las, wie spät es war, knarrte eine Fußbodendiele.

Sie war nicht allein.

Stacy rollte sich zur Seite und griff nach ihrer Pistole.

Sie war nicht da.

»Hallo, Stacy.« Clark trat aus dem Schatten, ihre Glock in der Hand. Auf sie gerichtet. »Überrascht, mich zu sehen?«

Sie rappelte sich mit klopfendem Herzen auf. »Das kann man wohl sagen. Jemand, der so intelligent ist wie Sie. Ich hätte gedacht, Sie wären schon längst über alle Berge.«

»Tatsächlich? Und wohin sollte ich gehen?« Er schnaufte ärgerlich. »Alles lief so gut, bis Sie Ihre Nase reingesteckt haben. Es ist meine Angelegenheit. Meine!«

Stacy bemühte sich, einen klaren Kopf zu behalten, nicht in Panik zu verfallen. Sie zwang sich, regelmäßig zu atmen. Schnell dachte sie über ihre Möglichkeiten nach. Der Beamte vor der Tür wäre niemals rechtzeitig hier, wenn sie schrie. Sie hatte keine Waffe.

Nur ihren Verstand.

Den musste sie unbedingt wahren.

Er kam näher ans Bett und zielte auf ihren Kopf.

Zwischen die Augen. Spencer hatte gesagt, Leo war mit einem Schuss zwischen die Augen getötet worden.

»Warum haben Sie das getan?« fragte sie. »Warum werfen Sie Ihr ganzes Leben weg?«

»Was für ein Leben denn?« Er spuckte die Worte fast aus. »Ich steckte bis zum Hals in Schulden. Die Polizei war hinter mir her. Und Leo lebte wie ein König. Ich hätte es verdient, so zu leben. Er hat mir meine Ideen gestohlen! Er wollte mir meinen Anteil nicht geben!«

»Und Kay hat er Ihnen auch weggenommen?«

Er lachte. »Sie können sich nicht vorstellen, was für eine Genugtuung das für mich war, seine Frau zu vögeln, direkt vor seiner Nase.«

Sie starrte ihn einen Moment an und versuchte eine Ähnlichkeit mit dem Mann zu entdecken, den sie in Leos Jahrbuch gesehen hatte. Sie konnte keine finden. »Exfrau«, korrigierte sie ihn. »Ich denke, das dürfte Ihre Freude ein bisschen getrübt haben.«

Seine Wangen färbten sich rot. *Er würde sie gleich angreifen.*

Sie rollte sich schnell zur Seite, um die Uhr zu packen und ihm ins Gesicht zu schleudern. Sie war zu langsam. Er stürzte sich auf sie, hielt ihre Hand fest und riss ihr die provisorische Waffe aus den Fingern.

Dann schleuderte er den Wecker von sich, der gegen die Wand flog und am Boden zerschellte. Im nächsten Augenblick saß er auf ihr. Mit einer Hand drückte er ihr die Pistole an die Schläfe. Mit der anderen umfasste er ihren Hals. »Ich könnte Sie jetzt töten. Ganz einfach. Es gibt so viele Möglichkeiten.«

»Was hält Sie dann ab?«

Sie wusste es. Er wollte prahlen. Wollte seine Taten noch einmal durchleben und ihre Reaktion beobachten.

Er enttäuschte sie nicht. »Es hat Spaß gemacht. Zu sehen, wie sie sich winden. Alices Gedanken zu vergiften. Sie Stück für Stück von ihren Eltern zu entfremden. Sie haben sie wie ein kleines Kind behandelt. Darauf habe ich sie ständig hingewiesen. Ich habe sie daran erinnert, dass sie schlauer wäre als beide zusammen. Dass sie nur an sich dachten, an ihre eigenen Bedürfnisse.«

Stacy beobachtete sein Gesicht, das Funkeln in seinen Augen. Der Mann war wahnsinnig.

Das sagte sie ihm.

Er lachte. »An dem Tag, als Kay und ich Sie mit Leo überrascht haben«, sagte er, »haben wir uns später köstlich darüber amüsiert. Leo hat Kay immer geliebt. Auf seine eigene verdrehte Art. Aber er sah sie als sein Eigentum an. Er hätte einen Anfall bekommen, wenn er von uns erfahren hätte. Das hat sie mir gesagt. Sie hat mir alles erzählt.«

»Wann genau war das denn? Bevor Sie sie getötet haben? Oder während Sie das taten?«

»Sie halten sich für so schlau. Aber Sie haben ja keine Ahnung.« Er grinste verächtlich. »Vielleicht sollte ich Ihnen ja mal zeigen, wozu ein richtiger Mann in der Lage ist. Kay meinte, ich wäre im Bett besser als Leo. Dass er sie nie so befriedigen konnte wie ich.« Er presste sie mit seinem Gewicht tiefer in die weiche Matratze. Machte es ihr unmöglich, sich zu bewegen.

»Ich könnte das Gleiche für Sie tun.«

Sie bemühte sich, richtig durchzuatmen, und kämpfte gegen den Drang an, sich zu wehren. Das hätte nichts weiter gebracht, ihn lediglich dazu gezwungen zu handeln. Sie zählte im Stillen bei jedem Atemzug bis zehn, dann versuchte sie eine andere Taktik.

»Sie waren aufgebracht«, sagte sie leise und darauf bedacht, neutral zu klingen. »Wütend auf Leo. Und auf Kay. Sie haben

beschlossen, jenes Spiel zu benutzen, das Leo gestohlen hat, um ihn büßen zu lassen. Einen Weg gesucht, um ihn ungestraft töten zu können.«

Er lachte höhnisch. »Dumme, dumme Gans. Ich bin nicht White Rabbit.«

Angesichts der Umstände überraschte sie seine Behauptung. Er bemerkte das und grinste anzüglich. »Ihr teurer Leo ist es. Er hat dieses ganze White-Rabbit-Ding aufgerollt, um Kay ungestraft umbringen zu können. Weil sie die Hälfte von allem bekommt. Die Hälfte, die eigentlich mir zusteht. Der Geizhals wollte mehr, deshalb beschloss er, sie loszuwerden. Sie hat mir gesagt, dass sie sich vor ihm fürchtet. Dass sie glaubt, er könnte hinter diesen Nachrichten stecken. Dass er ihr was antun wollte. Wegen des Geldes.«

»Das wäre ja eine praktische Erklärung, Mr. Danson. Nur gibt es da ein kleines Problem. Leo ist tot. Sie haben ihn heute Nachmittag umgebracht.«

Sie bemerkte, wie er leicht zusammenzuckte. Er sah sie überrascht an. Ungläubig. Seine Hand begann zu zittern. Sie spürte, wie das Metall an ihrer Schläfe vibrierte.

Er wollte den Abzug drücken.

Stacy dachte an ihre Schwester Jane, an ihr Baby; sie dachte an all die Dinge, die sie nie getan hatte.

Sie wollte nicht sterben.

»Sie werden für viele Jahre ins Gefängnis kommen«, sagte sie und hörte, wie verzweifelt sie klang. »Mich zu töten wird daran nichts ändern. Sie können nirgendwohin gehen. Wenn Sie glauben ...«

»Wenn du glaubst, ich gehe ins Gefängnis, dann hast du dich geirrt, du Schlampe.«

Bevor sie reagieren konnte, richtete er die Waffe auf sich selbst und drückte ab.

Der laute Knall übertönte ihren Aufschrei.

58. KAPITEL

Sonntag, 20. März 2005 3:12 Uhr

»Wir müssen aufhören, uns unter solchen Umständen zu treffen.«

Stacy hob den Kopf und sah Spencer an, der an der Küchentür stand. Er trug Jeans, ein T-Shirt und die Windjacke, die er an jenem Abend in der Bibliothek angehabt hatte. Sie fragte sich, ob er einen Schokoladenriegel in der Tasche hatte.

»Bist du in Ordnung?« erkundigte er sich.

»Definiere ›in Ordnung‹.«

Er kam zu ihr herüber und gab ihr einen Kuss aufs Haar. Die Geste trieb ihr die Tränen in die Augen. Sie kämpfte dagegen an.

Sie hatte vorhin nicht geweint. Und sie würde es auch jetzt nicht tun.

Er zog sich einen Stuhl heran. »Kannst du darüber reden?«

Sie nickte und fuhr sich mit zitternden Fingern durchs Haar, das immer noch vom Duschen feucht war. Nachdem der vor ihrer Tür stationierte Polizist sie gefunden hatte, war sie ins Bad gerannt, um sich zu waschen – ein Versuch, sich nicht nur äußerlich von dem gerade Erlebten zu reinigen.

Sie erzählte, wie sie aufgewacht und von Danson mit ihrer eigenen Pistole bedroht worden war.

»Er hat Leo gehasst. Gab ihm die Schuld an allem, was in seinem Leben falsch gelaufen ist. Die Affäre mit Kay hat er zugegeben. Und erklärt, er hätte Alice gegen ihre Eltern aufgestachelt. Hat auf krankhafte Weise seinen Kitzel dabei gehabt.«

Sie blickte kurz zur Seite. »Er war nicht White Rabbit.«

»Wie bitte? Noch mal.«

»Er behauptet, Leo wäre es gewesen. Dass Leo einen Plan geschmiedet hat, um Kay loszuwerden. Aus finanziellen Gründen. Er meinte, Kay hätte Angst vor Leo gehabt. Dass sie glaubte, er könnte ihr was antun, wegen ihrer finanziellen Vereinbarung.«

»Und du weißt natürlich, dass diese Theorie einen Haken hat.«

»Das ist kein Witz. Danson wurde das auch klar, als er erfuhr, dass Leo tot ist.« Sie betonte es noch einmal. »Er hatte keine Ahnung, dass Leo nicht mehr lebt. Als ich es ihm gesagt habe ... bekam er diesen merkwürdigen Blick. Da hat er erkannt, dass er dran war. Dass kein Weg dran vorbeiführte, dass er ins Gefängnis musste. Deshalb hat er sich das Hirn weggeblasen.«

Spencer runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, Stacy. Vielleicht solltest du das mal überschlafen.«

»Du bist immer noch der Meinung, dass Danson unser Mann ist?«

»Tut mir Leid.«

Sie konnte ihm das nicht einmal vorwerfen – er war nicht dabei gewesen, er hatte Dansons Gesichtsausdruck nicht gesehen, als er von Leos Tod erfahren hatte.

Stacy stand auf und registrierte, dass ihr die Beine zitterten. Noch mehr erschreckte sie aber der Gedanke, dass sie keine Ahnung hatte, was sie jetzt tun sollte. Wie ihr nächster Schritt auszusehen hatte. Sie fühlte sich nach den letzten Ereignissen wie betäubt und völlig verunsichert.

Mit diesem Gefühl war sie vertraut. Polizisten verdrängten oft ihre Emotionen, manche auch mit Alkohol oder Drogen.

Das war einer der Gründe, warum die Scheidungsrate bei Polizisten die der übrigen Bevölkerung weit übertraf.

Unsicherheit war eine andere Geschichte. Sie war immer eine

Frau der Tat gewesen, selbst wenn ihre Aktionen sich später als übereilt herausgestellt hatten.

Nicht zu wissen, was sie als Nächstes tun sollte, machte ihr Angst.

Er nahm ihre Hände. »Die sind eiskalt.«

»Mir ist kalt.«

Er nahm sie in die Arme und rieb ihren Rücken. »Besser?«

»Ja.« Als er sie wieder freigeben wollte, hielt sie ihn fest.
»Geh nicht. Halte mich.«

Er erfüllte ihr den Wunsch, und nach und nach wurde ihr durch seine Umarmung wärmer. Dann machte sie sich von ihm los, und sofort überkam sie ein Gefühl des Bedauerns. Des Verlassenseins. Panik überkam sie. »Es ist ziemlich spät, nicht?«

»Ja, du solltest schlafen.«

»Netter Gedanke. Das Problem ist, wenn ich die Augen zumache ...« Sie presste die zitternden Lippen zusammen und hasste dieses Gefühl der Schwäche.

»Ich könnte hier bleiben.«

Sie sah ihm in die Augen und streckte eine Hand aus.

Voll bekleidet legten sie sich unter die Decke, die Gesichter einander zugewandt.

Er wusste, ohne zu fragen und ohne dass sie es ihm hätte sagen müssen, dass ihr Wunsch, ihn bei sich zu haben, nichts mit Sex zu tun hatte.

»Schon wärmer?«

»Viel wärmer.« Sie hielt sich an seinem T-Shirt fest. »Würdest du mir glauben, dass ich mein Leben früher mal im Griff hatte? Ich habe kaum Fehler gemacht. Und jetzt ... bin ich eine absolute Versagerin.«

Er lachte leise und streichelte ihr Haar, strich es ihr aus dem Gesicht. »Du, Stacy Killian, bist genau die *Antithese* einer Versagerin.«

»Antithese ist ein wahnsinnig großes Wort.«

»Das habe ich extra gelernt, um dich zu beeindrucken. Hat's funktioniert?«

Stacy war sowieso schon beeindruckt. Sie lächelte schwach. »Absolut.«

»Ich bin froh, das zu hören. Morgen werde ich ein anderes lernen.« Er lehnte seine Stirn an ihre. »Aber es stimmt. Du bist die fähigste, selbstsicherste, stärkste Frau, die ich je getroffen habe. Von meiner Tante Patti natürlich abgesehen.«

»Deine Tante Patti?«

»Die Schwester meiner Mutter. Meine Patentante. Und meine direkte Vorgesetzte bei der ISD.«

»Sie ist Captain?«

»Ja. Captain Patti O'Shay. Eine von nur drei Hauptkommissarinnen bei der NOPD.«

»Ich wette, sie ist nicht von der Schule geflogen. Und hat auch nicht zugelassen, dass allen, die sie beschützen sollte, was zugestoßen ist, praktisch direkt vor ihrer Nase.«

»Wenn du darüber reden willst, wie man am besten was vermässelt, dann bin ich der Richtige. Derjenige, der immer nur gerade genug getan hat, um irgendwie durchzukommen. Der nie die Konsequenzen bedachte. Der meinte, alles wäre nur eine einzige große Sauftour.«

»Du? So kenne ich dich aber gar nicht.«

»Du hast das Beste aus mir rausgeholt, Stacy Killian. Hast mir geholfen zu sehen, was ich wollte. Was für ein Cop ich eigentlich sein will.«

»Ich bin kein Cop mehr.«

»Wir beide wissen, dass du im Grunde deines Herzens Polizistin bist.«

Sie wollte etwas einwenden, aber er hielt sie ab. »Willst du die demütigende Wahrheit wissen?« sagte er leise. »Ich gehöre eigentlich nicht in die ISD. Ich hab's mir nicht verdient. Es wurde mir gegeben.«

»Weil du so ein Versager bist?«

»Ich offenbare dir hier mein Innerstes, Killian. Ich meine es ernst.«

Stacy unterdrückte ein Grinsen. »Tut mir Leid.«

»Es war Bestechung«, fuhr er fort. »Um mich davon abzuhalten, die Dienststelle zu verklagen.«

Sie nahm seine Hand und drückte sie.

»Ich hatte es endlich geschafft, Detective zu werden. Viel später als meine Brüder. Und um ganz ehrlich zu sein, teilweise auch ihretwegen. Mein Vorgesetzter bei der DIU hat mir etwas angehängt. Hat eine Kasse mit Geld für Informanten einkassiert und mich dafür verantwortlich gemacht. Wegen meines nicht gerade guten Rufs haben sich alle davon überzeugen lassen.«

»Ich wette, nicht alle. Tony sicher nicht. Deine Familie auch nicht.«

»Nein, die nicht.« Er lächelte. »Glücklicherweise.«

»Was ist dann passiert?«

»Dank der wenigen Leute, die hinter mir standen und nicht aufgaben, wurde Lieutenant Moran schließlich überführt. Ich bin rehabilitiert worden. Und zur ISD befördert, damit ich in der Dienststelle keinen Ärger mache. Ich habe es akzeptiert.«

Sie schwieg eine Weile, dachte darüber nach, wie er sich beschrieb und wie sie ihn kennen gelernt hatte. »Tut es dir Leid?«

»Dass ich zur ISD befördert wurde?«

»Dass das alles passiert ist? Wenn du alles rückgängig machen könntest, zurückgehen zu der Zeit und zu dem Mann, der du vorher gewesen bist. Würdest du das tun?«

Er sah sie einen Moment an, seine Miene zeigte eine Mischung aus Überraschung und Nachdenklichkeit. Dann verzog er den Mund zu einem Lächeln. »Du weißt, dass ich es wohl nicht tun würde.«

»Gut.« Sie erwiderte sein Lächeln. »Ich mag nämlich den Mann, den ich gerade vor mir habe.«

Er wollte sie küssen, dann fluchte er leise. »Mein Handy vibriert.« Er drehte sich um, löste das Handy vom Gürtel und klappte es auf. »Malone hier. Das sollte jetzt besser was Wichtiges sein.« Er hörte mit angespanntem Ausdruck zu. »Verschwunden? Wann? Verdammt, Tony, wie zum Teufel konnte das ...«

Beunruhigt setzte sich Stacy auf. Spencer hob die Hand, um ihr zu bedeuten, dass sie keine Frage stellen sollte. Als er weitersprach, wusste Stacy, dass sie richtig vermutet hatte.

»Das ist eine noch schlechtere Nachricht, als du denkst, Spaghetti. Dunbar ist tot. Und er kann nicht derjenige gewesen sein.«

Kurz darauf legte er auf. Stacy war schon aufgestanden und glättete ihre Kleider. »Alice ist verschwunden, oder?«

»Ja.«

»Wie ist das passiert? Ist sie einfach aus dem Haus gegangen?«

»So ungefähr.« Er stand ebenfalls auf. »Am Abend meinte Betty gehört zu haben, wie Alices Telefon klingelte und das Mädchen ranging. Sie hat sich nichts weiter dabei gedacht. Eine Weile später wollte sie nach ihr sehen und sich vergewissern, dass es ihr gut geht. Da war sie nicht mehr in ihrem Zimmer.«

»Wie lange ist das her? Sie kann zu Fuß nicht allzu weit gekommen sein.«

»Es war vor zwei Stunden.«

»Verdammt. Das hört sich nicht gut an.«

Spencer runzelte die Stirn. »Übrigens, wo willst du eigentlich hin?«

»Alice suchen.«

»Das denke ich nicht.«

»Verdammt, ich bin nicht ...«

»Das Spiel kann immer noch laufen. Ich möchte, dass du hier bleibst. Verstanden?«

»Aber Alice ...«

»Tony und ich werden sie finden. Du bleibst hier. Vielleicht kommt sie hierher, um nach dir zu sehen.«

Stacy wollte etwas erwidern, doch er brachte sie mit einem Kuss zum Schweigen. Nach einigen Sekunden ließ er sie los.

»Ich will nicht, dass dir was zustößt. Versprichst du mir, dass du nichts Dummes anstellst?«

Das tat sie, doch als er die Wohnung verließ, gestand sie sich ein, dass ihr Versprechen ganz von der Definition von *dumm* abhing, die man bevorzugte.

59. KAPITEL

Sonntag, 20. März 2005 7:30 Uhr

Stacy wachte auf. Sie hatte merkwürdige Träume gehabt, in denen es von den Charakteren aus Alice im Wunderland nur so wimmelte. Geschichten, die sie unruhig hatten schlafen lassen, weshalb sie sich jetzt müde und gereizt fühlte.

Spencer hatte nicht angerufen. Was bedeutete, dass Alice noch immer nicht aufgetaucht war.

Sie hatte ihnen ihre Chance gelassen.

Ab jetzt würde sie sich an der Jagd beteiligen.

Entschlossen sprang Stacy aus dem Bett und ging sofort in die Küche. Nachdem sie die Kaffeemaschine angestellt hatte, duschte sie und zog sich an.

Der Kaffee war fertig. Sie füllte eine Thermoskanne, fügte Milch und Süßstoff dazu, nahm sich einen Schokoladenriegel und verließ das Haus.

Stacy hatte vor, die Villa und das Gästehaus zu durchsuchen. Im Café Noir vorbeizugehen. City Park. Internetläden. Alle möglichen Orte, an denen sich Alice verkrochen haben könnte.

Als sie zu ihrem Wagen kam, bemerkte sie, dass jemand einen Zettel unter ihren Scheibenwischer geklemmt hatte.

Keine Werbung, dachte sie, als sie näher hinsah. Eine verschließbare Plastiktüte mit einer Karte darin. Vorsichtig zog sie die Tüte vor und nahm die Karte heraus.

Ihr wurden die Knie weich, ihre Hände begannen zu zittern.

Eine Zeichnung. Ähnlich wie die, die Leo erhalten hatte. Diese zeigte Alice.

Am Hals aufgehängt. Das Gesicht leblos und aufgedunsen.

Sie schluckte und zwang sich, die Karte aufzuklappen.

Das Spiel läuft. Die Uhr tickt.

Sie starrte mit trockenem Mund auf die Nachricht. Danson hatte die Wahrheit gesagt. Er war nicht White Rabbit.

Denk nach, Killian. Atme tief durch. Beruhige dich. Finde den Zusammenhang.

Wenn White Rabbit wie immer vorging, bedeutete die Karte, dass Alice noch am Leben war. Dass White Rabbit sie entweder im Auge hatte – oder schlimmer, in seiner Gewalt.

Die Uhr tickt. Er gab ihr die Gelegenheit, Alices Leben zu retten. Das Spiel lief, und sie war am Zug.

Sie zuckte zusammen, als ihr Handy klingelte. Sie löste es vom Gürtel und nahm den Anruf an. »Killian.«

»Hallo, Killian.«

Ein Mann. Mit verstellter Stimme.

White Rabbit.

»Wo ist sie?« fragte sie sofort. »Wo ist Alice?«

»Das müssen Sie herausfinden.«

»Wie nett. Lassen Sie mich mit ihr sprechen.«

Er lachte, und sie umklammerte das Handy fester. Wer immer das war, er schien seinen höllischen Spaß zu haben. Krankhafter Mistkerl.

»Wenn Sie Alice lebend sehen wollen, dann tun Sie, was ich Ihnen sage. Keine Polizei. Verstanden?«

»Ja.«

»Fahren Sie die Carrolton Avenue hoch bis zur River Road. An der Ecke River Road und Carrolton Avenue ist eine Bar. Cooter Brown's. Gehen Sie da rein. Der Barkeeper hat einen Brief für Florence Nightingale.«

»Kommen wir zur Sache, ja? Was wollen Sie?«

»Das Spiel gewinnen, natürlich. Der letzte Überlebende sein.«

»Sie meinen, Sie wären gut genug dafür?«

»Das weiß ich. Sie haben fünfunddreißig Minuten. Eine Minute zu spät, und es ist aus, Süße.«

Bis zur Bar würde sie gut fünfundzwanzig Minuten brauchen. Bei starkem Verkehr womöglich noch länger.

Was ihr wenig Spielraum ließ. Sie rannte zurück in ihre Wohnung, schnappte sich ihre Glock und hinterließ eine Nachricht auf dem Küchentresen, damit Spencer sie finden konnte. Nur für den Fall.

Wieder draußen holte sie die Thermoskanne aus dem Kofferraum ihres Autos, schloss die Fahrertür auf und stieg ein. Sie startete den Motor, sah in den Rückspiegel und fädelte sich in den fließenden Verkehr ein.

Die Uhr auf ihrem Armaturenbrett zeigte 8:55 Uhr.

Nach achtundzwanzig Minuten bog sie auf den Parkplatz des Cooter Brown's ein. Ein Wandbild an der Seite des Gebäudes verkündet, dass es in dieser Bar 450 verschiedene Biersorten gab. Sie parkte und rannte in das Lokal.

Drinne war es dunkel und verraucht. Ein paar Motorradfahrer standen um den Billardtisch und hörten auf zu spielen, als sie zur Bar strebte.

Der Barkeeper hinterm Tresen war riesig und muskulös, hatte Glatze und Vollbart.

»Hast du was für Florence Nightingale?« fragte sie. »Einen Brief?«

Schweigend ging er zur Kasse, öffnete sie und holte einen Umschlag heraus. Er reichte ihn ihr.

Sie sah auf den Brief, dann zu ihm. »Was kannst du mir zu dem Typen sagen, der den hinterlegt hat?«

»Nada.«

»Und wenn ich dir erkläre, dass ich Polizistin bin?«

Er lachte und ließ sie einfach stehen. Sie blickte auf die Uhr. *Zweiunddreißig Minuten*. Schnell riss sie den Umschlag auf.

Darin befand sich eine Telefonnummer. Sonst nichts.

Sie klappte ihr Handy auf und tippte die Nummer ein. Er ging sofort ran.

»Sie leben wohl gern gefährlich, was, Killian? Das war sehr knapp.«

»Ich möchte mit Alice sprechen.«

»Das glaube ich gerne«, erwiderte er amüsiert. »Geduld ist eine Tugend. Aber die hatten Sie nie, oder? Ihre Schwester Jane dagegen ist sehr geduldig. Und nebenbei gesagt gefällt mir der Name, den sie und Ian für das Baby ausgewählt haben. Annie. Sehr süß. Und so einfach.«

Stacy überlief es eiskalt. »Wenn Sie irgendjemand, der mir nahe steht, etwas antun, dann schwöre ich, ich werde ...«

»Was? Ich habe die Karten in der Hand. Sie können nichts weiter tun, als meinen Anweisungen zu folgen.«

Sie verkniff sich, was sie gern gesagt hätte, und er lachte.

»Nehmen Sie die River Road Richtung Vacherie. Halten Sie vor dem River Road Café. Drehen Sie Däumchen, bis ich wieder anrufe. Eine Stunde, Killian.«

»Warten Sie! Ich kenne doch den Weg nicht! Eine Stunde könnte vielleicht ...«

Er legte auf, bevor sie den Satz beenden konnte. Sie fluchte leise und beeilte sich, nach draußen zu ihrem Wagen zu kommen, blinzelte, als die Sonne sie blendete. Kurz darauf befand sie sich auf dem Weg.

Die sich windende Straße folgte dem Verlauf des Mississippi. Wenn sie sich richtig erinnerte, schlängelte sie sich zur Baton Rouge, dann hoch zur St. Francisville, Natchez und noch weiter.

Sie fragte sich, wie weit White Rabbit sie noch schicken wollte.

Stacy entdeckte auf der Strecke vor sich das Walton's River Road Café, ein nettes Kreolisches Cottage an der Biegung der Straße. Die eindrucksvolle Eiche, die den Vorgarten des Grundstücks schmückte, war so riesig, dass sie das ganze Haus und die Hälfte des Parkplatzes beschattete.

Ihr Handy klingelte. Sie erschrak dermaßen, dass sie fast auf die Gegenfahrbahn abgekommen wäre. »Killian.«

»Hallo. Du klingst etwas angespannt.«

»Kann ich dich zurückrufen?«

Spencers bedeutungsvolles Schweigen sagte alles. »Ich bin im Bad«, log sie. »Rufe dich in fünf Minuten zurück.«

Sie unterbrach die Verbindung und bog in den schattigen Parkplatz des Cafés ein. Es war keine so große Lüge, sagte sie sich, denn in einer Minute würde sie die Toilette des Cafés benutzen. Und von dort aus, für den Fall, das sie beobachtet wurde, wollte sie Spencer anrufen.

»Sag mir bitte, dass du angerufen hast, weil Alice gefunden wurde«, sagte sie, als er sich meldete.

»Leider nicht.«

»Irgendwelche Spuren?«

»Nein. Aber jeder Polizist in der Stadt hat ihr Foto. Wir überprüfen Tonys Nachbarschaft. Bisher hat niemand irgendwas gesehen.«

»Habt ihr die Villa durchsucht?«

»Gestern Abend und heute noch einmal. Ohne Glück. Wir haben jemanden dort abgestellt. Nur für den Fall.«

Verdammt. Sie hatte nichts anderes erwartet. Aber trotzdem gehofft.

»Was machst du gerade?« wollte er wissen.

»Däumchen drehen.«

»Ich bin froh, das zu hören.«

Hinter dem Tresen ließ ein Hilfskellner einen Stapel schmutziges Geschirr fallen. Sie zuckte zusammen.

»Was zum Teufel war das denn?«

»Hab Geschirr fallen lassen. Versuche mich zu beschäftigen, tue mehrere Sachen gleichzeitig.«

»Mehrere Sachen gleichzeitig?«

Sie lachte gequält. »Du hättest nicht gedacht, dass ich das kann, was? Ich habe viele Talente.«

»Ja, das hast du.« Sie hörte Tony im Hintergrund etwas sagen, doch sie verstand nicht, was. »Ich muss Schluss machen, ich halte dich auf dem Laufenden.«

»Ruf mich auf dem Handy an. Es ist eingeschaltet.«

Er stutzte. »Gehst du irgendwohin?«

»Es könnte sein, dass ich mal raus muss. Du weißt ja, wie das ist.«

»Ich weiß, wie du bist. Rühr dich nicht vom Fleck.«

Er legte auf, und sie verließ die Damentoilette. Niemand schien sie zu beachten. Sie suchte sich einen Tisch am Fenster, das auf den Parkplatz hinausging. Wenn sie ihren Wagen im Auge hatte, fühlte sie sich weniger verletztlich.

Die Kellnerin, ein Mädchen, das kaum aus dem Teenageralter heraus war, blieb an ihrem Tisch stehen. Stacy bemerkte, dass sie fast am Verhungern war. »Was empfehlen Sie?«

Das Mädchen zuckte die Schultern. »Alles ist ganz gut. Die Leute bestellen gern unsere Suppe. Die ist hausgemacht.«

»Was für eine gibt es heute?«

»Hühnernudeln.«

Trostessen. Sehr passend unter diesen Umständen.

Stacy bestellte einen Teller Suppe und, um die Sache mit dem Trösten abzurunden, dazu ein überbackenes Käse-Sandwich.

Dann lehnte sie sich zurück. Sie blickte auf ihre Uhr, dachte an

White Rabbit und wann er wohl anrufen würde. An Alice.
Machte sich Sorgen.

Und stellte fest, dass er sie genau dort hatte, wo er sie haben wollte.

Allein und nicht in der Lage zu handeln, bevor er so weit war.

60. KAPITEL

Sonntag, 20. März 2005 18:20 Uhr

White Rabbit rief an, als es schon anfang zu dämmern. Und als sie gerade dachte, sie wäre hinters Licht geführt worden.

»Gemütlich?« fragte er offensichtlich amüsiert.

»Sehr«, erwiderte sie. »Ich sitze hier bereits so lange, dass mein Hintern taub ist.«

»Es hätte schlimmer sein können«, murmelte er. »Ich hätte Sie ja auch irgendwo warten lassen können, wo es keine Toilette gibt. Kein Essen und nichts zu trinken.«

Eine Gänsehaut überlief sie. Hatte er sie die ganze Zeit beobachtet? Wusste er, dass sie zur Damentoilette gegangen war und etwas gegessen hatte? Dass sie mit Spencer telefoniert hatte? Sie ließ den Blick durch das Lokal schweifen, sah sich die anderen Gäste an. Suchte nach jemandem, der mit dem Handy telefonierte.

Oder hatte er das nur auf gut Glück gesagt?

Eins war jedenfalls sicher, er hatte sie vollkommen in der Hand.

»Hören Sie auf mit dem Theater. Was soll ich als Nächstes tun?«

»Fahren Sie zehn Kilometer die Straße hoch. Wenden sie sich Richtung Fluss. Von dort aus biegen Sie in den nächsten nicht beschilderten Weg ein, auf den Sie stoßen. Verlassen Sie das Auto. Gehen Sie die Gasse mit den Eichen entlang. Sie werden wissen, was Sie zu tun haben. Es bleiben Ihnen zwanzig Minuten.«

Er legte auf, und Stacy steckte ihr Handy zurück in die Halterung, nahm ihre Rechnung und stand auf. Nachdem sie der Kellnerin ein großzügiges Trinkgeld gegeben hatte, weil sie ihren Tisch so lange besetzt hatte, eilte sie zur Tür.

»Alles in Ordnung, meine Liebe?« wollte die Frau an der Kasse wissen, als sie bezahlte.

»Großartig, danke.« Sie sah auf das Namensschild der Frau. Miz Lainie. »Darf ich Sie was fragen?«

»Sicher, Süße, schießen Sie los.«

»Die Straße hoch Richtung Fluss, was gibt es dort?«

Die Frau runzelte die Stirn. »Nichts. Nur noch ein paar Überbleibsel von Belle Chere.«

Stacy reichte der Frau eine Zwanzig-Dollar-Note. »Belle Chere, was ist das?«

»Sie sind nicht von hier, was?« Die Türglocke klingelte. Miz Lainie sah auf und blickte den großen jungen Mann, der hereinkam, finster an. »Steve Johnson, du kommst zu spät! Fünfzehn Minuten. Mach das noch einmal, und ich ruf deine Mama an.«

»Ja, Madam.«

Er zwinkerte Stacy zu, und sie unterdrückte ein Lächeln. Offensichtlich nahm er Miz Lainie ihre schroffe Art nicht ab.

»Und zieh diese Hosen hoch.«

Er schlenderte vorbei und zog dabei seine Hosen hoch.

»Entschuldigung«, sagte Stacy, »aber ich muss los.«

Die Frau wandte sich wieder Stacy zu. »Belle Chere ist eine Plantage. In seiner Blütezeit soll es eine der prächtigsten in Louisiana gewesen sein.«

Das war es. Dort hielt White Rabbit Alice versteckt.

Sie verließ das Café und rannte zu ihrem Wagen.

Fünfzehn Minuten noch.

Sie fuhr rückwärts aus der Parklücke und raste so schnell vom Parkplatz, dass der Kies unter den Reifen aufspritzte. Sie rief Malone an. Eine Mailboxstimme meldete sich und verkündete, der Teilnehmer sei gerade nicht erreichbar.

»White Rabbit hat Alice. Er sagt, er tötet sie, wenn ich nicht allein komme. Mach dir keine Sorgen, ich bin nicht allein. Mr. Glock begleitet mich. Belle-Chere-Plantage. Zehn Kilometer vom Walton's River Road Café in Vacherie.«

Stacy folgte der Wegbeschreibung des Unbekannten und erreichte ziemlich bald die Plantage. Eine Kette versperrte den Zugang zur Auffahrt – ein verschlungener Weg, zu beiden Seiten von mächtigen Eichen gesäumt, deren Äste einen prächtigen gebogenen Baldachin bildeten.

Stacy parkte und stieg aus. Sie ging die Eichenallee entlang. Der erste Blick auf Belle Chere nahm ihr fast den Atem. Es war eine Ruine, ein geisterhafter, zerfallender Koloss. Der größte Teil des Dachs war eingefallen, zwei der Säulen waren umgestürzt, die verzierten korinthischen Kapitelle lagen verlassen da wie gefallene Soldaten.

Trotzdem war es noch wunderschön. Ein eindrucksvoller Geist, der im Zwielficht leuchtete.

Hinter den Überresten des großen Gebäudes stand ein kleines, auffälliges Haus. Die Hütte eines Verwalters? Doch auch sie schien verlassen zu sein.

Stacy ging auf das Haupthaus zu und stieg die auffälligen Stufen zur Veranda hoch. Die Türen waren schon lange nicht mehr vorhanden. Da es drinnen erheblich dunkler war als draußen, wünschte sie, sie hätte eine Taschenlampe mitgenommen.

Es roch nach Feuchtigkeit und Schimmel. Nach Zerfall.

»Alice!« rief sie. »Ich bin es, Stacy!«

Stille umging sie. Eine Stille, die verkündete, dass sich hier kein Mensch aufhielt. Was es an Leben gab, brummte und summte oder kroch leise umher, fraß an den Wänden und den Böden.

Sie war nicht hier.

Die Hütte des Verwalters.

Stacy machte sich auf den Weg zu dem kleineren Gebäude.

Als sie die Tür berührte, öffnete sie sich quietschend. Leise trat sie ein, mit vorgehaltener Waffe. Außer Bierbüchsen, zwei Milchkisten und einem Haufen Zigarettenskippen war in dem Raum nichts zu sehen. Sie verzog das Gesicht. Es stank nach Urin. Vor ihr gab es zwei Türen, eine rechts, die andere links. Sie ging zuerst zu der linken. Die Tür besaß keine Klinke. Sie war nur leicht angelehnt. Die Glock mit beiden Händen umklammernd schob sie die Tür mit dem Fuß auf.

In dem trüben Licht, das durch das angrenzende Fenster fiel, entdeckte sie Alice und Kay, die zusammen in der Ecke kauerten. Sie waren an Händen und Füßen gefesselt und mit Klebeband geknebelt. An Kays Schläfe sah sie einen dunklen Fleck, der aussah wie getrocknetes Blut. Alice war, soweit sie sehen konnte, nicht verletzt.

Kay sah zu ihr herüber, die Augen warnend aufgerissen.

Eine Falle. Dafür waren diese Spiele ja bekannt.

Er stand entweder hinter ihr. Oder verbarg sich in dem Schrank direkt gegenüber von Kay.

Stacy ging nicht hinein. Mit den Lippen formte sie die Frage. Kay blinzelte ganz kurz in Richtung des Schranks.

Logisch. Er erwartete, dass sie zu den beiden hinüber rannte, um sie zu befreien. Was sie direkt in seine Schusslinie bringen würde.

Alice richtete sich plötzlich auf und sah zu Stacy herüber.

Was White Rabbit den Hinweis gab.

Die Schranktür flog auf, Stacy wirbelte herum, zielte und schoss. Einmal, dann noch einmal und noch einmal, bis ihr Magazin leer war.

Er fiel zu Boden, ohne einen Schuss abgegeben zu haben.

Troy. Stacy sah ihn an, erleichtert. White Rabbit war tot, Alice und Kay waren gerettet.

Und sie konnte es kaum glauben, dass Troy, dieser gut aussehende Dummkopf, tatsächlich White Rabbit sein sollte. Er war die letzte Person, die sie als intelligent genug eingeschätzt hätte – oder ehrgeizig genug –, um diese ganze Sache anzuzetteln.

Stacy lief zu den beiden Gefesselten. Sie befreite zuerst Kay, dann Alice und versteifte sich, als sie hinter sich das Klicken einer Pistole hörte, die entsichert wurde.

»Dreh dich langsam um.«

Troy. Er lebte noch.

Er war vorbereitet gewesen.

Stacy tat, wie ihr befohlen wurde, und fluchte, weil sie ihr Magazin leer geschossen hatte. Sie sah ihn an. »So schnell aufgewacht von den Toten?«

»Haben Sie geglaubt, ich wüsste nicht, dass Sie bewaffnet sind? Oder dass Sie eine ausgezeichnete Schützin sind?« Er schlug sich auf die Brust. »Eine schusssichere Weste, zu erwerben bei jedem beliebigen Waffenhändler.«

Sie lächelte gequält. »Brennt aber wie die Hölle, was?«

»Das Brennen war es wert, denn jetzt haben Sie keine Munition mehr, ein weiterer vorhersehbarer Zug übrigens.« Er hob die Waffe und zielte direkt auf ihren Kopf. »Also, was werden Sie nun tun, Sie Heldin?«

Sie starrte in die Revolvermündung und war sich darüber im Klaren, dass sie in einer Sackgasse gelandet war. Sie hatte weder eine weitere Idee noch blieb ihr eine Wahl.

»Das Spiel ist aus, Killian.«

Er lachte. Sie hörte Alice kreischen und ihr Blut in den Ohren rauschen. Der Schuss übertönte beides. Doch der Augenblick des entsetzlichen Schmerzes blieb aus. Stattdessen schien Troys Kopf zu explodieren. Er taumelte rückwärts und fiel.

Malone stand an der Tür, die Pistole auf Troys leblosen Körper gerichtet.

61. KAPITEL

Sonntag, 20. März 2005 19:35 Uhr

Malone rief einen Notfallwagen und den Spurendienst. Beauftragte den Abtransport eines Todesopfers. Tony und Stacy führten währenddessen Mutter und Tochter Noble hinaus zu einem Streifenwagen.

Minuten später kam Spencer zu ihnen. »Fühlen Sie sich stark genug, um ein paar Fragen zu beantworten, Mrs. Noble?«

Sie nickte, obwohl Stacy sah, wie sie die Hände im Schoß verkrampfte – als wollte sie das Zittern unterdrücken. Oder sich Mut machen.

»Er war verrückt«, begann Kay leise. »Besessen von White Rabbit. Er prahlte damit, wie schlau er wäre. Wie er mit uns allen spielte. Sogar mit Leo, dem Supreme White Rabbit.«

»Fangen Sie von vorne an«, bat Spencer sie freundlich. »Mit dem Abend, an dem er Sie entführt hat.«

»Okay.« Sie blickte besorgt zu Alice, dann begann sie zu erzählen. »Er kam zu mir an die Tür. Fragte, ob er mit mir sprechen könnte. Ich ließ ihn herein. Ich hätte nie gedacht ... Ich ...«

Sie verstummte und hielt sich die Hand vor den Mund, kämpfte sichtbar um Selbstbeherrschung. »Ich habe mich gegen ihn gewehrt. Ihn getreten und gekratzt. Er schlug mich. Ich weiß nicht, womit. Als ich wieder aufwachte, lag ich in einem Kofferraum. Gefesselt. Der Wagen fuhr.«

»Was ist dann passiert, Mrs. Noble?«

»Er hat mich hierher gebracht.« Sie schluckte angestrengt. »Er kam und ging. Sagte etwas von ... von Töten ...«

Alice begann zu weinen. Kay legte ihr den Arm um die Schulter und zog sie an sich.

»Er prahlte damit, wie er den Herz-König ausgeschaltet hätte.«

»Leo?«

Sie nickte, Tränen stiegen ihr in die Augen. »Manchmal hat er einfach drauflos geredet.«

»Worüber?«

»Das Spiel. Die Rollen.« Sie wischte sich eine Träne von der Wange. »Sein Ziel war es, Alice zu töten«, sagte Kay. »Er hat das Spiel eingerichtet, um sie zu beobachten, wie sie einen Spieler nach dem anderen eliminiert. Wenn alle vernichtet worden wären, wollte er sie umbringen.«

Die Frau sah zu Stacy. »Sie sind ihm entkommen. Er konnte Alice erst töten, wenn Sie aus dem Weg waren.«

»Es gab noch andere Alices«, sagte das Mädchen leise. »Ich war nicht die erste.«

Spencer presste die Lippen zusammen. »Wo? Hat er das gesagt?«

Beide schüttelten den Kopf. Kay nahm die Hand ihrer Tochter und drückte sie fest. »Aber sie war die wichtigste. *Die* Alice. Er fand uns durch neue Geschichten und Online-Interviews.«

Stacy wandte sich an Spencer. »Wie kommt es, dass du rechtzeitig da warst? Wir sind zwei Stunden Fahrt von deinem Revier entfernt.«

»Du bist keine so gute Lügnerin, wie du glaubst.«

»Der Hilfskellner mit dem Geschirr?«

»Nein. Dein Versprechen, nichts Dummes zu machen. Ich hatte die Erlaubnis, eine GPS-Wanze an deinem Auto zu installieren.«

»Wie hast du einen Richter dazu bewegen können, das zu genehmigen?«

»Habe die Fakten ein bisschen frisiert.«

»Ich sollte jetzt wohl sauer sein.«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Komisch, ich dachte, ich bin derjenige, der sauer sein sollte.« Er lehnte sich zu ihr vor und senkte die Stimme. »Das war eine ziemlich idiotische Nummer. Das ist dir doch klar, oder?«

Sie hätte jetzt tot sein können. Wenn er nicht gewesen wäre, hätte sie nicht überlebt. »Ja, das weiß ich. Danke, Malone. Ich bin dir was schuldig.«

62. KAPITEL

Dienstag, 12. April 2005 13:15 Uhr

Aus März wurde April. In den zwei Wochen nach der Nacht in Belle Chere war viel passiert. Stacy hatte nicht weniger als vier Mal ihre Aussagen gemacht. Es wurde festgestellt, dass Troy nie viel Ehrgeiz in seinen Jobs entwickelt hatte, ein Heiratschwindler war, der sein gutes Aussehen benutzt hatte, um sich an Frauen heranzumachen – die dann um einiges ärmer und mit gebrochenem Herzen zurückgeblieben waren. Aber zumindest lebendig.

Ohne Vorstrafen passte er absolut nicht in das Profil des White Rabbit. Was nur bewies, dass einfach alles möglich war.

Die Polizei überprüfte die verschiedenen Orte, an denen er gewohnt hatte, und suchte nach unaufgeklärten Morden an Mädchen mit dem Namen Alice.

Bisher hatten sie keine aufgespürt, doch ihre Suche hatte gerade erst begonnen.

Der White-Rabbit-Fall wurde offiziell abgeschlossen. Leo war beerdigt worden. Bobby Gautreaux wurde des Mordes an Cassie Finch und Beth Wagner angeklagt. Stacy wusste nicht, ob sie das glauben konnte, aber sie war in einer Sackgasse gelandet. Ihre Spuren hatten sie nicht weitergebracht, und die Polizei sowie die Staatsanwaltschaft meinten, genug für eine Verurteilung in der Hand zu haben.

Wer war sie, um dem zu widersprechen? Sie war keine Polizistin mehr. Jedenfalls sagte sie sich das immer wieder.

Im Übrigen war sie auch keine Studentin mehr. Stacy hielt vor ihrem Apartment. Nun war es amtlich, dass sie das erste Semester nicht geschafft hatte. Der Fakultätsleiter hatte ihr

mildernde Umstände angerechnet und ihr die Genehmigung erteilt, sich im Herbst erneut anzumelden. Schließlich hatte sie bis zu Cassies Tod gute Leistungen erbracht.

Sie wusste sein Verständnis und das Angebot zu schätzen, hatte ihm aber gestanden, dass sie noch keine Entscheidung treffen konnte.

Sie fühlte sich ausgebrannt.

Dann war da Spencer. Seit dem Abend in der Belle-Chere-Plantage hatten sie sich kaum gesehen. Sie musste ihr Leben in die Hand nehmen, das tun, was auf lange Sicht am besten für sie war. Und sich mit einem großspurigen Detective der Mordkommission einzulassen gehörte nicht dazu.

Sie stieg die Stufen zu ihrer Wohnungstür hinauf. Ihre neue Nachbarin, eine flotte, spindeldürre Blondine, steckte den Kopf aus der Tür.

»Hallo, Stacy.«

»Hallo, Julie.« Sie trug Shorts und ein Stretchoberteil. Aus ihrer Wohnung tönte ein Aerobic-Übungsvideo. »Was gibt es denn?«

»Ich hab was für dich.«

Sie rannte ins Haus und erschien kurz darauf mit einem Paket. »Das wurde abgegeben, kurz nachdem du gegangen bist.«

Stacy nahm das Paket. Für die Größe war es ziemlich schwer. Sie schüttelte es leicht, der Inhalt schlug dumpf gegen die Wand des Kartons.

»Danke.«

»War mir ein Vergnügen. Einen schönen Tag noch!«

Die junge Frau verschwand wieder hinter der Tür. Stacy betrat ihre Wohnung. Sie stieß die Tür mit dem Fuß hinter sich zu, ließ Tasche und die Schlüssel auf den Dielentisch fallen und beschäftigte sich näher mit der Postsendung. Sie bemerkte

sofort, dass kein Packschein auf dem Karton klebte, und runzelte die Stirn.

Sie ging zur Nachbarin zurück und klopfte.

Julie erschien an der Tür. »Hallo, Stacy.«

»Ich habe eine Frage. Das Paket hat keinen Packschein. Haben sie dir den gegeben?«

»Nein.«

»Hast du unterschrieben?«

Die Blonde sah sie erstaunt an. »Nein. Ich dachte, das wäre nicht nötig, weil sie eine Nachricht oder so was an deiner Tür hinterlegt hätten.«

»Ist aber nicht der Fall.«

»Ich weiß nicht, was ich sonst noch sagen soll, Stacy.«

Langsam klang sie etwas gereizt.

»Kein Problem ... Warte! Noch eine letzte Frage.«

Die Frau blieb an der halb geschlossenen Tür stehen und sah sie verärgert an.

»Der Bote, hatte er eine Uniform an?«

»Sie«, korrigierte Julie und zog die Augenbrauen zusammen, als würde sie angestrengt nachdenken. »Kann mich nicht erinnern.«

»Was ist mit dem Lieferwagen? Hast du den gesehen?«

»Tut mir Leid.« Als Stacy den Mund öffnete, um eine weitere Frage zu stellen, hob sie die Hand. »Ich versäume den besten Teil der Übung. Würdest du mich bitte entschuldigen?«

Stacy gab es auf und ging wieder in ihre Wohnung zurück. Sie nahm das Päckchen, zog an der Reißschnur, öffnete es und zog den Inhalt heraus. Der Gegenstand war durch Luftpolsterfolie geschützt. An der Plastikverpackung klebte eine Karte.

Sie zog die Karte ab und klappte sie auf. Dort stand ein einziger Satz:

Das Spiel ist noch nicht vorbei.

Stacys Hand begann zu zittern. White Rabbit.

Das konnte nicht sein.

Vorsichtig löste Stacy das Klebeband von der Luftpolsterfolie.

Sie hielt den Atem an. Ein Laptop. Schöne weiße Umschalung.

Sie erkannte ihn wieder.

Cassies Computer.

Sie schaltete ihn an und bemühte sich, gleichmäßig zu atmen, während sich die Programme aufbauten. Dann füllten Symbole den Bildschirm. Sie ging die Dateien durch und stoppte bei einer mit dem Namen »Meine Bilder«.

Stacy öffnete sie. Die Datei war für eine Dia-Show ausgerichtet. Reihen von daumennagelgroßen Fotos erschienen. Sie klickte das erste an, das daraufhin den Bildschirm ausfüllte. Cassie und Magda mit Silvesterhüten, die in Papierpfeifen pusteten. Danach ein Foto von Cassies Mutter und Schwester.

Beim folgenden Foto schlug ihr das Herz bis zum Hals.

Sie und Cassie. Im Café Noir. Hielten die Kaffeebecher hoch und lächelten in die Kamera.

Stacy schluchzte auf. Sie sprang auf und ging zum Fenster hinüber. Die Handballen auf die Augen gepresst, kämpfte sie gegen den Schmerz an. Sie erinnerte sich an den Tag, an dem das Foto aufgenommen worden war. Billie hatte es gemacht. Mit ihrem Fotohandy. Es erschien ihr, als wäre es erst gestern gewesen.

Stacy ballte die Hände zu Fäusten. Sie musste sich konzentrieren. Nicht an die Vergangenheit denken. Nicht an den Schmerz. Sondern an das, was gerade passierte. Warum das geschah.

Bobbie Gautreaux hatte Cassie und Beth nicht getötet.

Aber wer war es gewesen? Und warum hatte man ihr den Laptop geschickt?

Sie ließ die Hände sinken und drehte sich um. Man wollte sie wissen lassen, dass Cassies Tod mit White Rabbit in Verbindung stand. Dass Troys Tod nicht das Ende des Spiels bedeutete.

Dass White Rabbit sich noch immer auf freiem Fuß befand.

Stacy zog scharf den Atem ein und setzte sich wieder an den Tisch, auf dem der Laptop stand. Sie schloss die Datei mit den Fotos und ging die anderen durch, bis sie auf den Namen White Rabbit stieß.

Bingo.

Sie klickte das Symbol an. Die Datei öffnete sich, ein Menü mit nur einem Stichwort erschien.

Das Spiel.

Nach dem Datum zu urteilen, war das Dokument am Sonntag, dem 27. Februar, um 22:15 Uhr erstellt worden.

Die Nacht, in der Cassie getötet worden war.

Stacy öffnete es und las. Eine Echtzeit-Spiel-Strategie. White Rabbit hatte alle Charaktere versammelt. Da Vinci und Angel. Den Professor. Nero. Alice.

Und genauso wie in ihrem Spiel waren die Haselmaus, die beiden Spielkarten und die Grinsekatze die so genannten Hindernisse. Die Monster, die White Rabbit geschickt hatte, um die Spieler zu schwächen oder zu töten.

Die Spieler.

Natürlich. Sie waren jetzt alle tot. Selbst White Rabbit.

Alle bis auf Angel und Alice.

Stacy sprang auf. Das war es! Natürlich. Sicher hätte Leo alles bekommen, wenn Kay von der Bildfläche verschwunden wäre.

Aber das funktionierte auch genauso gut anders herum. Keiner von ihnen hatte das in Betracht gezogen.

Wenn Leo nicht mehr da war, bekam Kay alles.

Stacy begann hin und her zu wandern. Aufgeregt. Kay war diejenige gewesen, die Pogo gekannt hatte, die Leos Namen auf die Adressenliste der Galerie 124 hatte setzen lassen. Sie hatte mit Troy unter einer Decke gesteckt. Irgendwie waren ihre Pläne fehlgeschlagen.

Ihretwegen. Es musste so sein.

Also wer hatte ihr den Computer geschickt?

Alice.

Alice hatte die Wahrheit herausgefunden. Sie wusste, dass ihre Mutter die Schuldige war. Dass sie Leo getötet hatte.

Der Mörder bekommt alles. Die gesamte Beute. Leos ganzen Besitz. Den Profit aus den kürzlich abgeschlossenen, äußerst lukrativen Lizenzverträgen.

Aber was war mit Dunbar? Sie rieb sich die Schläfen. Hatte Kay ihn sofort erkannt? War ihr klar geworden, dass Danson den perfekten Sündenbock abgab, und hatte sie Troy als Helfer engagiert?

Die Frau war brilliant. Der Plan war brilliant.

Und Alice hatte es herausgefunden.

Natürlich, dachte Stacy. Zwei Figuren waren noch im Spiel. Es würde nicht eher zu Ende sein, bis alle Spieler bis auf einen tot waren.

Der Mörder bekommt alles.

Alice brauchte Hilfe.

Stacy schlug sich erschrocken die Hand vor den Mund. Beabsichtigte Kay, Alice auch zu töten? Am Ende, so dass es keinen Verdacht erregte?

Wie lautete Leos Testament? War Kay die Alleinerbin von Leos Reichtum? Oder lediglich eine Treuhänderin?

Stacy riss ihr Handy aus dem Haltegurt und wählte Spencers Nummer. Sie legte auf, als sich nur die Mailbox meldete. Dann wählte sie die Nummer der ISD. Die Frau am Telefon informierte sie darüber, dass Detective Malone in einer Besprechung sei, und fragte, ob sie Stacy mit einem Kollegen verbinden sollte.

»Ist Detective Sciame da?«

Er war, und kurz darauf meldete er sich am Telefon. »Stacy, was ist los?«

»Ich versuche Spencer zu erreichen. Es ist wichtig.«

»Er ist bei Captain O'Shay im Büro mit zwei Leuten von der PID.«

Public Integrity Division. Innere Angelegenheiten. Ein Treffen mit diesen Typen ließ immer Schlimmes ahnen. Wer wusste das besser als sie – kurz bevor sie Dallas verlassen hatte, war sie von den Jungs gegrillt worden.

Sie runzelte besorgt die Stirn. »Was ist denn los?«

»Ich weiß nicht genau. Es ist der erste Morgen, an dem Captain O'Shay wieder da ist, und diese Kerle kommen reingeplatzt. Dann wurde Malone hereingerufen.«

»Sie sind sein Partner, Sie müssen doch eine Ahnung haben, was anliegt.«

Er schwieg einen Moment. Als er wieder sprach, schien er seine Worte vorsichtig zu wählen. »Er wurde genauestens beobachtet, und da gab es kürzlich ein paar Unregelmäßigkeiten.«

Wie hast du einen Richter dazu bewegen können, das zu genehmigen?

Habe die Fakten ein bisschen frisiert.

»Es ist meinetwegen, nicht, Tony? Weil er mich auf dem Laufenden hielt?«

»Nicht nur deswegen.«

Sie fluchte. »Was noch?«

»Ich kann es nicht sagen.«

»Ich wäre jetzt nicht mehr am Leben, wenn er nicht da gewesen wäre. Alice auch nicht. Was glauben Sie, wie lange Malone noch dort sein wird?«

»Keine Ahnung.«

»Sagen Sie ihm, er soll mich auf dem Handy anrufen. Es ist wegen White Rabbit und Cassie.«

»White Rabbit? Aber das ist ...«

»Es ist nicht vorbei. Vergessen Sie nicht, es ihm zu sagen. Es ist wichtig.«

»Stacy, warten ...«

Sie unterbrach die Verbindung. Für die Konfrontation mit Kay Noble hatte sie überhaupt keinen Plan, sie wusste nur, dass es wichtig war, schnell zu handeln. Alice brauchte sie. Sie bezweifelte, dass Kay so kurz nach Leos Tod wieder agieren würde, aber sie wollte es nicht darauf ankommen lassen und das Leben des Mädchens aufs Spiel setzen.

Oder ihr eigenes.

Mit diesem Gedanken verstaute sie die Glock in ihrer Handtasche.

63. KAPITEL

Dienstag, 12. April 2005 15:00 Uhr

Stacy fuhr zur Villa der Nobles. Ob sich dort etwas verändert hatte? Sie sah dann sofort, dass Kay keine Zeit verloren hatte: Ein großes »Zu-Verkaufen«-Schild hing bereits am Eisenzaun des Grundstücks. Ein Lieferwagen mit dem Logo einer Umzugsfirma stand auch schon in der Einfahrt.

Sie parkte, stieg aus und lief auf das Haus zu. Als sie an der Veranda ankam, erschien Kay mit einem Mann, den Stacy nicht kannte, an der Tür. Seiner Kleidung und dem Klemmbrett in der Hand nach zu urteilen, handelte sich um einen Mitarbeiter der Umzugsfirma.

Die beiden schüttelten sich die Hand, er versicherte, mit ihr in Verbindung zu bleiben, und ging.

»Stacy«, sagte Kay freundlich, nachdem sie sich zu ihr umgewandt hatte. »Was für eine nette Überraschung.«

»Ich wollte sehen, wie es Ihnen und Alice geht. Was Sie beide machen.«

»Weiterleben. Umziehen.«

»Das sehe ich.«

»Zu viele Erinnerungen.« Sie seufzte traurig. »Für Alice ist es besonders hart. Sie ist die ganze Zeit so still.«

Darauf könnte ich wetten. Wahrscheinlich zu verängstigt, um zu reden.

Stacy blickte sie verständnisvoll an und hoffte, dass sie überzeugend wirkte. »Das ist doch ganz normal, würde ich sagen. Sie hat auf grausame Weise ihren Vater verloren. Sie hat eine schreckliche Zeit hinter sich.«

»Ich werde dafür sorgen, dass sie in Therapie geht. Ihr Arzt meint, es würde eine Weile dauern, bis sie sich erholt hat.«

Die Frau war geradezu die personifizierte Liebe und Sorge. Eine meisterhafte Vorstellung, dachte Stacy. Oscarverdächtig.

»Ich hoffe nur, dass sie das eines Tages vergessen kann.«

»Darf ich mit ihr sprechen?«

»Natürlich. Kommen Sie herein.«

Stacy folgte Kay ins Haus. Sie bemerkte, dass die beiden bereits begonnen hatten, ihre Sachen auszuräumen. Sie blickte sich um. »Ist Valerie hier? Ich würde ihr gerne Hallo sagen, wenn ich gerade hier bin.«

»Valerie ist nicht mehr bei uns. Sie ist weggezogen.«

»Wirklich? Das überrascht mich.«

»Sie war Leos Angestellte, und jetzt, wo er nicht mehr da ist ... Ich fürchte, sie hat sich nicht wohl gefühlt.«

Kay ging zur Treppe. »Alice!« rief sie. »Stacy ist hier, um dich zu besuchen.« Sie wartete einen Augenblick, dann rief sie erneut nach ihrer Tochter.

Als sie immer noch keine Antwort bekam, sah sie Stacy an. »Das ist das andere, sie kommt kaum noch aus ihrem Zimmer heraus.«

Wohl auch aus Angst. Wahrscheinlich konnte sie es nicht ertragen, ihre Mutter anzusehen.

Kay stieg die Stufen hoch und machte Stacy ein Zeichen, ihr zu folgen. »Wir verdanken Ihnen unser Leben, Stacy. Sie sollen wissen, wie sehr ich zu schätzen weiß, was Sie für uns getan haben. Welche Risiken Sie eingegangen sind.«

Ihre dunklen Augen füllten sich mit Tränen, und wieder gratulierte ihr Stacy im Stillen zu dieser hervorragenden Vorstellung.

»Wenn Sie nicht gewesen wären ... Ich will gar nicht erst daran denken. Wir werden Sie nie vergessen.«

»Ich werde Sie auch nicht vergessen, Kay.«

Sie kamen zu Alices Zimmer, Kay klopfte. »Alice? Stacy ist hier, um Hallo zu sagen.«

Das Mädchen öffnete. Als sie Stacy sah, verzog sie die Lippen zu einem schwachen Lächeln. »Hallo, Stacy.«

»Hallo«, sagte sie leise. »Wie geht es dir?«

Das Mädchen sah zu ihrer Mutter. »Ganz gut.«

»Kay«, sagte Stacy, »machen Sie ruhig weiter mit dem, was Sie erledigen müssen. Ich bleibe einen Moment bei Alice.«

Die Frau zögerte, dann nickte sie. »Ich bin unten.«

Stacy sah ihr nach, dann ging sie mit Alice ins Zimmer und führte sie zum Sofa am Fenster. Sie wünschte, sie könnte die Tür schließen, aber sie wollte nicht, dass Kay Verdacht schöpfte.

»Ich habe heute ein sehr interessantes Paket erhalten«, sagte Stacy mit gesenkter Stimme. Das Mädchen erwiderte nichts darauf. »Einen Laptop«, fuhr Stacy fort. »Weißt du irgendwas darüber?«

Alice blickte zur geöffneten Tür, offensichtlich verängstigt. Sie schluckte angestrengt, als wollte sie etwas sagen, konnte es aber nicht.

Stacy nahm ihre Hand. »Ich werde auf dich aufpassen, Alice. Das verspreche ich dir. Hast du mir den Computer geschickt?«

Sie nickte mit Tränen in den Augen.

»Woher hattest du ihn?«

»Gefunden«, flüsterte sie. »In einer Kiste, die Mom draußen zum Müll gestellt hat.«

Zum Müll. Stacy ballte die Hände und musste gegen die Wut ankämpfen, die sie überkam. Dieser Computer hatte Cassie

gehört, er war ihr wertvollster Besitz gewesen. Kay hatte ihn als Müll ausrangiert, so wie sie Cassies Leben einfach ausradiert hatte.

»Wieso hast du die Kiste durchsucht?« fragte sie.

»Ich habe gesehen, wie sie ein paar Sachen von Dad reingeworfen hat. Sachen, die ich behalten wollte. Das hat sie öfter schon gemacht. Sie ...«

Sie schluckte wieder, als würden die Worte ihr die Kehle abschnüren, dann räusperte sie sich. »Ich wusste, dass es Streit geben würde. Deshalb habe ich die Kiste durchgesehen, als sie zur Massage gegangen ist.«

»Und da hast du den Laptop gefunden?«

»Ja. In einer schwarzen Plastiktüte. Ich weiß nicht, warum ich reingesehen habe, aber in dem Moment, als ich den Computer sah, wusste ich, dass da was nicht stimmt. Mom hat nie einen Apple-Laptop gehabt. Dad auch nicht. Keiner von uns.«

»Was war dann?«

»Ich ... ich hab ihn geöffnet. Angeschaltet.«

Sie schluchzte leise auf, Tränen rollten über ihre Wangen.

»Ich habe Ihre Freundin erkannt. Und wusste Bescheid.«

Das Telefon unten in der Halle klingelte. Einmal, dann noch einmal. Es verstummte, gefolgt von einem leisen Gemurmel, als Kay sich meldete.

»Warum hast du nicht die Polizei gerufen?«

»Weil ich ... Ich vertraue Ihnen. Ich wusste, dass Sie sich darum kümmern würden.« Sie sah auf ihre Hände. »Ich hatte solche Angst, dass sie irgendwie ... herausfindet, was ich getan habe. Ich glaube, sie will ... sie will ...«

»Was?«

»Ich glaube, sie will mich auch umbringen.«

Das glaubte Stacy auch.

»Ich werde Malone anrufen«, sagte sie leise und griff nach ihrem Handy, aber die Halterung war leer.

Sie hatte es im Wagen liegen lassen.

»Was ist?« fragte Alice.

»Mein Handy ist im Auto. Du rührst dich nicht vom Fleck, ich bin gleich zurück.«

Alice griff nach ihrer Hand. »Lassen Sie mich nicht allein!«

»Ich renne nur kurz zum Wagen. Ich verspreche dir, dass ich ...«

»Benutzen sie den Anschluss hier vom Haus.«

Stacy schüttelte den Kopf. »Zu riskant.«

»Dann komme ich mit.«

Stacy machte sich von ihr los. »Du bleibst hier. Wir wollen nicht, dass deine Mutter misstrauisch wird.«

»Bitte, Stacy«, flehte sie mit zitternder Stimme. »Ich habe solche Angst.«

Kein Wunder, das arme Kind. Ihre Mutter war eine eiskalte Mörderin.

Stacy blickte aus dem Fenster. Ihr Auto parkte am Straßenrand. Sie konnte das Handy holen und in fünf Minuten zurück sein. Oder noch schneller.

»Meine Glock ist in der Tasche. Kannst du damit umgehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Du brauchst nur zu zielen und den Abzug zu ziehen. Meinst du, das könntest du?« Das Mädchen nickte. »Ich lasse die Waffe hier. Aber nimm sie nur, wenn du wirklich keinen anderen Ausweg hast. Verstanden?«

Stacy warf einen Blick zurück, bevor sie das Zimmer verließ.

Armes Kind. Wie sollte die Kleine jemals darüber hinwegkommen?

Stacy stieg die Treppe hinunter, krampfhaft bemüht, nicht zu schnell zu gehen, für den Fall, dass sie Kay begegnete.

Sie schaffte es zum Auto, holte das Handy heraus und rief Malone an.

Er meldete sich. Seine Stimme klang angespannt. »Ich kann jetzt nicht reden.«

PID. »Dann hör einfach nur zu. Komm zur Noble-Villa. Bring Tony und ein paar Polizisten mit.«

»Ich habe jetzt für Spielchen keine Zeit ...«

»Das Spiel ist der Grund, warum ich anrufe. Es ist noch immer nicht aus.«

»Bist du ...«

»Sicher? Absolut.«

»Stacy, Hilfe!«

Sie blickte auf. Sah die beiden Umrisse an Alices Fenster. Sie kämpften miteinander. Es sah aus, als versuchte Kay, ihre Tochter zu überwältigen.

»Lass mich los! Ich hasse dich!«

Stacy fluchte. »Ich muss da hoch! Komm her ...«

»Was ist da ...«

»Komm einfach! Sofort!«

Sie rannte zum Haus zurück.

»Mörderin!« schrie Alice. »Du hast Dad umgebracht!«

Stacy raste die Verandastufen hoch zum Eingang. Der Schuss knallte, als sie gerade durch die Tür kam. Ein spitzer Schrei folgte.

Himmel, nein. Mach, dass dem Mädchen nichts passiert ist!

Stacy nahm zwei Stufen auf einmal und war in Sekunden oben. Sie rannte in Alices Zimmer. Das Mädchen stand mit dem Rücken zu ihr am offenen Fenster.

»Alice?«

Sie drehte sich um. Die Pistole glitt ihr aus den Fingern. »Ich habe sie getötet.«

»Wo ...«

Stacy rannte zum Fenster und sah hinunter. Kay lag mit dem Gesicht nach oben im Gartenbeet, die Augen aufgerissen. Der Blick war leer.

Alice begann zu weinen, in ihr Schluchzen mischte sich das Heulen der Polizeisirenen. »Komm«, sagte Stacy leise, legte den Arm um das Mädchen und führte es aus dem Zimmer. »Sie werden dir ein paar Fragen stellen müssen. Es wird schon alles gut. Das verspreche ich dir.«

64. KAPITEL

Dienstag, 12. April 2005 16:10 Uhr

Malone, Tony und weitere Polizisten trafen ein. Stacy empfing sie an der Eingangstür und erklärte ihnen kurz, was vorgefallen war. Sie blieb an Alices Seite. Fest stand, dass ihre Glock nun Beweisstück in einem Mordfall war. Sie würde ihre Waffe für eine Weile nicht zurückbekommen. Außerdem würde die Polizei einen detaillierten Bericht von ihr und Alice haben wollen.

Und sie würden das Jugendamt benachrichtigen müssen, damit sich jemand um Alice kümmerte.

Es würde ihr schwer fallen, Alice wegzuschicken. Sie war nicht sicher, ob sie dazu in der Lage wäre.

Nach einer Stunde, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, kam Spencer zu ihnen. Er hockte sich vor Alice hin. »Meinst du, du kannst mir ein paar Fragen beantworten?«

Das Mädchen sah Stacy angstvoll an.

»Kann ich dabei bleiben?« fragte Stacy.

Als Spencer es erlaubte, seufzte Alice erleichtert. Sie begann zu schildern, wie sie den Laptop gefunden und die Zusammenhänge begriffen hatte, dass sie ihn Stacy geschickt hatte und warum. Ihre Stimme zitterte. »Sie muss unser Gespräch mitgehört haben, Stacy ging runter, und sie erschien an der Tür. Sie war so ... sauer. Nannte mich ... eine undankbare kleine Hexe.«

Sie griff nach Stacys Hand. »Dann stürzte sie sich auf mich wie eine Verrückte. Ich wusste nicht, was ich machen sollte«, flüsterte sie mit bebender Stimme. »Sie hielt mich ... sie hielt mich fest, zog mich wieder zum Fenster ... ich hatte die Pistole. Stacys Pistole. Ich griff danach und ... ich ...«

Dann brach sie schluchzend zusammen. Stacy umarmte das Mädchen, während sie ihre eigene Aussage machte.

Tony kam zu ihnen herüber. »Gute Nachrichten«, sagte er.

Alle sahen zu ihm hoch. Das waren kaum die passenden Worte in dieser Situation.

»Ich habe gerade mit deiner Tante Grace gesprochen, Alice. Sie konnte einen Flug für heute Abend buchen und wird gegen Mitternacht hier sein. Ich hole sie vom Flughafen ab.«

»Tante Grace«, wiederholte Alice stockend. Als hätte sie vergessen, dass es noch jemanden in ihrer Familie gab.

Spencer warf Stacy kurz einen Blick zu. »Geh du nach Hause, Tony. Wir werden zum Flughafen fahren. Wir drei.«

Um Mitternacht war der Flughafen von New Orleans ein bisschen gruselig. Um diese Zeit trafen nur wenige Flüge ein. Ihre Schritte hallten in dem düsteren Terminal wider, alle Geschäfte und Verkaufsstände waren bereits geschlossen, lediglich eine Hand voll müder Angestellter saß hinter den Abfertigungsschaltern.

Alice sagte kaum etwas und drängte sich ständig fest an Stacy. Glücklicherweise hatte der Flug keine Verspätung. Tante und Nichte umarmten sich eine ganze Weile und weinten. So sanft sie konnte, drängte Stacy sie weiter, zuerst zur Gepäckausgabe, dann zum Parkhaus.

»Wir haben uns die Freiheit genommen, ein Hotelzimmer für Sie zu buchen«, sagte Stacy. »Sollten Sie schon etwas anderes ...«

»Vielen Dank«, sagte Grace. »Nein, ich ... ich habe nicht mal an so was gedacht ... Ich habe immer im Haus ...«

Sie verstummte. Es war klar, was sie hatte sagen wollen.

Sie war immer bei ihrem Bruder im Haus untergekommen. Bei Leo.

Innerhalb von dreißig Minuten hatten sie Grace und Alice im Hotel abgesetzt. Stacy begleitete die beiden hinein, vergewisserte sich, dass mit der Reservierung alles in Ordnung ging, und kehrte zum Auto zurück.

Sie schnallte sich an. Spencer blickte zu ihr herüber. »Wohin soll ich dich bringen, Stacy?«

Sie sah ihn an. »Ich möchte nicht allein sein, Spencer.«

Er nickte und fuhr los.

65. KAPITEL

Mittwoch, 13. April 2005 3:30 Uhr

Stacy richtete sich ruckartig im Bett auf, als ihr schlagartig die Wahrheit klar wurde. »Oh mein Gott!« rief sie aus und schlug sich die Hand vor den Mund. »Sie hat mich angelogen.«

»Schlaf weiter«, murmelte Spencer.

»Du verstehst nicht.« Sie schüttelte ihn. »Sie hat mich angelogen, in jeder Beziehung.«

Er schlug die Augen auf. »Wer?«

»Alice.«

Er sah sie verständnislos an. »Wovon redest du überhaupt?«

Die Erinnerung an den Tag, als sie Leos Post in sein Büro getragen hatte, ging ihr nicht mehr aus dem Kopf. Valerie hatte sie darum gebeten; sie hatte die Briefe auf den Deckel seines Laptops gelegt. Ihr Blick war auf die Einladungskarte der Galerie 124 gefallen.

Der Computer hatte sie damals nicht interessiert.

Doch jetzt sah sie ihn noch genau vor sich. Ein Titangehäuse, mit dem charakteristischen Logo in Apfelform in der Mitte.

»Alice hat erzählt, als sie Cassies Computer gesehen hatte, wusste sie, dass etwas nicht stimmt, weil niemand in der Familie einen Apple benutzt. Aber Leo hatte einen. Er stand auf seinem Schreibtisch.«

»Bist du dir ganz sicher?«

»Ja, vollkommen.«

»Das ist ziemlich einfach herauszufinden.«

Stacy bemühte sich, die ganze Bedeutung dessen zu erfassen, was ihr da durch den Kopf ging.

Steckte tatsächlich Alice selbst hinter allem?

»Die Gesetzesbücher«, sagte Stacy. »In ihrem Regal. Sie studierte sie, um ihren Hintern retten zu können. Im Falle eines Falles.«

Er setzte sich ebenfalls auf. »Du bist dir doch klar darüber, was du da andeutest? Dass der Teenager einen Anteil an diesem Plan hatte?«

»Das deute ich keinesfalls an. Ich denke, der Plan stammte allein von ihr.«

Jetzt hatte sie seine volle Aufmerksamkeit. »Alice hat sich das alles allein ausgedacht?«

»Ja.«

»Sie hat Troy ins Spiel gebracht.«

»Ja.«

Stacy schüttelte den Kopf. Es tat weh. Sie wollte nicht, dass es sich als wahr herausstellte. Wollte nicht, dass Alice so ein Monster war.

Spencer schwieg eine Weile. »Meinst du wirklich, eine Sechzehnjährige könnte das aufgezogen haben?«

»Sie ist keine normale Sechzehnjährige. Alice ist ein Genie. Eine erfahrene Spielerin. Ich denke, eine brillante Strategin. Sie hat mir gegenüber betont, wie intelligent sie wäre. Prahlte damit, wie hoch ihr IQ ist. Ziemlich arrogant, wirklich.«

Er rieb sich das Kinn. »Aber warum soll sie das getan haben, Stacy? Wegen Geld? Wir sprechen hier von ihren Eltern, Himmel noch mal.«

»Das Geld war zweitrangig. Sie wollte ihre Freiheit. Sie fand, dass sie das verdiente. Ihre Eltern haben sie kurzgehalten. Zu sehr behütet. Das sagte sie mir. Sie hinderten sie daran, zur

Universität zu gehen, bestanden darauf, dass sie zu Hause unterrichtet wurde.«

»Du hast gehört, wie die beiden miteinander gekämpft haben, hast gesehen, dass Kay sie töten wollte.«

Stacy schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe gesehen, wie sie miteinander kämpften. Habe gehört, wie Alice ihr Beschuldigungen an den Kopf warf.« Stacy fuhr sich mit der Hand durch das zerzauste Haar. »Kay versuchte höchstwahrscheinlich herauszubekommen, was eigentlich los war. Wollte Alice beruhigen, sie zur Vernunft bringen. Warum habe ich das erst jetzt kapiert?«

»*Falls* das überhaupt stimmt.«

Stacy starrte ihn an. »Es stimmt.«

»Du wirst Beweise brauchen. Mehr als sie nur mitten im Schlaf einer Lüge zu überführen.«

Sie lachte, es klang angespannt. »Ich werde dafür sorgen, dass sie nicht damit durchkommt.«

»Also was wirst du unternehmen, meine Heldin?«

66. KAPITEL

Freitag, 15. April 2005 10:30 Uhr

Alice und ihre Tante bewohnten eine Suite im Hilton Hotel am Riverwalk. Stacy hatte ihren Besuch telefonisch angekündigt.

Lächelnd öffnete Grace die Tür. »Stacy, wie nett von Ihnen vorbeizukommen.«

»Mit einem von Alices Lieblingsgetränken.« Sie hielt einen Becher mit Eis-Moccaccino hoch. »Größe XXL.«

»Da wird sie sich freuen«, murmelte Grace. »Sie hat die Suite kaum verlassen. Nur zu den Mahlzeiten und wenn sauber gemacht wird.« Die Augen der Frau füllten sich mit Tränen. »Es ist schrecklich. Sie muss sich so einsam fühlen. Und so verraten.«

Stacy tippte eher auf selbstzufrieden. Vorerst.

»Ich lasse sie nicht gern allein«, sagte Grace, »aber ich versuche, Leos Sachen zu verpacken und ...«

Sie verschluckte den Rest. Stacy verspürte Mitleid mit der Frau: Sie hatte ihren einzigen Bruder verloren.

Und würde bald erfahren, dass dessen Tochter diejenige war, die ihn umgebracht hatte.

»Heute Morgen geht es ihr überhaupt nicht gut«, fügte Grace dazu. »Ich weiß nicht, was ich tun kann.«

Stacy drückte der Frau die Hand und kämpfte gegen die Wut an, die plötzlich in ihr aufstieg. Für Alice war alles nur ein großes Spiel. Menschen und ihre Gefühle. Deren Leben. Es ging nur darum, wer gewann.

Die Frau ging zu Alices Zimmer und klopfte an die Tür.

»Alice, mein Liebes, Stacy Killian ist hier, um dich zu besuchen.«

Kurz darauf erschien sie an der Tür. Sie sah aus, als hätte sie eine Fahrt zur Hölle und zurück hinter sich, ihr Gesicht sah so kummervoll aus, dass Stacy einen kurzen Augenblick Zweifel überkamen.

Hatte sie sich doch geirrt? War Leos Laptop vielleicht neu gewesen? Hatte Alice das eventuell einfach nicht gewusst?

Nein. Sie irrte sich nicht. Alice hatte alles entwickelt, hatte kaltblütig den Tod ihrer Eltern geplant.

Stacy bemühte sich, ihr aufmunternd zuzulächeln. »Wie geht's?«

»Ich halte mich so einigermaßen.«

»Ich habe dir einen Moccaccino mitgebracht.«

»Danke.«

»Alice, Liebes, ich habe jetzt einen Termin mit der Umzugsfirma. Ist es okay, wenn ich dich für ein, zwei Stunden allein lasse?«

»Ich werde bei ihr bleiben, Grace«, bot Stacy an. »Machen Sie sich keine Sorgen.«

Die Frau wartete auf eine Bestätigung von Alice, die nickte.

Grace verließ die Suite, und Stacy hielt einen Moment den Plauderton aufrecht, bis sie sicher sein konnte, dass Grace nicht noch einmal unerwartet zurückkehrte.

Dann sah sie Alice an. »Hören wir auf mit dem Blödsinn, okay? Wir sind jetzt unter uns.«

Alice riss die Augen auf. »Was meinen Sie damit?«

Stacy lehnte sich vor. »Ich weiß es, Alice. Es war dein Plan. Du bist diejenige.«

Sie wollte widersprechen, doch Stacy ließ sie nicht ausreden.

»Du bist brilliant. Sie haben dich wie ein kleines Kind behandelt. Du musst gedacht haben: Wie können sie es wagen? Schließlich warst du schlauer als beide zusammen. Oder etwa nicht?«

»Ja«, sagte sie leise. »Ich habe mehr drauf als die beiden zusammen. Und ich bin zu schlau, um mich damit reinlegen zu lassen.«

»Womit?«

»Ihr verzweifelter Versuch, mich in eine Falle zu locken. Werfen Sie mir Ihr Handy zu.«

»Mein Handy, warum?« fragte Stacy.

»Weil ich alles über Sie weiß, deshalb. Alles, was Sie bisher getan haben. Ich mache meine Hausaufgaben immer.«

Stacy warf dem Mädchen ihr Handy zu.

Sie fing es auf, blickte auf das Display und dann zu Stacy.

»Schlau, aber nicht schlau genug.«

Sie schaltete das Gerät aus und warf es zurück. »Wer war am anderen Ende? Spencer Malone und sein dicker Kollege?«

Stacy bewahrte die Fassade. »Woher hast du das gewusst?«

»Den kleinen Trick haben Sie schon mal benutzt. Als Ihr Partner versucht hat, Ihre Schwester umzubringen. Wie schon gesagt, ich mache meine Hausaufgaben.«

»In Ordnung. Jetzt sind wir wirklich unter uns.«

Alice lächelte. »Sie haben mich gefragt, jetzt bin ich dran. Womit habe ich mich verraten?«

»Du hast gelogen. Was den Computer deines Vaters betraf. Er hatte einen Apple.«

Sie nickte. »Die Lüge habe ich sofort bedauert, nachdem sie raus war. Ich habe mich gefragt, ob Sie's bemerkt haben.«

»Nun habe ich es bemerkt.«

Sie zuckte die Schultern. »Super Sache. Wird Ihnen aber nichts nützen. Wäre es nicht besser gewesen zu glauben, Sie hätten den Fall gelöst?«

»Die Wahrheit ist immer das Bessere.«

Alice lachte kalt. »Mom hätte schon an diesem Abend in Belle Chere draufgehen sollen. Sie auch. Ihr Kumpel Malone hat es vermasselt.«

»Mein Glück.«

»Ich habe mehrere Male versucht, ihn loszuwerden, aber er hatte einfach zu viel Glück.«

»Ihn loswerden? Wie das?«

»Anonyme Anrufe bei der NOPD. Über die Einbeziehung von Zivilisten in laufende Ermittlungen.«

»Was bist du doch für ein schlaues kleines Ding. Durch und durch Hirn, kein Herz und keine Seele. Genau wie eine Figur aus dem Spiel.«

Sie fuhr zornig hoch. »Ich brauche meine Freiheit. Das habe ich verdient. Es war einfach lächerlich, wie meine Eltern versucht haben, mich zu überwachen. Ich hätte sie überwachen sollen.«

»Und warum das? Sie waren die Erwachsenen, du ihr Kind.«

»Aber sie waren mir nicht ebenbürtig. Ich konnte sie leicht in die Tasche stecken.«

»Also hast du einen Plan ausgeheckt und die einzelnen Teile sorgfältig zu einem einwandfreien Szenarium zusammengesetzt.«

»Danke.« Sie verbeugte sich spöttisch. »Ich hätte schon vor drei Jahren an der Uni sein sollen. Aber *er* wollte mich nicht gehen lassen. Und *sie* hat sich auf seine Seite gestellt. Das hat sie immer gemacht, sogar noch nach der Scheidung. Also haben sie mir diese lahmen Lehrer aufgehalst.«

»Wie zum Beispiel Clark.«

Sie lachte. »Clark war das erste Puzzleteil. Ich habe schon kurz, nachdem er angestellt wurde, rausgefunden, wer er war.«

»Wie?«

»Hab mal sein Zimmer durchsucht. Und dabei eine Quittung für ein Schließfach gefunden. Den Schlüssel habe ich dann mal an einem Nachmittag geklaut und ... Clark Dunbar war enttarnt.«

Sie war wirklich clever. Skrupellos, aber clever.

»Er hat alle möglichen Sachen aus seiner Vergangenheit aufgehoben. Fotos. Briefe. Diplome und andere Dokumente. Interessant, dass er nicht in der Lage war, das ganze Zeug hinter sich zu lassen. Mir würde das nichts ausmachen.«

»Zweifellos. Immerhin warst du in der Lage, deine Eltern umzubringen, ohne mit der Wimper zu zucken.«

»Bis auf Mom habe ich niemanden umgebracht.«

»Troy hat es getan.«

»Das zweite Puzzleteil.«

»Wo hast du ihn gefunden?«

»Im Internet. In einem Chatroom.«

Stacy warf einen Blick auf das Gemälde an der Wand, das eine unbestimmte Landschaft zeigte.

»Wie hast du ihn dazu gekriegt mitzumachen?«

»Ganz leicht. Troy liebte eben das Geld.«

Stacy wurde schlecht beim Zuhören. »Troy war faul und dumm«, fuhr das Mädchen fort. »Aber sehr nützlich. Er konnte wunderbar Befehle ausführen.«

»Wie viel hast du ihm versprochen?«

»Eine Million Dollar.«

Eine Million Dollar. Genug, um einen Mann wie Troy dazu zu bringen zu morden.

Alice rollte sich auf der Couch zusammen wie eine zufriedene Katze und trank einen Schluck von ihrem Eiskaffee.

»Können Sie sich vorstellen, dass Mom mir die Überprüfung von Troys Unterlagen überlassen hat? Er war genau der, den ich wollte. Ich wusste, er war perfekt.«

»Wann hattest du die Idee, das White-Rabbit-Szenarium zu entwickeln?«

»Als ich wusste, wer Clark wirklich war. Er war der beste Sündenbock.«

Stacy nickte. »Du dachtest, wenn deine Eltern erst mal tot wären, hättest du deine Freiheit.«

»Und Geld. Sehr, sehr viel Geld.«

»Und diese ganzen anderen Leute? Ihr Tod hat lediglich den Weg bereitet?«

Sie zuckte die Schultern. »Im Grunde schon. Ihr Tod diene einem höheren Zweck.«

»Aber dann kam ich und habe es vermasselt.«

»Eigenlob stinkt. Das war nur eine kleine Störung, mehr nicht. Ich mag es, wenn ich schnelle Entscheidungen treffen muss. Hält mich fit.«

Stacy hätte zu gern dieses selbstgefällige Grinsen aus dem Gesicht des Teenagers geohrfeigt. »Und Cassie?« fragte sie.

»Falscher Ort, falsche Zeit. Ich war im Café Noir, sie hat über meine Schulter gelugt und das Spiel gesehen. Hat mich danach gefragt. Sie war im Weg. Tut mir Leid.«

»Also hast du ihr erzählt, du würdest sie mit einem Obersten White Rabbit zusammenbringen.«

»Ja.«

»Troy?«

»Ja.«

»Damit wirst du nicht davonkommen.«

»Sie sind zu mittelmäßig, um mich zu überführen. Das ist eine Tatsache.«

»Es macht dir nichts aus, dass ich alles weiß?«

»Sollte es?« Sie zog an ihrem Strohalm. »Gehen Sie zur Polizei, sie werden Ihnen nicht glauben. Sie haben keine Beweise. Keine Aussage, kein Fall.«

»Definiere ›Aussage‹.«

»Was soll das? Wir wissen beide, wovon ich rede.«

»Okay.« Stacy lächelte. »Dann definiere das Wort Aussage eben nicht. Wie wäre es mit einem anderen, das du vorhin benutzt hast. Störung?«

Alice starrte sie an. Zum ersten Mal zeigte sich etwas anderes in ihrem Gesicht als Selbstzufriedenheit. »Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Siehst du das Gemälde da?«

Alice drehte sich zu dem Bild um. »Ja.«

»Gefällt es dir?«

»Nicht direkt.«

»Zu dumm. Denn du wirst den Rest deiner Tage damit verbringen, darüber nachzudenken. Es zu verfluchen.«

Das Mädchen schnaufte ungeduldig. »Und warum das?«

»Weil auf der anderen Seite der Wand die Polizei sitzt, hinter dem Bild. Heute Morgen, als du zum Frühstück runtergegangen bist, haben die Techniker von der NOPD dort ein Videoüberwachungssystem installiert. Sie haben dein ganzes Geständnis aufgenommen.«

Alice sah sie überrascht und ungläubig an. Dann sprang sie mit einem wütenden Aufschrei von der Couch und stürzte sich auf Stacy. Sie kratzte und trat mit den Füßen. Stacy wehrte sie ohne große Probleme ab und drehte ihr die Arme auf den Rücken, um sie ruhig zu stellen.

»Du hast das Recht zu schweigen ...«

Die Polizisten stürmten durch die Tür. Stacy fuhr trotzdem fort, ihr die Rechte aufzusagen. »Alles, was du sagst, kann vor Gericht gegen dich verwendet werden. Du hast das Recht auf einen Anwalt. Jetzt und bei späteren Verhören. Wenn du dir keinen leisten kannst, wird ein Pflichtanwalt berufen. Hast du die Rechte, die ich aufgezählt habe, verstanden?«

»Gehen Sie zum Teufel.«

»Nein«, sagte Stacy, »das wird deine letzte Station sein.«

Da erst blickte sie auf. Die ganze Gruppe, Spencer, Tony und die Techniker, standen im Zimmer.

»Killian«, sagte Spencer leise, »du bist keine Polizistin mehr.«

Sie stand auf. »Stimmt. Aber ich glaube, daran muss ich was ändern.«

Zwei Uniformierte nahmen die laut fluchende Alice in Gewahrsam.

»Wie ich sehe, hast du deinen Job noch?«

Spencer öffnete die Jacke und zeigte sein Schulterhalfter.

»Ich werde wohl noch ein paar Tage Dienst schieben. Man hat mir ganz schön auf die Finger geklopft wegen meiner Vorgehensweise in diesem Fall. Mir wurden eine Menge Fragen über dich gestellt. Jetzt wissen wir ja, von wem sie die Hinweise hatten.«

»Ja, Hübscher. Und was nun?«

»Kümmere dich um die Verdächtigen. Ich werde Ms. Killian vernehmen.«

Tony lachte. Spencer streckte die Hand aus. »Bist du damit einverstanden, meine Heldin?«

Sie ergriff seine Hand. »Habe ich dir schon gesagt, dass du nicht annähernd so lästig bist, wie ich anfangs gedacht hatte?«

»Das war nicht notwendig, Killian. Ich hab's auch so verstanden.«

- *ENDE* -